




Amalie von Lasaulx.

Vom Verfasser überreicht.

Amalie von Lasaulx

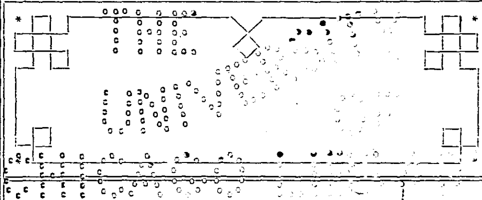
Eine Bekennerin.

Von

J. H. Reinkens,
kath. Bischof.

Bonn 1878.
Druck und Verlag von P. Neusser.

Amalie von Lasaulx.



Amalie von Lasaulx

Eine Bekennerin.

Von

J. H. Reinkens,
kath. Bischof.

Bonn 1878.
Druck und Verlag von P. Neusser.

Vorwort.

„Amalie von Lasaulx, eine Bekennerin" —, dies Buch, der Titel sagt es, ist eine Ehrenrettung, — folglich nicht ohne Polemik. Aber die handelnden Personen, männlichen und weiblichen Geschlechts, welche die Heimgegangene innerhalb der römisch-katholischen Kirche ihrer kirchlichen Ehre beraubten, sie verfolgten und bis in den Tod quälten, sind sämmtlich so unbedeutend, daß gegen sie ein Zorn in besonnenen Männern sich nicht regen kann. Der ganze Unwille darf sich nur gegen das falsche System richten, in welchem gefangen und zu blindem Gehorsam verurtheilt die zur Unthat mißbrauchten Personen selbst nur mitleiderregend sind.

Eine besondere Biographie verdient die Schwester Augustine vor Allem wegen ihres die Bewunderung abnöthigenden Zeugnisses, welches sie als echte Bekennerin der ewigen Wahrheit des Evangeliums Jesu Christi, das ebensowenig, wie die Wegnahme eines Iota's, Zusätze verträgt, gegeben hat. Der Verfasser

der vorliegenden Schrift würde vor dem Vaticanischen „Concil" einem ehrlichen Zeugnisse der Wahrheit vielleicht weniger warme Anerkennung gezollt haben, weil er es bei jedem aufrichtigen Christen und gebildeten Menschen für ganz selbstverständlich hielt. Bei der Katechismuslehre von der Sünde wider den h. Geist, die in dem Widerstreben wider die erkannte Wahrheit besteht, hat er als Kind sein Erschrecken beschwichtigt mit dem Gedanken, daß es solche Sünder unter den Christen gar nicht gebe. Später kamen schmerzliche Enttäuschungen. Seit dem Jahre 1869 aber haben sich Dinge ereignet, welche die Ueberzeugung nahelegen, daß die Tugend der Wahrhaftigkeit in Sachen der Religion, das heißt gerade in dem Heiligsten, was der Mensch hat, eine seltene ist, ja daß sie vollkommen in einer erstaunlich geringen Anzahl auch der sogenannten Positiven sich bewährt, daß sie in Fürsten, die durch ihre Geburt Millionen zum Vorbild sein sollten, das religiöse Gewissen nicht bestimmt, daß sie von Staatsmännern und Beamten, welche die sittliche Staatsidee vertreten wollen, der Politik geopfert wird, und daß sie in der öffentlichen Meinung, wie die „Weltblätter" sie repräsentiren, keine Werthschätzung erfährt, welche Blätter „Kirchenfürsten", die notorisch auf dem Wege von Rom in ihre Heimath nach dem 17.

Juli 1870 allen Wahrheitssinn verloren und ihrem eigenen amtlichen Zeugnisse amtlich Hohn sprachen, bei jeder Velleität oder Schwäche derselben für sanfte und kluge Ausführung der päpstlichen Befehle, wie Ehrenmänner rühmen und beim Tode in schönen Nekrologen verherrlichen.

Wer sollte da nicht mit warmer Bewunderung einer Persönlichkeit sich zuwenden, deren Wahrhaftigkeit so rein erglänzt wie der lauterste Sonnenstrahl? In der That, eine so selbstlos der Wahrheit dienende Seele, wie die Schwester Augustine, sucht man unter Tausenden vergeblich. Bischöfe, welche durch ihre wissenschaftliche Laufbahn völlig außer Stande waren, ihr Gewissen zu Gunsten der falschen Lehren des Vaticans zu beruhigen, und während des „Concils" durch ihre Arbeiten den Papst zu dem verzweifelten Ausruf drängten: „Die Tradition bin ich," verließen den Weg der Wahrheit mit befremdlicher Leichtigkeit wegen ihrer Beziehung zu einem „friedliebenden" Hofe, und ganze Facultäten, die sonst sehr männliche Anwandlungen hatten, wurden mit weich gestimmt. Erzbischöfe von Residenzstädten fielen gegen die anfängliche Neigung ihrer Souveräne von ihrem Zeugnisse der Wahrheit ab, weil sie dies oder jenes Angenehme hätten opfern müssen, oder weil ihnen der Muth fehlte, sich dem vaticanischen „Curialstil" aus-

zusetzen. Doch es kann hier nicht die Absicht sein, die lange, lange Reihe der Treulosigkeiten, welche der Wahrheit damals begegneten, im Einzelnen zu verfolgen; ein Hinweis aber war nothwendig, um den Muth einer bescheidenen Ordensschwester würdigen zu können, welche, gestützt auf das zu Rom öffentlich abgegebene Zeugniß von mehr als hundert Bischöfen, und zwar der größten Bisthümer der Christenheit, der Wahrheit die Ehre gab, und dabei ohne Wanken verharrte, als sie ihren Wirkungskreis, ihre kirchliche Ehre, den Verkehr mit ihren Freunden und Gesinnungsgenossen, die Anerkennung ihrer Oberen, ja den Empfang der Sacramente opfern mußte, und als sie Schmähungen erduldete und quälende „Bekehrungs"versuche und so viele Entbehrungen und Beunruhigungen.

Es hat aber das Leben dieser barmherzigen Schwester, auch abgesehen von dem Bekennermuthe, noch ein anderes eigenthümliches Interesse. Bei aller Strenge, mit welcher sie die Regel hielt und die Ordensaskese übte, befreite sich ihr Geist durch die Kraft des Wortes Gottes und erhob sich zu einer Beurtheilung solcher Uebungen im Lichte der Schöpfung und Erlösung. Der Geist, beziehungsweise die Geistlosigkeit des heutigen Ordenswesens war ein Thema, welches sie selbst dem Verfasser gegenüber

häufig zum Gegenstande der Erörterung machte, der es denn auch gründlich mit ihr durchgesprochen und nicht selten Ursache hatte, ihre erleuchtete Anschauung und tiefe Auffassung der Lebensaufgabe des Christen zu bewundern und sich daran zu erbauen. Die ursprünglich aus dem durch die Erkenntniß der Sünde erschütterten Gemüthe hervorgegangenen asketischen Entsagungen und Selbstzüchtigungen werden in den Klöstern ohne Rücksicht auf Individualität und Gemüthszustand äußerlich befohlen und entarten dadurch zu ebenso geistlosen als unnützen Peinigungen, die weder sittliche Förderung noch Gewissensfrieden gewähren. Dazu kommt, daß vorzugsweise durch falsches Verständniß paulinischer Stellen die Neigung zum Bösen von den heute in der römischen Kirche maßgebenden Theoretikern der Klosteraskese so behandelt wird, als wäre dieselbe mit dem Wesen der menschlichen Natur Eins. Die Bekämpfung des Bösen wird ihnen daher zur Bekämpfung aller naturgemäßen Lebensäußerungen, seien sie geistige oder leibliche. „Den alten Adam ausziehen“, bedeutet ihnen nicht die Ueberwindung der Sünde, sondern die Besiegung der menschlichen Natur durch Unterdrückung derselben. Daher ist schließlich dann nur noch die Rede von „Opfern“; da wird Alles geopfert: nicht bloß die Gesundheit des Leibes, sondern auch die der

Seele, das vernünftige Erkennen und jede freie Selbstthätigkeit, geheiligte Beziehungen der Menschen untereinander, selbst die individuellen Bildungen des göttlichen Geistes, der doch nach der Lehre der katholischen Kirche auch den Einzelnen gegeben wird.

Dieser Richtung der Klosteraskese trat die Schwester Augustine bewußt entgegen, indem sie von der Anschauung ausging, daß die von der Liebe des Schöpfers der menschlichen Natur inerschaffenen leiblichen und geistigen Lebenskeime ihr geblieben und durch die Erlösung von der Sünde wieder frei und von der Gnade geweckt und gehegt in ihrer Entwicklung veredelt und verklärt werden sollten. Das werde erreicht, wenn das leibliche Leben unter der Herrschaft des geistigen und das Doppelleben unter der Herrschaft Gottes sich entfalte. Diese Entwicklung bringt aber alle edlen und schönen Beziehungen der Menschen zu einander zur Offenbarung, d. h. sie führt in das weite Reich der Nächstenliebe, während jene falsche Klosteraskese innere Vereinsamung, — die Erzeugerin der feinsten Art des Egoismus —, bezweckt. Falsche Sicherheit und Hochmuth sind die Folge. Der Schwester Augustine wurde diese Versuchung durch das Kloster nicht erspart. Am 14. Februar 1854 schrieb sie in ihr Tagebuch: „Hat nicht gerade mein Klosterberuf mich berechtigt zu

falscher Sicherheit und (habe) ich (nicht) somit eigenhändig die Brandfackel in's eigene Herz geschleudert? — Wie oft nicht suchte ich gerade eine volle Sicherheit in dem Alleinstehn, in dem vollständigen Abschluß von der Welt da draußen, nicht bedenkend, daß gerade durch das Niedertreten alles Dessen, was Gottes Hand im Menschenherzen pflanzte, ein Fäulnißproceß sich entwickeln kann, der endlich von irgend einem Luftzug in lichter Flamme auflodert?" — Wer die Geschichte der Klöster kennt, weiß, wie wahr dies ist. Wie oft folgte auf die zerstörendste Askese, Jahre lang geübt, die sittliche Ausschweifung oder eine andere rohe Entartung unter den Mönchen!

Ueber den Gegensatz der christlichen Anschauung der Schwester Augustine zu der Klosteraskese handelt diese Biographie ebenfalls eingehend. Das Dritte, welches ausführliche Darstellung findet, ist ihr heroisches Liebeswerk während der Kriege. Die Ordnung in dem Buche ist aber eine umgekehrte von der im Vorwort gewählten.

Amalie von Lasaulx ist geboren am 19. October 1815. Sie selbst war darüber nie im Klaren. Ein Verwandter hat nach ihrem Tode die Civilstandsregister in Coblenz aufgeschlagen und das angegebene Datum ausgezogen. Ich hatte diese Notiz schon im Jahre 1872 unter meinen Papieren. Durch

vorliegende Nekrologe wurde ich später bei der Ausarbeitung irregeleitet, und so findet sich S. 2 irrthümlich das Geburtsjahr 18. October 1817 angegeben.

Durch Mißverständniße ist es geschehen, daß das vorhandene Material für die Biographie nicht in Eine Hand gelegt worden ist. Während das hier vorliegende Buch im Drucke bereits weit vorgeschritten war, erschien ein anderes bei F. A. Perthes in Gotha (1878): „Erinnerungen an Amalie von Lasaulx.“ Doch fehlt dem hier gezeichneten Bilde der Heimgegangenen kein irgend wesentlicher Zug.

Bonn, im März 1878.

Der Verfasser.



Inhaltsverzeichniß.



1.

Das Kind.



Es war im Bassenheimer Hofe zu Coblenz am Rheine, wo vor einem halben Jahrhunderte Clemens Brentano, der begabte und seltsame Romantiker, welcher minutenweise die Menschen kränken und entzücken konnte, plötzlich ein aus der Schule kommendes, rasch in's Haus stürmendes Mädchen mit den Worten vor sich hinbannte: „Ganz bestaubt, die Haare wild, hier ein Loch im Kleide, dort ein Riß?“ Und nun erhob er sich und prophezeite wie ein alter weissagender Schäfer der erschrockenen Kleinen, wie aus solchen Kindern, an denen kein Zeichen von Ordnung und Wohlerzogenheit zu finden sei, nie etwas Rechtes werden könne. Als das Kind vom ersten Schrecken sich erholt hatte, begann es zu schluchzen und reichlich flossen ihm die Thränen über die rosenrothen Wangen herab.

Der Mann voll Lust und Laune, der seine innerste Freude an dem kleinen Wildfang hatte und nur necken wollte, konnte keine Kinderthräne sehen. Schnell nahm er Malchen — so hieß das Kind —

bei der Hand und sprach: „Nun hör' mal, Du kleine, schwarze Hexe, was ich Deiner Mutter sage!" Und zu dieser sich wendend, die mit fast düsterm Ernste daneben stand, fuhr er fort: „Frau Jean Claude, macht Euch keine Sorge um das Maler (Malchen); die ungezogensten Kinder werden nachher die tüchtigsten Menschen." „Hast Du's gehört?" sprach er wieder zu dem Kinde; „dann geh' und wasche Deine verheulten Augen!" und damit entließ er einstweilen das sich wieder beruhigende Kind. Es dauerte aber nicht lange, so kehrte Malchen, — Kleider, Haare, Gesicht — Alles im besten Zustande, in's Wohnzimmer zurück. Den Dichter erfaßte alsbald wieder der Muthwille, er sah dem Kinde von Neuem wie tiefernst in die funkelnden Augen und rief: „So, hast Du sie gewaschen? Man sollt' es nicht glauben, denn sie sind noch gerade so schwarz wie die meinigen auch. Pfui, wir Beide müssen uns recht schämen, daß wir so schwarze Augen haben!" Da brach Malchen, als Jener dabei keine Miene verzog, wieder in Thränen aus, lief hinaus und weinte lange über die schwarzen Augen des Clemens Brentano und über seine eigenen schwarzen Augen, bei denen das Waschen nichts half.

Das Kind war Amalie von Lasaulx, geboren am 18. October 1817 zu Coblenz. Bei tausend Kindern haftet der Anblick an dem Aeußeren: man findet sie „hübsch", „artig", „allerliebst", „bildschön", wie „Engel", lobt auch einzelne Vorzüge,

bewundert gar Talent und Fertigkeit, aber — sie bleiben für die Vorstellung und Unterhaltung der Erwachsenen Kinder, weiter nichts. Kommt ja die Rede auf ihre Zukunft, so ist es nur ihre äußere Existenzform, um die es sich handelt. Nur zuweilen spielt ein Kind an unserm Lebenswege, auf dem wir an ihm vorüberwandeln, oder stürmt ein solches uns auch urplötzlich spielend vor die Füße, bei dessen Erscheinen wir keinen andern Gedanken und keine andere Frage haben als: „Was wird wohl aus diesem Kinde werden?" Denn wir ahnen, daß die Hand des Herrn mit ihm ist. Wir sehen gleichsam das Siegel der Menschenwürde an seiner Stirne und haben deshalb nicht den selbstsüchtig abgeschlossenen engen Kreislauf eines Individuums vor unserer Anschauung, indem wir fragen: „Was wird wohl aus diesem Kinde werden?" sondern eine allgemein menschliche Thätigkeit, durch welche die Natur, die Menschheit selbst, sich reiner offenbart, einen Strahl ihrer Schönheit, welcher eine Generation auszeichnet. Von einer derartigen Ahnung mochte Clemens Brentano unwillkürlich bestimmt werden, als er dem vor ihm hinstürmenden „Maler" von seiner Zukunft zu weissagen begann. — Bei einem solchen Kinde fragt man denn auch gern nach der Umgebung, in welcher es aufwächst. Mit Malchens Vaterhaus verhielt es sich also in folgender Weise.

Als die Rheinlande durch die Befreiungskriege wieder deutsch geworden und dem Throne der Hohen-

zollern zugefallen waren, gehörte Herr von Lasaulx (Johann Claudius, geb. zu Coblenz am 27. März 1781) zu dem kleinen aber ausgezeichneten Kreise Coblenzer Bürger, in welchem die deutsche Gesinnung nicht nur von vorne herein die welsche überwog, sondern auch mit Begeisterung genährt wurde und bald alles Handeln bestimmte. Die Regierung wandte diesen Männern ihre volle Aufmerksamkeit zu und suchte deren Wirksamkeit zu erweitern und zu regeln durch Verleihung von entsprechenden Aemtern. Herrn von Lasaulx ernannte sie zum Königlichen Bauinspector (1816). Zwar hatte er dazu noch nicht die volle Ausbildung, — er hatte zu Würzburg (seit 1798) die Rechte und dann Medicin studirt und erst spät dem Baufache sich gewidmet, — aber die Wahl war dennoch eine sehr glückliche gerade für den höheren Zweck. Es fehlte ihm einstweilen freilich die Erfahrung einer reichen Praxis, doch Sinn und Liebe zum Lernen ergänzte rasch das Fehlende. Er hatte technisches Geschick, mehr noch Kunstsinn. Dies bestimmte die Richtung seiner Thätigkeit: was er baute, sollte stets mehr oder weniger ein Kunstwerk werden.

Noch ein Moment kam hinzu. Im achtzehnten Jahrhunderte hatte die Religion unter der Regierung der geistlichen Kurfürsten am Rheine der Politik, und oft einer reichsverrätherischen Politik als Mittel dienen müssen; da war sie schwach geworden. Als die Schläge der französischen Revolution sie tra-

fen, war sie bereits ohnmächtig von den Umarmungen der Hierarchen. Von diesen frei geworden, erholte sie sich wieder unter der edlen Toleranz des Preußischen Königshauses. Es ist wahr, daß unter diesem auch der Protestantismus in manchen Gegenden des Rheinlandes erst Wurzel faßte; aber das that er nicht durch Zwang, sondern durch Freiheit. Und wahr ist es nicht minder, daß durch dieselbe Freiheit und Anfangs unter dem milden Wehen eines irenischen Geistes der Katholicismus in sich selbst erstarkte und bald nach Außen seine Blüthen trieb. Das war namentlich in Coblenz der Fall. Davon war die Folge, daß der kunstsinnige Bauinspector von Lasaulx mit besonderer Vorliebe sich dem Kirchenbau zuwandte. Zwar baute er wohl auch eine Burg mit freudigem Interesse, gern die Höhe schmückend an dem stolzen Strome (Rheineck); aber lieber doch zierte er die Ufer des Mittelrheins und der Mosel mit Kirchen, für die so manche Gemeinde ihm dankbar, auch heute noch dankbar ist. Zwölf katholische Kirchen baute er. Ein von ihm ausgeführter Lieblingsbau war die Kapelle bei Weißenthurm, wo er auch seine Familiengruft erwählte, die späterhin Zeuge einer das tiefste religiöse Gemüth erschütternden Scene sein sollte.

Indessen hatte er sich bald auch eine angenehme Wohnung für's Leben hergestellt, was, da er während seiner Amtsführung gegen 60 öffentliche und Privatgebäude baute, wohl billig war. Das reichsgräfliche

Haus Waldbott-Bassenheim besaß damals in der Rheinprovinz unter Anderm das Gut Bassenheim, zu welchem in Coblenz ein großes Wohnungsgebäude, der Bassenheimer Hof genannt, gehörte. Der Wohnsitz dieser Familie ist aber Buxheim bei Memmingen. Den Bassenheimer Hof, dessen Eigenthümer seitdem wiederholt gewechselt, bewohnte sie nicht; sie vermiethete ihn, und um ihn gewinnreicher zu verwerthen, ließ sie einen neuen Flügel anbauen durch den Bauinspector von Lasaulx, der unter den Bedingungen auch die freie Wohnung für seine Familie auf zwölf Jahre feststellte. Später wohnte er dann zur Miethe darin bis an seinen Tod. Der Bassenheimer Hof liegt unten an der Moselbrücke, und der von Lasaulx erbaute Flügel ist der äußere, dem Moselthore zunächst. Hier hatte er mit seiner Familie fast das Gefühl des Eigenthümers, das Bewußtsein einer sicheren Stätte.

Doch konnte der Fremde von dem Behaglichen des Familienlebens sich nicht leicht überzeugen, denn er empfing den Eindruck eines Ernstes, welcher bald wie Kälte und bald wie Verstimmung aussah. Das schien von Malchen's Mutter auszugehen, deren große, wie aus dunkler Nacht hervorleuchtende Augen dem zu ihr Aufblickenden die Empfindung erzeugten, welche man beim Anblick der Sterne zur Winterszeit hat. Da war Alles kalt und weit, weit entfernt. Sie war wenig mittheilsam, wie ein verschlossener Charakter, vielleicht nur deshalb, weil ihr Gemahl mit seinem

Freundeskreis einen hohen Aufflug geistreichen Wesens nahm, sie aber von der damit verbundenen feineren weltlichen Bildung weniger annehmen mochte. Sie war herzensgut und fromm, treuen und geraden Sinnes, und so dem gewandten Weltleben auch schon aus Aengstlichkeit abgeneigt, weil es ihr wohl oft gewunden vorkam und nicht von durchsichtiger Wahrhaftigkeit zu sein schien. Doch, wie man sich ihr Wesen auch erklären mag: in ihrer Umgebung war's einsilbig, kalt und streng, so daß es Malchen, wenn das Kind auch in ruhigen Momenten mit seinem Blick bis mitten in das Mutterherz voll Güte dringen konnte, zuweilen doch bange werden mußte, indem das ernste Mutterauge dem Hervorsprudeln seiner Lebensfülle Halt gebot. Dann war eine gewisse Befangenheit unausbleiblich. Aber hier kam der Vater befreiend entgegen, der sein glückliches Temperament nie verleugnete.

Lasaulx war, um den Ausdruck eines Hausfreundes zu gebrauchen, „ein Coblenzer durch und durch". Abends um sechs Uhr ging das Casino — nicht zu verwechseln mit den heutigen Casino's der Ultramontanen in vielen deutschen Städten — Allem vor. Es ist im Anfange dieses Jahrhunderts erbaut und sieht auch heute noch stattlich aus, wie es denn in seinen Räumen jetzt wie damals die bessere Gesellschaft aufnimmt, welche den Sinn für Freiheit und Vaterlandsliebe bewahrt. Da war nun Lasaulx voll Humor, heitern Sinnes, der

liebenswürdigste Gesellschafter, wie er denn überhaupt ein durch innerstes Wohlwollen für die Menschen bestimmter, freundlicher, äußerst gefälliger, dabei anziehender Mann war, gütig gegen Jedermann; und seine Güte that immer wohl. Ebenso regelmäßig wie das Casino besuchte er, und zwar zur Mittagszeit, seine Schwester Christine, Frau Longard, deren Mann Advocat war. Er hatte gewöhnlich früher gegessen und kam, während man in Longard's Hause noch bei Tische saß. Hier konnte er seinem heiteren Wesen mehr freien Lauf lassen, als im eigenen Hause. Besonderes Vergnügen bereitete es ihm, „schöne, neue Geschichten“ zu erzählen. Mitunter meinte er freilich, indem er eine solche schmunzelnd ankündigte, sie eigne sich nicht recht, um sie gerade beim Essen zum Besten zu geben, worin man ihm allerseits, durch Erfahrung belehrt, eifrig zustimmte. Er pflegte dann um so mehr in sich hinein zu lachen. Und erzählt wurde die Geschichte doch, sei es nun während des Tisches oder nachher. Er war nämlich wie der wahre Schatzmeister jener zahllos in seiner Heimath in Umlauf befindlichen „kurtrierischen Geschichten“, durch welche der echte Rheinländer sich an den geistlichen Kurfürsten und ihren Höfen entschädigte für manche Wunde, die der Krummstab dem materiellen Wohlstande wie dem religiösen und geistigen Leben schlug. Die eigenthümliche Gabe, den Humor durch Contrast und Aehnlichkeit zu fassen und durch die Phantasie zu erhöhen, besaß von Lasaulx in seltenem Maße,

und daher geschah es, daß oft, auch wenn er nicht erzählte, ein heiteres Lächeln über sein Antlitz flog und auch in seiner Umgebung Lebenslust weckte.

Das war es gerade, was Malchen in frühester Kindheit an den Vater fesselte, den sie bei zunehmender Erkenntniß auch innig verehrte. Beim Anblick des Vaters schwand jede Befangenheit des Kindes, wenn die natürliche Lebensfülle und Freude überquellen wollte. Sie hatte noch fünf Geschwister; alle sechs Kinder, drei Töchter und drei Söhne, waren sehr verschieden und hatten alle ihre Ecken und Seltsamkeiten, wie ein Freund bemerkte. Sie gingen bald weit auseinander, — jedes seinen eigenen Weg, wenn auch die drei Schwestern äußerlich in derselben Berufswahl schließlich zusammen trafen. Des Vaters Liebling war Malchen. Sie waren beide einander sympathisch ganz und gar. Ein leichtes, frisches Wandern, aber im Auge ein ernstes Ziel; voll Humor, als wäre das Leben nur Scherz; im tiefsten Herzen dagegen ein Ernst, wie wenn der tragische Ausgang gewiß und schon in Sicht wäre.

Malchen war, was man so nennt, ein wildes Kind. Sie zog die Knaben an, wenn sie munter umhersprang und die lose getragenen dunkeln Haare ihr um den Kopf herum flogen und in der Sonne glänzten. Noch heute haben ergraute Männer, die als Kind sie oft gesehen, sie so in der lebhaftesten Anschauung. Im Jahre 1824 erhielt Major Schwarze das Pionier-Bataillon zu Coblenz und zog in den

Bassenheimer Hof, wo er beinahe zwei Jahre wohnte. Da wurde dessen ältester Sohn, Gustav, etwa sieben Jahre alt, Malchen's Spielgeselle; und da sie ihn gern hatte und man sie öfter miteinander spielen sah, so neckten die andern Kinder des Hofes sie und schrieben an die Wände „Gustav und Maler". Sie lachte und ließ sich in ihrem Wesen nicht stören. Gern erschien sie stolz und hoch über den kleinen Gespielen im Sande — auf Stelzen. Zum Stelzenlaufen fehlte es ihr nie an Kühnheit und Lust; dem Schlittschuhlaufen aber gab sie den Vorzug. Diese Kunst war für Mädchen damals in Coblenz nicht vorhanden; und in frommen Familien gar mochte das Schlittschuhlaufen als eine Ueberschreitung der Grenzen des Erlaubten erscheinen. Doch wußte sie eine einsame Stelle, wo die Mosel am ehesten zufror und Sicherheit bot, und dorthin eilte sie ganz allein, wohl das einzige Mädchen der Stadt, und war seelenvergnügt, wenn sie Fortschritte in der Kunst bemerkte. Zwar konnte sie, wenn sie den Bassenheimer Hof verließ, die Schlittschuhe nicht verbergen, und die sie verfolgenden Augen der Leute waren ihr wie verwundende Pfeile; allein sie ertrug die unbehagliche Empfindung und schritt muthig vorwärts, mit demselben Pflichteifer, wie wenn sie mit den Büchern in die Schule ging: „denn", sagte sie später, „es war gar zu schön"! So hatte sie auch ein selbstständiges Spiel, wo sie unabhängig von andern Kindern war. Sie wußte sich schon früh ihren in-

dividuellen Kreis zu ziehen, und war glücklich, von keiner Amme auf Schritt und Tritt verfolgt zu sein. Allerdings gab das manchmal Sorge für die Eltern; doch vertrauten sie dem Schutzengel des Kindes. Einmal war freilich große Noth. Der ganze Bassenheimer Hof gerieth in Aufregung und Angst, denn „das Maler" war fort, und Niemand hatte eine Ahnung, wohin. Alles suchte, auch Gustav Schwarze und dessen jüngerer Bruder Theodor*) durcheilten angstvoll alle Plätzchen, wo man Malchen sonst zu finden wußte. Nach langem Suchen und Jammern fand man das Kind endlich in der Remise des Hofes in einer Kutsche eingeschlafen. Wer weiß, wo hinaus der Traum sie gefahren, — und wer hätte damals sagen können, wo einst noch ernste Freunde die Einsame und Verlassene suchen werden, wann sie sich das Ruheplätzchen wählen wird, um entschlummert der herrlichen Auferstehung entgegenzuharren!

*) Jetzt Oberbergrath, Geheime Rath Dr. Schwarze in Breslau, dem wir einen Theil dieser Mittheilungen verdanken.

2.

Die heranwachsende Jungfrau.

In der Schule lernte Malchen freudig und gut; aber dem fröhlichen Kinderspiele blieb sie lange zugewandt. „Sie war ein prächtig Mädel, frisch, blühend, lebhaft und energisch in Wort und Handlung. Wir junges Volk mochten das lebendige Mädchen recht gut leiden und freuten uns, wenn sie an unsern Spielen im Hause und im Freien Antheil nahm.“ So erzählt jetzt noch in angenehmer Erinnerung ein damaliger Spielgenosse (Landrath G. Hasenclever in Aachen). Hoch hinaus ging's damals nicht mit den Mädchenschulen am Rheine, doch höher als zu der Kurfürsten Zeiten. Für die Lasaulx'sche Familie war aber eine wahre hohe Schule der seltene Freundeskreis, dessen Mittelpunkt das Haus des Justizraths Longard war, und zwar vor Allem durch die Anziehungskraft, welche „die Tante Christine“, die auch das „Maler“ liebte, auszuüben verstand. Ihr reiner christlicher Charakter war wie eine Säule, woran der kirchliche Romantiker des Werthes religiöser Besonnenheit inne wurde. Denn es war der

Geist der Romantik, welcher im Katholicismus Gestalt zu gewinnen suchte, in jenem Kreise herrschend. Aus demselben ragte hervor der alte Görres, der bei aller phantastischen Mystik an klaren Geistesblicken reich war und das Praktische zu ergreifen wußte. Seine Frau war eine Lasaulx. Diese drei Familien, Lasaulx, Longard, Görres, waren aber nicht bloß durch Heirath einander verbunden, sondern auch geistig verwandt; dieselbe Gesinnung beseelte sie, demselben Hange; die poetische Außenseite des Katholicismus zu verherrlichen, folgten sie, ohne der religiösen Innerlichkeit sich zu entfremden, die ihren Nachahmern im Laufe der Zeit immer mehr verloren gehen sollte. Sie waren Eins, sie waren das engverbundene Ganze, welches andere Elemente in sich aufnahm, um dieselben sich zu verähnlichen, nicht um durch sie Veränderung zu erfahren. Das in ihrem Kreise waltende Christenthum, noch von keinem Syllabus gehemmt, zeigte sich versöhnt mit der Bildung, erhöhte die Lebensfreude und erzeugte Liebenswürdigkeit; denn es ruhte auf der persönlichen sittlichen Selbstverantwortung, und die Uebung dieser macht demüthig, Demuth aber ist der Goldgrund, auf welchem die Liebenswürdigkeit in allen ihren freudeweckenden Farben erscheint*). Die

*) Wenn späterhin, als der Jesuitismus das Romanisiren der Katholiken Deutschlands begonnen hatte, einzelne Männer aus diesem Kreise unduldsam und im schlimmen Sinne ultramontan wurden, so war dies ein Abfall von dem ursprünglichen Geiste.

Familien Diez und Settegast gehörten zu diesem Kreise, und außer Clemens Brentano gesellte sich auch dessen Bruder Christian hinzu. Als Freunde aus der Ferne erschienen zuweilen, das geistige Leben mehrend, der Sohn des alten Görres, Guido, und dessen Schwager Steingaß aus Frankfurt a. M. Als der Sohn des Hauses, Ernst von Lasaulx, Professor der Philologie und der Alterthumswissenschaft zu Würzburg und später in München geworden war, wurden auch seine Besuche zu immer neuen Anregungen in dem stets für geistreiche Art, für religiöse und patriotische Gedanken und Empfindungen empfänglichen Kreise.

Seit dem Jahre 1831, gerade seit der Zeit, da Amalie des entscheidendsten Unterrichtes bedurfte, finden wir ferner den classisch feingebildeten Philologen Brüggemann, der vor mehreren Jahren als vortragender Rath im Unterrichts-Ministerium zu Berlin starb, im häufigen Umgang mit der Familie. Angezogen zu herzlichem Verkehr in diesem Kreise wurde auch der Protestant Stedmann, dessen Frau katholisch war. Doch noch andere anregende Persönlichkeiten sah man dort; erwähnt möge schließlich werden der Geistliche Seydel, welcher in einfach gesunder Weise dem klar denkenden Kinde Religionsunterricht gab und an den Unterhaltungen des Hauses Theil nahm.

Uebersieht man den ganzen Kreis, so findet man Elemente genug, welche es verhinderten, daß die fahrenden Ritter der Romantik mit dem Katholicismus

der Coblenzer völlig in das Gebiet der bloßen Poesie davongegangen wären. Zu hohe ideale Schwärmerei ist überhaupt nicht der Fehler der Bevölkerung von Coblenz; sie unterschätzt die Bedeutung der materiellen Basis des Lebens nie und wird auch ohne Citadelle durch ein starkes realistisches Band davor geschützt, von ihrem irdischen Existenzboden unversehens hinweggeblasen zu werden. Auch heute noch sind die vaticanisch gesinnten Coblenzer, die „guten Katholiken", auf materiellen Besitz und Genuß eifrigst bedacht. Das kann zum Indifferentismus und Materialismus führen, hatte aber damals sein Gutes. Als zur Zeit der Jacobiner-Herrschaft selbst die Kinder aus der Mädchenschule in den Festzügen zur Aufpflanzung der Freiheitsbäume mit der Cocarde geschmückt erscheinen mußten, die sie, da das Haar in freien Locken herunterwallte, nur an ein Kämmchen befestigt, oft verloren und somit wider Willen ihre Lehrerinnen politisch verdächtig machten, da gab es immer noch manche Familie in Coblenz, die den Traum nicht mitträumte, sondern die Kinder nüchternen Geistes erzog und zum Vater im Himmel beten lehrte. Und als die Noth kam, konnten diese schon beten, während die Andern es lernten. Noch waren die Leiden der langen verheerenden Kriege nicht vergessen, als das Hungerjahr 1817 kam. Da fand sich zu Coblenz die Kraft des Widerstandes in der christlichen Liebe. Der dort entstandene Hülfsverein brachte in der That Hülfe der ganzen Ge-

gend, rettete und tröstete Viele und wandte ihren Blick zugleich dankbar nach oben. Die Sorge für die Beseitigung der Noth in der Ferne machte zugleich aufmerksamer auf die Bedürftigen in der Nähe. Es entstand in Verbindung mit dem Hülfsverein zu Coblenz ein Verein von Frauen und Jungfrauen zur Uebung der Barmherzigkeit an den Armen der Stadt selbst. Die christliche Liebe ist wie ein Feuer, das, wenn es einen Heerd gefunden, alles in seine Nähe kommende Entzündbare ergreift und weithin Wärme ausströmt. Es erglühte ein Eifer, der in Coblenz Wohlthätigkeits-Instituten Dauer verlieh. Aus diesem Eifer ging noch kein Jahrzehend später auch die Berufung der damals harmlos geleiteten und nicht zur Kirchenpolitik mißbrauchten barmherzigen Schwestern vom h. Carl Borromäus zur Uebernahme des Bürger-Hospitals zu Coblenz hervor, welche am 10. Juli des Jahres 1826 davon Besitz ergriffen.

Clemens Brentano hat in seinem mit Begeisterung geschriebenen Buche: „Die Barmherzigen Schwestern in Bezug auf Armen- und Krankenpflege" *) einen ausführlichen Bericht über das Bürger-Hospital in Coblenz mit erläuternden Beilagen erstattet, welcher zeigt, wie jene Schwestern hier ein bereits von Generationen gepflegtes Werk der Liebe und somit eine Stätte des Segens vorfan-

*) Mainz, Verlag von Franz Kirchheim. III. Aufl. 1856.

den. Freilich wurde durch ihr Eintreten Ordnung und Reinlichkeit gefördert und der Geist der Liebe waltete augenscheinlicher, indem er, gebunden an eine Ordensregel, gleichsam greifbar wurde zu bestimmten Zeiten und in festen Formen. Das Zarte des Nichtwissens der Linken um das, was die Rechte thut in den Werken der Barmherzigkeit (Matth. 6, 2—4), konnte hier freilich nicht für alle walten, da wenigstens die Oberin Alles wissen muß, was die rechte Hand und was die linke thut, selbst die begleitenden Gedanken und die Empfindungen des Herzens. Auch die Freiheit, welche der Liebe eigen ist, ward eng begrenzt. Verborgen und unbeschränkt frei blieb aber die geistliche Leitung mit der Auctorität unbegrenzter göttlicher Stellvertretung. Ob nun das Offene und zugleich Geheimnißvolle des Wirkens der barmherzigen Schwestern oder die strenge Zucht der Liebe oder der weithin wirkende Geist derselben die Anziehungskraft übte, — genug, das Bürger-Hospital zu Coblenz wurde bald mit Eifer von den Töchtern der angesehensten Familien der Stadt besucht.

Den Eindruck des Erscheinens der barmherzigen Schwestern auf verschiedene Stände schildert Clemens Brentano also. „Seit einer Generation hatte das Volk in diesen Gegenden keine Klosterfrauen mehr gesehen, aber es begegnete ihnen überall mit Freundlichkeit und Ehrfurcht, und die Kinder freuten sich, endlich einmal Nönnchen zu erblicken, von welchen ihre Großeltern ihnen so oft erzählt hatten, und als

deren Arbeit ihnen manche zierliche und schimmernde kleine Spielerei benannt worden war, die sich hier und da noch in den Putzschränken nicht ganz revolutionirter Haushaltungen zur Bewunderung der neugierigen Jugend und zur nachdenklichen Rührung älterer Leute erhalten hatte. Mit freudiger Ehrfurcht sahen die Kinder die fremdartig, aber durch große Reinlichkeit und Bestimmtheit freundlich gekleideten Klosterfrauen an und fragten zu Hause, ob die Nönnchen denn auch so artige Blümchen und mit Silber umsponnene Jesuskindchen mitbrächten, wie sie im Schranke der Großmutter ständen, und wenn ihnen dieses bejaht wurde, machten sie sich Hoffnungen, als sei ein Weihnachts- oder St. Nicolaustag mehr in den Kalender gekommen. . . . Vielen älteren guten Leuten erwachten bei dem Anblicke der Klosterfrauen lang entschlummerte Jugenderinnerungen an eine friedlichere kindliche Zeit, da Hügel und Thäler und Inseln und der Schooß der Städte mit geweihten Zufluchtsorten gottverlobter (sic) Menschen geheiliget waren, wo mancher Trost, manche Erweckung, manchlich geistig fruchtbares Almosen gegeben ward, was die Welt nicht geben kann." (S. 141.)

Gerade so harmlos und voll warmer Sympathien, wie Clemens Brentano von den Kindern und „vielen älteren guten Leuten" die Nonnen nur im Lichte des Schönen und Guten romantisch betrachtet werden läßt, wurden sie in der That von zahlreichen

gebildeten jungen Mädchen angesehen. Von den „höheren“ Zwecken der römischen Curie mit den Orden und ordensähnlichen Congregationen hatten diese ebensowenig eine Ahnung, wie die barmherzigen Schwestern selbst. Von dem letzten Ziele der „Seelenführung“ durch die geistlichen Superioren wußten sie nichts. Das geheimnißvolle Reden von den „Bräuten Christi“, welche als „gottverlobte“ Jungfrauen der Hochzeit mit dem „Schönsten der Menschenkinder“ entgegengingen, mochten einzelne in einem Anfluge von Romantik sich ausmalen; aber im Allgemeinen sahen die auch in der Frömmigkeit ihre Familien nicht verleugnenden Coblenzerinnen mit gesundem Realismus in dem Bürger-Hospital die rechte Werkstätte für die Arbeiten der Liebe und Barmherzigkeit.

Auch die drei Töchter des Königlichen Bauinspectors von Lasaulx fanden den Weg dorthin und kannten denselben bald so genau, wie der Vater den Weg zum Casino. Die Eltern sahen sie gern dort weilen, wo viel zu lernen war. Das Bürger-Hospital erlangte bald großen Ruf und bahnte den Borromäerinnen den Weg in manche andere rheinische Stadt. Der eifrige und gläubige Protestant Med.-Rath Dr. Ulrich wurde als Hospitalarzt der Lobredner der Schwestern in medicinischen Zeitschriften. Allerseits wandte sich ihnen das wirksamste Wohlwollen zu. Das Coblenzer Haus wurde auch ausgezeichnet durch W. v. Schadow, welcher für die Kapelle sein großes Altarbild, „Maria die Himmels-

königin", schenkte. Aber das Bürger-Hospital wurde nicht bloß ein Vorbild und eine Anregung für ähnliche Anstalten in anderen Städten, sondern auch eine Art Propaganda für die Congregation vom h. Carl Borromäus, und wo praktische Schwierigkeiten den Eintritt in diese hinderten, auch für ähnliche werkthätige Congregationen. Wie gesagt, es wurde ein Sammelplatz der besten Töchter der Stadt Coblenz. Bald zählten die tüchtigsten Familien barmherzige Schwestern oder Elisabethinerinnen zu ihren Verwandten.

Die älteste Tochter des Herrn von Lasaulx, Nannchen (Anna) nach ihrem Taufnamen genannt, geb. 3. Januar 1810, war eine der Ersten, die sich in das Gewand der Klosterfrauen hüllten (im Jahre 1828), um den Kranken und Armen zu dienen. Sie nahm aber schließlich den Schleier bei den Elisabethinerinnen und erhielt den Klosternamen Hildegard. Mit dem Opfer dieser Tochter glaubte die Familie ihrer Begeisterung für das Bürger-Hospital genug gethan zu haben. Nannchen's beide Schwestern schienen für andere Lebenswege bestimmt. Aber die Eltern täuschen sich, wenn sie meinen, nachdem sie das Feuer des religiösen Opfers unter die Kinder geworfen, demselben willkürliche Grenzen setzen zu können. Die zweite Schwester, Clementine, folgte, freilich erst lange nachher, der ältesten Schwester; sie erhielt den Klosternamen Anna. Sie wurde in später Zeit Oberin der Elisabethinerinnen in Luxemburg.

M a l c h e n dagegen näherte sich dem Orden vom h. Carl Borromäus. Sie kam oft in's Hospital, sie war begeistert für die Werke der Barmherzigkeit; aber sie dachte in der Berufswahl den Wünschen ihrer Eltern zu entsprechen. Die Oberin indessen nährte bald die Hoffnung, das hochbegabte Mädchen mit dem leuchtend reinen Charakter zu gewinnen. Mit einer gewissen psychologischen Berechnung behandelte sie das kluge Maler. Eines Tages gingen sie miteinander den Corridor entlang, und Malchen hatte eben betheuert, sie würde nicht barmherzige Schwester werden, als die Oberin plötzlich stillestand und, auf die vor ihnen liegende Steinplatte zeigend, sagte: „Das kann man nicht wissen; wer auf diesen Stein hier tritt, m u ß barmherzige Schwester werden; hüten Sie sich also!" Das sagte sie in einem Tone und mit einer Miene, daß es ungewiß zu bleiben schien, ob sie scherze oder im Ernst rede. Jedenfalls hatte Malchen einen Eindruck empfangen, der sich dem Gefühle bleibend mittheilte, so daß sie, so oft sie in Zukunft zu dem Steine kam, sorgfältig hinübersprang, um denselben ja nicht zu berühren. Es war in diesem Thun ebenfalls Scherz und Ernst. Sie fühlte sich hingezogen zu dem hohen Berufe, ein Opfer der Nächstenliebe zu werden, und in ihrer Lebensfreudigkeit suchte sie demselben auszuweichen. Nicht in dem kalten Stein lag die Entscheidung, sondern in ihrem warmen Herzen. Aber der kalte Stein, dessen Berührung das Hervortreten der Ent=

scheidung veranlassen sollte, war eine trübe Lebenserfahrung.

Die Begründung eines schönen Familienlebens schien ihr zu winken. Sie wurde Braut. Vielleicht hatte ihre so ideal angelegte Natur von Anfang an zu hohe Erwartungen. Sie wollte wohl die Liebe nur in ihrer Verklärung schauen und in dem Verkehre geistige Erhebung finden. Es ist nichts davon bekannt geworden, ob der Bräutigam sich eine an sich schwere Verletzung zu Schulden kommen ließ; nur so viel wissen wir, daß ein von ihm gegebener Anlaß sie bewog, das Verhältniß abzubrechen. Keine Thränen konnten sie zu ihm zurückführen.

Sie hatte auf den Stein getreten, welcher die Richtung ihres Lebensweges unvermerkt änderte, — unvermerkt, soll mit Absicht gesagt sein. Der Weg war ein lichter, kein düsterer; nicht Unmuth, nicht Verzweiflung trieb sie an, denselben zu gehen, sondern ihre Liebe nahm diese Richtung; nicht als Trostlose, sondern als Trostbringende kam sie an das Lager der leidenden Menschen. Es war nicht Schwäche, die sie von der Freude der Welt losriß, sondern Kraft.

Doch diese ihre Kraft prüfte sie sorgsam, als ihr zuerst der Gedanke kam, sich in der vollkommenen Nächstenliebe zu versuchen.

Wie das Bürger-Hospital zu Coblenz nicht aus einem Klostertrieb entstanden war, so lag auch kein Keim des klösterlichen Lebens in Malchen, woraus

eine Nonne hätte werden können. Nicht die aus dem absterbenden und mißbrauchten Klosterwesen hervorkommenden tauben Blüthen der Religion am Baume der Menschheit waren es, die sie anzogen. Nicht das Singen und Beten, Beichten und Bekennen vor den Oberen, Schlafen und Aufstehen, Sitzen und Gehen, Arbeiten und Ruhen nach einer bestimmten Ordensregel oder nach willkürlichen Geboten der Vorsteher war es, was sie suchte. Sie hat sogar von Anfang an für Manches, was mit dem Orden als solchem, ohne Beziehung auf die Nächstenliebe, zusammenhing, gar keine Sympathie gehegt. Vielmehr suchte sie in demselben nur die Gelegenheit und Möglichkeit der vollständigen Hingebung ihrer ganzen Persönlichkeit an den Beruf der Armen- und Krankenpflege, zu welchem, wie ein ihr von Jugend auf nahe stehender Freund sich äußerte, „ein eigenthümlicher und fast unbezwinglicher Trieb sie hindrängte,“ — nicht aber die Abschüttelung der sittlichen Selbstverantwortung auf geistliche Oberen.

Während in ihrem Innern sich nun der Kampf um den Beruf entwickelte, der ihr zwei Hindernisse zu überwinden gab: die Antipathie gegen gewisse geistlos betriebene klösterliche Uebungen und das Bedenken gegen ihre eigene Kraft für die vollkommene Erfüllung der Nächstenliebe, trat das sog. Kölner Ereigniß ein, im Jahre 1837 (Wegführung des Erzbischofs von Köln nach der Festung Minden im Streite über die gemischten Ehen). Es ist bekannt,

mit welcher Heftigkeit und Leidenschaft der Görres'sche Kreis, schon erfüllt von dem Geiste des „rothen Buches" (Augsburg 1835), hierin Partei nahm. Die eintretenden Wirren trennten auch Freunde von dem Lasaulx'schen Hause, und gerade solche, die einen Einfluß auf den Ausgang des inneren Kampfes der jüngsten Tochter, wenigstens indirect, hätten üben können.

In der religiösen Erregung, welche damals unter den römischen Katholiken entstand, wurden die Institutionen der Kirche derselben maßlos gerühmt, und manche redliche Gemüther glaubten ihre gesunde Abneigung gegen Auswüchse und geistlose Vorschriften pflichtmäßig überwinden zu müssen. Um so leichter konnte auch Malchen sich darüber beruhigen, daß sie, um Liebe in voller Hingebung üben zu dürfen, manche geistlose Befehle und Anordnungen in den Kauf nehmen sollte. Schwieriger aber löste sich ihr die Frage, ob sie die sittliche Kraft erringen könne für die gegen das eigene Selbst rücksichtsloseste Erfüllung des Gesetzes der Liebe. Mit dem frühzeitig ausgebildeten Sinn für alles Schöne hatte sie eine angeborene Unmittelbarkeit der Empfindung des Häßlichen, besonders in der Verwahrlosung und Verkommenheit eines Menschen, so daß sie beim Anblick eines solchen sofort der Uebelkeit nahe war. Nun wußte sie freilich, daß eine barmherzige Schwester wie mit sittlich entarteten, so auch mit körperlich verwahrlosten Menschen zu verkehren, ja ihnen die größte

Liebe zu erweisen habe. Der Gedanke an das unauslöschliche Ebenbild Gottes in dem Menschen und an den Lösepreis zur Wiederherstellung des verletzten konnte sie erheben und zu kräftigen Willensentschlüssen führen; hatte sie aber jenen Anblick, so überwältigte sie die Empfindung des Ekels und ihre Kraft schwand alsbald dahin. Die Oberin gab ihr Gelegenheit zur Selbstverleugnung, die sie übte, ohne Beruhigung zu finden. Theils that sie den Liebesdienst ohne das innere Widerstreben zu besiegen, theils schienen ihr die Fälle zu leicht. Nun gab es damals in Coblenz einen Trunkenbold, den sie häufig an ihrem elterlichen Hause vorbeitaumeln sah. Derselbe fiel manchmal in die Gosse und wankte dann blutig und beschmutzt, ein Spott der Kinder, vorüber. Dieser kam ihr so widerwärtig vor, daß sie zuweilen, sich selbst prüfend, die Frage sich vorlegte, ob sie ihn, wenn er erkrankte, wohl pflegen und wie einem Bruder ihm Liebesdienste erweisen könne. Die bloße Vorstellung erfüllte sie mit Abscheu und sie wandte sich schnell ab von dem widerlichen Bilde. Dann aber kam Betrübniß über sie bis zu Thränen, indem sie sich als unwürdig erkannte, vollkommen in der Liebe zu werden, wie es der Herr, den sie über Alles lieben wollte, doch von ihr zu erwarten schien, da er den Beweis der Liebe durch die freudige Liebesthat an dem Geringsten der Brüder befohlen hatte. Und sie faßte wieder Vorsätze, im Gebete sich stärkend. So hatte sie eine Zeit lang gekämpft.

Eines Tages kam sie in's Hospital. Die Oberin, welche eben sehr beschäftigt war, beauftragte sie kurz, bei einem neuen schlimmen Kranken, der augenblicklich schlafe, aber nicht allein sein dürfe, zu wachen und ihm nöthigenfalls Dienste zu leisten. Die Oberin verschwand. Eine unerklärliche Angst erfaßte sie; der Kranke lag vor ihr mit abgewandtem Gesichte; da sank sie auf die Kniee nieder, verbarg ihr Antlitz in beide Hände und betete inbrünstig das Gebet des Herrn. Als sie aufblickte, erkannte sie jenen Trunkenbold, den das Delirium tremens auf's Krankenlager geworfen. Ein kurzes Ringen, und der Abscheu war überwunden: die Liebe, die Alles erträgt, hatte gesiegt. Sie suchte Gelegenheit zu Liebesdiensten und fand sie reichlich. Es lag nahe, in dieser Fügung einen Wink von Oben zu erblicken. Sie erzählte dem Verfasser selbst den Vorfall in dieser Auffassung.

Ihr geliebter Bruder Ernst war um diese Zeit Professor in Würzburg. In seinem Hause nahm sie bald nach jenem Vorfalle einen längeren Aufenthalt, wodurch ihre Losreißung aus den Familien- und freundschaftlichen Beziehungen in Coblenz erleichtert wurde. Im Jahre 1840 that sie den entscheidenden Schritt. In Deutschland gab es damals noch kein Noviziat für die barmherzigen Schwestern vom h. Carl Borromäus. Sie wanderte daher in's Mutterhaus nach Nancy.

Ihr Leben im Noviziat entzieht sich der aus-

führlichen Darstellung. Briefe aus dieser Zeit, selbst wenn solche in unseren Händen wären, würden uns keinen Aufschluß geben, da die Novizen in allen römischen Orden und Congregationen wie unmündige Kinder hinsichtlich ihrer Correspondenz gehalten werden. Conventionelle Phrasen über das unaussprechliche Glück im Kloster bilden darin den Grundton; je glücklicher sie schreiben, desto zufriedener sind die Oberin und die Novizenmeisterin und desto besser werden sie behandelt. Die Leitung läßt Eigenthümlichkeiten nicht aufkommen. Nicht die Entfaltung des Ebenbildes Gottes ist das Ziel, sondern ganz allein „die heilige Regel“ und „der Gehorsam“.

Die französischen Spielereien mit Andacht und Frömmigkeit, die damals noch keine Breven und Bullen Pius' IX. aufzuweisen hatten, berührten ihr Inneres nicht; die Vorschriften über Chorgebet und andere Klosterübungen suchte sie so geistig als möglich zu durchdringen und zu erfüllen, indem sie jedoch stets das Wort im Auge und Herzen behielt: „Barmherzigkeit will Ich, nicht Opfer.“ Im Allgemeinen empfand sie es schwer, daß ihre Kräfte, statt entwickelt und erhöht, gebunden und niedergehalten wurden. Je mehr die individuelle Eigenthümlichkeit in den Novizen verwischt wurde, je weniger diese noch eine Ahnung von dem ursprünglichen Rechte der persönlichen Selbstständigkeit im Denken und religiös-sittlichen Handeln behielten, desto vollkommener glaubte die Novizenmeisterin ihr

gottseliges Werk gethan zu haben; denn sie schien zu meinen, die Werke der Barmherzigkeit kämen aus „der heiligen Regel", da sie doch aus dem Herzen hervorgehen, welches Den liebt, der uns zuerst und bis an's Ende geliebt hat.

3.

Die Schwester Augustine.

Sie wurde treu erfunden in allen Uebungen und zu den Gelübden zugelassen. Fortan war im Aeußern „das Maler" verschwunden und an die Stelle getreten: Soeur Augustine, — ein Name, welcher den Hauptruhm der Borromäerinnen am Rheine begründen sollte. Als Schwester wurde sie frühzeitig nach Aachen geschickt, wo die gebundenen Kräfte bald wieder frei wurden. „Dort", sagte sie später, „bin ich eigentlich zur Selbstständigkeit gelangt." —

Wie die Elisabethinerinnen, so haben auch die Borromäerinnen und Vincentinerinnen in den von ihnen geleiteten großen Krankenhäusern eine regelrechte, unter der Aufsicht der Medicinalpolizei stehende Apotheke, welche von einer in dem Fache unterrichteten Ordensschwester geleitet wird. Wer in

den Häusern der Borromäerinnen solche Apotheken gesehen und geprüft hat, muß gestehen, daß die überhaupt dort herrschende Ordnung und Reinlichkeit an dem Orte der Aufbewahrung und Bereitung der Arzneien ganz besonders in die Augen fällt. Wenn bei der Auswahl der Apothekerinnen unter den barmherzigen Schwestern Ordnungsliebe, Reinlichkeit und Pünktlichkeit als unerläßliche Eigenschaften gelten, so sah man doch in der besten Zeit des Ordens stets, wozu schon die ärztliche Controle nöthigte, auch auf hervorragende geistige Begabung, so daß das Amt der Apothekerin meist der Uebergang zur Stelle der Oberin wurde, wenn dieselbe auch an sich vor der Leinwandvorsteherin und vor den Schwestern, welche den Krankensälen vorstehen, keinen Vorrang hat.

S. Augustine wurde, nachdem sie erst seit Kurzem ihre Wirksamkeit in Trier begonnen hatte, zu diesem Amte auserſehen, in der musterhaften Apotheke des Mutterhauses St. Charles zu Nancy unterrichtet und zur Apothekerin ausgebildet und nach beendigter Lehrzeit dem Hause der barmherzigen Schwestern zu Aachen, welches am 25. September 1838 diesen übergeben worden war, überwiesen. Es war ein Hospital für Altersschwache, — das Josephinische Institut genannt. Zugleich wurde den Schwestern ein Waisenhaus anvertraut. Anfangs war das Haus der Altersschwachen von dem der Waisen getrennt; bald aber war man in der Lage, das Nachbarhaus des Josephinischen Instituts für 100,000 Fr. anzu-

kaufen und im Innern zweckmäßig umzubauen, so daß nun beide Anstalten vereinigt werden konnten.

Das Haus war unter die Leitung einer Elsässerin gestellt. Es war die Mère Josephine, oder „die Mutter“, wie das Hauspersonal und die Kranken sie allgemein nannten. In der That war es kein bloßer Titel, denn sie hatte in ihrem Wesen und in ihrer Sorge wirklich etwas Mütterliches. „Sie ist eine liebe, vortreffliche Seele,“ sagte S. Augustine, „ich verehre und liebe sie sehr.“ Dennoch erklärte sie später, „sie habe sich ihr innerlich nicht angeschlossen.“ Das mußte Jedem gleich offenbar sein, der die Beiden miteinander verkehren und nebeneinander schalten und walten sah.

Schon im Jahre 1842 kam die Schwester Augustine in das Aachener Haus. Dort war es dem Verfasser dieser Lebensskizze, der bis zum Jahre 1844 das Gymnasium zu Aachen besuchte, zuerst vergönnt, ihr persönlich gegenüberzustehen, um von derselben Stunde an in stets gleicher Verehrung ihre vollendete Hingebung an den heiligen Beruf ihrer Wahl bis zur heldenmüthigen Besiegelung ihres ungeheuchelten Glaubens, der sie zu allem Guten aus reinem Herzen stark gemacht, zu bewundern und Gott zu preisen um ihretwillen. Da stand sie vor ihm, — ganz sich selber gleich, wie Augenzeugen sie ihm als Kind gezeichnet — lebensfrisch und munter, in der unversehrten Blüthe, voll der Energie, wie sie einen Mann geziert hätte, und doch sinnig und in sich ge-

kehrt, Wohlgefallen und Vertrauen erweckend, jungfräulich ganz und gar ohne einen Schatten von nonnenhafter Ueberhebung. Sie war mittlerer Größe; ihre regelmäßigen Züge belebte eine durchaus gesunde schöne Gesichtsfarbe; unter den schwarzen Brauen und langen Wimpern leuchteten die funkelnden Augen wie Blitze hervor, erfreuend und von der Reinheit der Seele zeugend. In allen ihren Bewegungen war sie rasch und sicher; keine war unwillkürlich; ihre ganze äußere Erscheinung war vom Geiste beherrscht, der sie kühn und entschlossen machte, Hindernisse fast trotzig beseitigte. Mit der Kleidung der barmherzigen Schwestern hatte es eine eigene Bewandtniß. Da die Orden nicht aus der Verfassung der Kirche erwachsen sind, mit dem Cultus in keiner Beziehung stehen, so zeichneten sich Anfangs die Anzüge der Klosterleute nur aus durch größere Einfachheit und gröbere Stoffe. Beim Wechsel der Moden wurde die stabile Klostertracht zum religiösen Habit, auf den um so mehr Gewicht gelegt wurde, je mehr einem Orden der Geist entschwand. Bei neuen Gründungen, welche in der Ordensregel nur Nachgeahmtes darboten, suchte die Phantasie an dem Kleid etwas zu ändern, wenn auch nur die Farbe. Als die Congregation der barmherzigen Schwestern vom h. Carl Borromäus sich constituirte, wurde ein Gewand erfunden, welches sowohl den klösterlichen Stand anzeigen, als für den Beruf der Krankenpflege praktisch sein sollte. Im Mutterhause wurde dann

eine Puppe also gekleidet aufgestellt, damit für alle Zeiten ein Muster da sei und das Kleid keinerlei Aenderung erfahre. Schwarze Lederschuhe, langes schwarzes Kleid mit weiten Aermeln, gegürtet; von dem Gürtel herabhangend ein Rosenkranz mit großem Kreuze und, wenn nöthig, ein Schlüsselbund; ein Kragen von weißer Leinwand, worüber an schwarzem Bande eine Medaille mit dem Bilde der Dreieinigkeit auf der einen Seite und des h. Carl Borromäus auf der andern, und eine haubenartige Kopfbedeckung von demselben Stoffe, vorn spitz zulaufend, weit vorstehend, Cornette genannt, für die Profeßschwestern die letztere doppelt, nämlich auch schwarz: das war das Ordensgewand, an sich nicht schön, aber in seiner Reinlichkeit für die Krankenpflege praktisch. Nicht Allen ist es kleidsam, zumal da die ganze Stirn und alles Haupthaar bedeckt ist; aber die Schwester Augustine gehörte zu jenen ästhetischen Gestalten, welche den Kleidern selbst in jedem Schnitt, wenn diese nur reinlich sind, Schönheit verleihen. Wer sie darin gesehen, hielt das Kleid selbst für schön. Es kam hinzu für die Reisen ein die Schwester ganz umhüllender Mantel, der so eingerichtet war, daß nur die weiße Cornette mit dem Kragen sichtbar blieb. Dieser Mantel gehörte nicht den Einzelnen, sondern dem Hause, welches deren aber mehrere haben konnte. Die Schwester Augustine trug nun aber als Apothekerin noch eine große blaue Schürze, welche die ganze Brust mitbedeckte, so daß

zwischen Weiß und Blau ihr Angesicht mit seinen reichen Farben voll Anmuth hervorleuchtete.

Bald war ihr Lob im Munde Vieler; wer das Hospital der barmherzigen Schwestern lobte, nannte S. Augustine in Verehrung. Wohin sie kam, im ganzen Hause verbreitete sie Sonnenschein. Niemand merkte, wie große Opfer sie brachte; wer immer sie sah, wurde bewegt von diesem frohen Thun der Liebe. Wenn Gott einen freudigen Geber lieb hat, so macht Er diesen auch liebenswürdig vor den Menschen. Nicht Alle aber gönnen einander das Lob der selbstlosen Liebe. Die gute Mutter Josephine, selbst von heiterer Natur, war glücklich, eine solche Schwester zu besitzen, und neigte dazu, ein innigeres, vertrauliches Verhältniß mit ihr einzugehen. Es erwachte aber der Neid in zwei andern Schwestern von unliebem Charakter. Sie mochten nicht wissen, daß die Liebe nicht neidet. Sie bemühten sich, der Mutter die gute Meinung über S. Augustine zu nehmen. Dazu mußten sie jene für sich selbst einnehmen. Durch ihre Leistungen vermochten sie das einer Schwester Augustine gegenüber nicht. Nun hatte zum Unheil die Mutter Josephine bei allen ihren sonstigen ausgezeichneten Eigenschaften die Schwachheit, für Schmeichelworte empfänglich zu sein. Bei dieser Schwäche faßten die beiden sie und gewannen das Spiel. Das bereits entstandene schöne Verhältniß wurde zerstört. Anfangs konnte S. Augustine das nicht begreifen; in ihrer Wahrhaftigkeit

sprach sie sich über Manches mit Bezug auf jene Schwestern vor der Mutter aus; diese aber, welche den tieferen Grund der Disharmonie unter den Schwestern nicht erfaßte, meinte es mit Eifersucht auf Seiten der Schwester Augustine zu thun zu haben. Da begann die in ihrem Gemüthe tief Verletzte ihre Erlebnisse mit den beiden Unzufriedenen in sich zu verschließen. „Ich habe sehr darunter gelitten", sagte sie später.

Sie hatte gehört: im Orden ist das Leben der Vollkommenheit. Da meinte sie nun, das sei das Leben, dessen Urbild die Liebe des Vaters im Himmel ist, und die Liebe sei es, von welcher der Apostel rühmt, daß sie geduldig sei, sich nicht aufblähe, nicht Arges denke, Neid nicht hege, sich nicht erbittern lasse, Alles trage. Sie dachte, daß man im Kloster nicht bloß Schwester heiße, sondern es auch sei. Und das war nun Alles anders. Da war nichts Ideales um sie, wie sie es ersehnt, sondern die häßliche Wirklichkeit von draußen, die nur um so mehr verletzte, weil sie sich in das Kleid der Gottseligkeit hüllte. Die böse Zunge, von der sie Schwester genannt wurde, verwundete das Herz nur tiefer. Das that weh!

Der begabteste und besonnenste Geistliche, welcher damals in Aachen eine einflußreiche Stellung hatte, besuchte das Haus der barmherzigen Schwestern gern und oft, und erkannte bald, welch' eine seltene Schwester S. Augustine war. Er behandelte

sie deshalb auch mit besonderer Hochachtung, und sie entschloß sich, mit ihm über die zwischen der Oberin und ihr künstlich geschaffenen Mißverständnisse zu reden. Sie erhielt den Rath, mit der Oberin nie mehr darüber ein Wort zu sprechen, sondern in einfacher treuer Pflichterfüllung beharrend allein durch die That sich zu rechtfertigen. Den Rath befolgte sie. Und es war richtig so. Doch wie gesund auch sonst der Sinn der Oberin war, so fehlte ihr jene Gemüthstiefe der Schwester Augustine, in welcher Gottesliebe und Nächstenliebe Eins sind. Die gute Mutter Josephine hielt mit jenen wenig friedfertigen Schwestern die beiden Gebote, welche einander gleich und in der Erfüllung nur Eine Kraft sind, zu sehr getrennt, wodurch die Gottesliebe zur krankhaften Neigung wurde, durch religiöse Aeußerlichkeiten und geistlose Uebungen das Gewissen zu beruhigen. Daß die Gemeinsamkeit hierin aber kein Band ist, welches die Herzen der Menschen fest umschlingt, mußte die Oberin bitter genug erfahren. Denn die zwei ihr schmeichelnden und an frommen Gesprächen reichen Schwestern waren kaum von Aachen versetzt, als sie sich beeilten, im Mutterhause die arme Mutter Josephine, die wirklich von Klosterintriguen nichts verstand, zu verleumden und zu verfolgen.

Schwester Augustine aber, in ihrem inneren Leben, trotz der vielen Schwestern und unsterblichen Mütter, die sie im Orden hatte, sich ganz vereinsamt fühlend, umfaßte um so inniger ihren eigentlichen

Beruf: Menschenliebe zu üben wie der Vater im Himmel. Die Erinnerung an ihre Erlebnisse zu Aachen veranlaßte sie kurz vor ihrem Tode zu folgender bemerkenswerthen Aeußerung: „Ich habe überhaupt während meines ganzen Ordenslebens keine Schwester kennen gelernt, mit der ich hätte Eines Herzens sein können; eine Gesinnungsgenossin habe ich nie im Orden gefunden; aber trotzdem bin ich unaussprechlich glücklich gewesen im Orden, denn mein Beruf hat mich ganz ausgefüllt." Der Orden gab ihr eben die Gelegenheit für die umfassendste Entfaltung der Thätigkeit ihres Berufs. Das eigentlich „Klösterliche" im Kloster trat ihr oft als eine Beschränkung und Verbitterung ihres Berufes entgegen, aber sie überwand alle Hindernisse im heißen Gebet, in der Innigkeit ihres Verhältnisses zu dem Herrn, durch die Kraft der Liebe, die Alles besiegt.

Sie war sieben Jahre in Aachen thätig und leidend um des Herrn willen; — „Hausgenossen", Schwestern waren ihre Feindinnen; aber die Mutter Josephine liebte sie bei allen Mißverständnissen rührend; in den Krankensälen, bei den Altersschwachen, Wittwen und Waisen, unter welchen sie ihren wahren Gottesdienst übte, wurde sie unbegrenzt verehrt; wohin sie kam, flog selbst über das schmerzerfüllteste und betrübteste Angesicht noch ein Lichtschein der Freude; und draußen, in der ganzen Stadt, war das Lob der S. Augustine allgemein und nur Eine Stimme der Anerkennung. Schnell reifte sie zu dem

Vollalter in Christo. Die inneren Stürme hatten den lieblichen Hauch der Jugendblüthe von ihrem Antlitze verweht; doch blieb es jugendlich und anziehend und das Aufleuchten des inneren Friedens und der Freude im Geiste trat an die Stelle der aufblitzenden Heiterkeit unbewußter Unschuld vor dem Kampfe, die noch nicht glaubt, daß betende Menschen auf Böses sinnen können.

4.

Die Oberin im St. Johannes-Hospital zu Bonn.

Unterdessen hatte die Bonner Bürgerschaft zu einem Werke der Liebe sich aufgerafft. In demselben Jahre 1842, in welchem die Schwester Augustine zu Aachen ihre segensreiche Wirksamkeit begann, wurde in Bonn ein Hospitalverein gegründet, der sieben Jahre lang an einem Haus der Liebe für sie baute. Am 1. Juli des erwähnten Jahres wurde nämlich zu Bonn unter dem Vorsitze des Geheimen Justizrathes Professor Dr. Walter ein Verein definitiv gegründet, der sich die Aufgabe setzte, aus milden Beiträgen ein Bürger-Hospital zu bauen. In den Statuten wurde als Zweck festgesetzt: „die

Aufführung und Einrichtung eines für kranke und altersschwache Armen jedes Glaubens bestimmten Hospitalgebäudes"; doch wurde als wesentliche Bedingung hinzugefügt, „daß die Krankenpflege und ganze innere Verwaltung ausschließlich und für immer den barmherzigen Schwestern vom Orden des h. Vincenz von Paula und wo möglich den Schwestern von der diesem Orden angehörenden Congregation vom h. Karl Borromäus übertragen würde;" und der Vorstand, hieß es, „habe die Erfüllung dieser Bedingung durch die genauesten und vorsichtigsten Stipulationen für alle Zeiten zu sichern." In dieser Bedingung lag auch der Keim von Schwierigkeiten und Verwicklungen, die nicht bloß das Unternehmen schließlich (1848) von der städtischen Armenverwaltung völlig trennten und eigene Corporationsrechte für das Hospital nothwendig machten, sondern auch die evangelische Gemeinde bald darauf zur Gründung eines besonderen Hospitals veranlaßten. Am 23. Juni 1846 wurde der Grundstein für den Hospitalbau durch den Erzbischof Johannes von Geißel feierlich gelegt. Die Feier wurde zu einem Bürgerfeste eines großen Theiles der Stadt und regte auf zu einer gewissen Begeisterung für die Herbeischaffung der Mittel, das Werk zu vollenden. Es bildeten sich noch besondere Vereine zu diesem Zwecke: „der Brüderliche Verein", „der Werkthätige Verein" und namentlich „der Gesellige Hospitalverein", dem auch der Verfasser dieser Schrift angehörte. Ferner

wurde eine sehr ergiebige Wochencollecte eingeführt, die drei Jahre dauerte und selbst den Pfennig des Armen einsammelte. Endlich kamen Vermächtnisse hinzu, die sich auch nach Vollendung des Baues fortsetzten und im Jahre 1858 zusammen 38,128 Thaler betrugen.

Durch Cabinetsordre vom 7. März 1849 erhielt das nunmehr vollendete Hospital Corporationsrechte. Am 22. Juni desselben Jahres wurde das Curatorium gewählt und diesem am 3. August die Anstalt übergeben. Der Vertrag mit der General-Oberin der barmherzigen Schwestern vom h. Karl Borromäus zu Nancy wurde am 7. October abgeschlossen. Am 3. November, Abends 6 Uhr, langten die für das Hospital bestimmten drei Schwestern mit einer Oberin in aller Stille an und kehrten sofort in dem Hospitalgebäude ein. In einem am 2. November eingetroffenen Schreiben hatte die General-Oberin zu Nancy jede Empfangs-Feierlichkeit auf das Dringendste verbeten, weshalb auch der Tag der Ankunft der Schwestern verschwiegen war.

So zog in aller Bescheidenheit die damals 32jährige Amalie von Lasaulx, die Schwester Augustine, in die weiten Hallen für den Dienst der Liebe ein, um als Oberin dort 22 Jahre zu schaffen und zu walten; — es war ein prächtiges Haus für solchen Zweck, wohl eingerichtet zu 120 Betten, auf freiem Platze, umgeben von einem großen Garten. Schon im Jahre 1865 repräsentirte das „Bür-

ger=Hospital zum h. Johannes dem Täufer" in dem damaligen Bestande mit der Kapelle und der inneren Einrichtung nach Angabe des Präsidenten des Curatoriums „einen Werth von mehr als 80,000 Thalern, welcher weder dem Staate noch der Gemeinde das Mindeste gekostet und den Gebern nur Freude gewährt hatte" *).

Ueberaus wohlthuend und ermuthigend für die jugendliche Oberin war die deutsche Inschrift neben dem Haupteingang:

„Der Liebe Kraft schuf dieses Haus,
Der Arm der Eintracht führt' es aus;
Gott halte segnend seine Hand
Ob diesem Bau und Stadt und Land."

Denn aus diesen Worten kam ihr der Geist entgegen, von dem sie ganz beseelt war. Aber auch die Eröffnungsfeier war erhebend und vielverheißend; sie wurde begangen am 19. November. Die Bevölkerung war in freudiger Erregung. Nach dem Gottesdienste in der Münsterkirche bewegte sich ein großer, sinnig geordneter Festzug durch die geschmückte Stadt zu dem Hospitale hin, das reichlich verziert war, — Kapelle und Haus. Mehrere Tausend Menschen erfüllten die Plätze ringsum, während im Innern die Einsegnung des Gebäudes und die

---

*) Aus meinem Leben. Von Ferdinand Walter. Bonn, A. Marcus. 1865. S. 162. Hierin findet sich eine ausführliche Geschichte des Bonner Hospitalbaus S. 151—167.

Uebergabe der bereits aufgenommenen Kranken an die barmherzigen Schwestern stattfand, bei welcher Professor Walter an diese die folgenden Worte richtete:

„Ich empfange aus der Hand des würdigen Vorstehers unserer Armenverwaltung die ersten Pfleglinge dieses Hauses. Ich führe sie in diese Räume ein, um sie bewährten, treuen, liebevollen Pflegerinnen zu übergeben. Unser Aller Herzen empfinden voll Rührung und Dankbarkeit gegen Gott die Bedeutung dieses Tages. Wir tragen an demselben einen Theil der Verpflichtung ab, welche die Religion und Menschlichkeit uns gegen unsere armen und kranken Mitbürger auferlegt, und die Gaben, die wir dazu entrichtet, sind unter Gottes Segen zu einem dauernden Sparschatz angewachsen. Sie, ehrwürdige Schwestern, wollen uns denselben verwalten und vermehren helfen. Sie sind auf den Ruf von Unbekannten hierher geeilt, um durch die That zu zeigen, daß Diejenigen einander nicht unbekannt sind, die der Geist werkthätiger Nächstenliebe einigt. Sie wollen bereitwillig die Pflege unbekannter Kranken übernehmen, um zu beweisen, daß der christlichen Liebe Keiner unbekannt ist, der ihrer bedarf. Wir wissen, daß keine Beschwerlichkeit des Dienstes, keine Anstrengung, keine Gefahr, ja selbst das Bitterste, die Undankbarkeit nicht, Sie in diesem mühsamen Beruf ermüden kann. Wir wissen, daß der Gedanke eines bloß aus Liebe zur Menschheit und um der

Nachfolge Christi willen übernommenen Berufes Sie stets zu neuer Kraft begeistert. Empfangen Sie denn aus unserer Hand die neuen Pfleglinge, die wir Ihnen entgegen führen. Ergänzen Sie daran das, was uns an Kraft der Aufopferung fehlt. Wir haben mit frommer Begeisterung an diesem Hause gebaut. Ihre Thätigkeit wird es ausfüllen und mit Werken der Barmherzigkeit zieren. Die Kirche feiert heute den Gedächtnißtag der h. Elisabeth, der Königstochter von Ungarn und Landgräfin von Thüringen, die vor 600 Jahren durch Demuth das hohe Vorbild Ihrer Wirksamkeit gewesen ist. Ihr Geist ruht auf Ihnen. Möge er sich aus diesem Hause auf uns, über die ganze Stadt verbreiten und stets neue Werke der Barmherzigkeit hervorrufen!"

Auf die ergreifenden Worte, welche Walter darauf an die im Freien harrende Menge richtete, mit der Aufforderung: „erhebt Euch dankbar zu Gott, der Euch und mich die Freude dieses Tages erleben ließ," folgte ein in der Kapelle angestimmtes, aber draußen von tausenden Stimmen weithin getragenes und wogendes „Großer Gott, wir loben Dich", wie der Verfasser es wirksamer in seinem Leben nie mehr vernommen hat. Tief in's Herz eingeprägt blieb dieser Tag Allen, die zu seinem Feste mitgewirkt und ihn festlich miterlebt haben. „Eine besondere Erhöhung erhielt die Feierlichkeit durch die freundliche Theilnahme der hier (in Bonn) studirenden drei

Prinzen: unseres leutseligen bürgerfreundlichen Kronprinzen (des Deutschen Reiches und von Preußen), des Prinzen Georg von Sachsen und des Erbprinzen (des jetzigen Großherzogs) von Anhalt." (Walter, a. a. O. S. 162.)

Das Fest wollte in der Stadt nicht enden, obgleich ein gemeinschaftliches Festessen, als dem Geiste der Feierlichkeit nicht angemessen erachtet, unterblieben war und man statt dessen in hochherziger Gesinnung am Tage vorher an zahlreiche arme Familien Spenden in Fleisch und Brod gemacht hatte. Es war der „Gesellige Hospital-Verein", welcher noch am Abende in einer General-Versammlung das Fest fortsetzte. Da freuten sich Alle noch einmal des bedeutungsvollen Tages; Reden, Declamationen, Lieder, Musik gaben der Freude Ausdruck. Sie genossen den Tag bis zur letzten Minute; es wurde Mitternacht, und der ebenfalls erschienene Vorsitzende des Curatoriums, Walter, erhob sich, und die ganze Versammlung mit ihm. Es war auch sein Ehrentag gewesen, und der Dank Aller wandte sich ihm noch einmal zu; einstimmig improvisirte man einen Fackelzug, um ihm, dem Widerstrebenden, das Ehrengeleit nach Hause zu geben. Wie mit einem Zauberschlage loderten die Fackeln in Aller Händen; der stellvertretende Bürgermeister, Herr Gerhards, einer der besten Bürger der Stadt Bonn, und Herr Dr. Kalt, der verdienstvolle Präsident des „Geselligen Hospital-Vereins", nahmen den bis zu Thränen Gerührten

in ihre Mitte, und in fröhlichem Zuge, die Straßen erleuchtend, führte die Menge ihn zu seiner Wohnung, dann aber auch die Herren Dr. Kalt und Gerhards, welcher Letztere zum Schlusse noch „dem Prinzen Friedrich Wilhelm" ein Lebehoch in die Nacht hinausrief, das mächtigen Widerhall fand.

In anderer Weise mochte an demselben Abend das Fest ausklingen in der Zelle der neuen Oberin, der Schwester Augustine. Ein Aufleuchten der Frömmigkeit, ein heißes Dankgebet. „Der Liebe Kraft schuf dieses Haus": wie gut ist das Obdach, von dem die Schwester, die nur Liebe üben will, aufgenommen wurde! „Der Arm der Eintracht führt' es aus": dann wohnt Gott selbst mit unter diesem Obdach! Es mußte ein eigenthümlicher Friede in dem Abendgebete vorherrschen. Auch manches der schönen Worte, welche sie bei der Uebernahme der Kranken vernommen, mochte am Schlusse des Tages noch einmal vor ihrer Seele aufglänzen. Ihre Thätigkeit sollte das im Aeußeren stattliche Haus schöner noch ausfüllen und mit Werken der Barmherzigkeit zieren: größer daher mußte noch ihrer Liebe Kraft sein, als die Derer, welche das Haus schufen. Zitterte sie nicht vor dieser Aufgabe in demüthigem Flehen? „Der christlichen Liebe ist Keiner unbekannt, der ihrer Hülfe bedarf": wie unendlich weit ist da ihre Aufgabe! Werden der Schwester Arme sie umfassen können? Wir wissen nicht, ob ihr bange wurde und ob sie in schweren Sorgen ein=

schlummerte oder in freudigem Muthe; aber es ist uns, als hätte ein Engel weithin vernehmbar durch's ganze Haus gerufen: „Getrost, sie ist demüthig wie ein Kind und stark in der Kraft Gottes!"

5.

Die Oberin vor ihrer Aufgabe.

Die Pflege der Kranken und Altersschwachen war nicht das Schwerste der Aufgabe, welche der Oberin zufiel, obgleich für die Zukunft 120 Betten solchen Pfleglingen bereitet werden sollten. Freilich reichten die zwei Schwestern, die ihr zur Seite standen, sobald das Haus sich einigermaßen füllte, bei Weitem nicht aus. Aber sie wußte Hülfe heranzuziehen; sie hatte bald Verehrerinnen, und es war nicht möglich, Schwester Augustine's Freundin zu sein, ohne irgendwie mitzusorgen und mitzuthun. Und im Innern waltete die Frau Oberin mit einer Umsicht, Leichtigkeit des Ordnens und durchdringenden Energie, daß bald jede Kraft verdoppelt schien. Sie selbst übernahm die Apotheke, die ganze innere Verwaltung, und war doch an allen Betten auch Krankenpflegerin. Die ihr zugeordneten Schwestern wechselten im Laufe der Zeit, aber eine blieb ihr stets

zur Seite, voll Unschuld, lauter in der Gesinnung und immer treu in der Hingebung, die Schwester Gertrud (geb. Spelthahn). Sie hatte nicht die hohen geistigen Bedürfnisse der Oberin, sie war ganz Martha, aber durch aufrichtigste und unwandelbare Liebe ihr ein beständiger Trost und eine feste Stütze.

Die Schwierigkeit der Aufgabe lag anderswo, wie sie auch gleich Anfangs erkannte.

Das Hospital zum h. Johannes d. T. war zur Aufnahme und Verpflegung armer Kranken und Altersschwachen „jedes Glaubens", also nicht bloß ohne Unterschied der christlichen Confessionen, sondern ohne Unterschied des Glaubens überhaupt, statutenmäßig bestimmt. Es war daher auch in den Statuten festgesetzt, daß von den zwölf Mitgliedern des Curatoriums immer ein Mitglied evangelischer Confession und Eins des mosaischen Ritus sein mußte*). Demgemäß wurde in den Statuten für die Befriedigung der religiösen Bedürfnisse nicht nur der Angehörigen der christlichen Confessionen, sondern auch der Bekenner des mosaischen Ritus, das „Nöthige" vorgesehen. So war den Gründern der Anstalt bei der Feststellung ihrer Aufgabe das Herz weit gewesen; es hatte der Geist des Evangeliums aus ihnen gesprochen.

---

*) Dem Verhältniß der Einwohnerzahl entsprechend hätten allerdings zwei evangelische Mitglieder in dem Curatorium sein müssen.

Als der König Friedrich Wilhelm IV. Kunde von dieser weitherzigen Gesinnung der Bonner Bürgerschaft erhielt, war er hocherfreut; und so schrieb Allerhöchstderselbe kurz vor der Eröffnung des Hospitals an das Curatorium den folgenden schönen Brief:

„Ich habe zu Meiner großen Befriedigung vernommen, daß das aus Beiträgen der Bürgerschaft zu Bonn dort gegründete Hospital mit Nächstem seiner Eröffnung entgegensieht. Zu besonderer Freude aber hat es Mir gereicht, zu erfahren, daß, nachdem das Unternehmen zuerst von katholischer Seite begonnen worden, neuerdings auch die Mitglieder der evangelischen Gemeinde sich demselben angeschlossen haben und es somit ein Feld brüderlicher Vereinigung beider Kirchen geworden ist. Einem solchen Werke christlicher Liebe und bürgerlichen Gemeinsinnes wird der Segen des Himmels nicht fehlen, welchen Ich von ganzem Herzen auf dasselbe herabwünsche.

Sans-Souci, den 22. October 1849.

Gez. Friedrich Wilhelm.

Gegengez. Manteuffel.

An

das Curatorium des neuen Hospitals zu

Bonn."

Das war also des Königs besondere Freude, daß das Bonner Hospital „ein Feld brüderlicher Vereinigung beider Kirchen" geworden sei.

Wer den Zweck will, muß auch die Mittel wollen. Als Mittel, den weitherzigen Gedanken der Stiftung zu verwirklichen, erschien, wie dem Hospital-Verein, so auch dem Curatorium die Bestimmung: „Die Krankenpflege und die darauf bezügliche innere Verwaltung ist ausschließlich und für immer katholischen barmherzigen Schwestern zu übertragen.“ Es sollte also nicht ein Feld brüderlicher Vereinigung verschiedener Glaubensgenossen zu gemeinsamen Liebesthaten sein; diese durften vielmehr ausschließlich und für immer einzig und allein von Einer Confession geübt werden; nur die der Pflege bedürftigen Armen und die Geldspendenden konnten jedes Glaubens sein. Ohne Zweifel haben die Mitglieder des Hospital-Vereins gerade durch jene confessionelle Bestimmung, bloß an die Hingebung der guten Schwestern denkend, ihren Zweck am besten und sichersten zu erreichen geglaubt, und der Verfasser selbst war damals dieser Ansicht; aber die römische Kirche legte damit ihre Hand auf das Haus und suchte es ihrem großen hierarchischen Zwecke dienstbar zu machen, welcher die brüderliche Vereinigung beider Kirchen zu gemeinsamen Liebesthaten schlechthin ausschließt.

„Zur Wahrung der kirchlichen Interessen ernennt der erzbischöfliche Stuhl einen Commissarius,“ hieß es weiter. Also doppelte kirchliche Controle, einmal durch die General-Oberin von Nancy, und dann durch den erzbischöflichen Commissar. Dieser

hatte unmittelbar gar kein Interesse daran, wie die Aufgabe des Hospitals gelöst wurde, sondern daran, ob der römische Geist darin walte; und wie die Stimme dieses Geistes von Außen her, aus dem Vatican zu ihm sprach, so mußte er in das Haus hineinrufen. Bekanntlich geschah es eben damals, daß die Jesuiten Pius IX. in ihre Netze zogen. Seit seiner Rückkehr von Gaeta inspirirten die Väter der Compagnie Jesu ihn mehr und mehr, bis er schließlich ihren Geist mit dem h. Geiste verwechselte, beziehungsweise vereinerleite. Je mehr nun „das kirchliche Interesse" nach römisch=vaticanischer Anschauung im Hospital gewahrt wird, desto weniger kann es ein Feld brüderlicher Gesinnung unter den Anhängern verschiedener Confessionen sein. Zum Beweise möge hier die auch schon anderswo verwerthete officielle römische Katechismuslehre über die Protestanten stehen.

In dem approbirten italienischen Katechismus des vom Papste Pius IX. als Vorbild für kirchliche Dogmatiker anerkannten Jesuiten Perrone lautet S. 60 eine Frage: „Was sind das für Leute, die sich Protestanten nennen? Antwort: Sie sind der Abschaum der Büberei und der Unsittlichkeit in jedem Lande." Und S. 93 heißt es: „Der Protestantismus und die Begünstiger des Protestantismus sind auf dem religiösen und sittlichen Gebiete das, was die Pest und die Pestkranken auf dem physischen sind." Die Aeußerung

des Papstes Pius IX. über evangelische Kirchen in Rom mag hier nicht wiederholt werden. Es ist natürlich das höchste kirchliche Interesse, die officielle Lehre und Anschauung zur Anerkennung und praktischen Geltung zu bringen. Somit war das „kirchliche Interesse“ im grellen Widerspruch mit den hochsinnigen Intentionen der Gründer des Hospitals und mit dessen Aufgabe.

Es war daher kein Wunder, daß die schöne Hoffnung des edlen Königs nicht verwirklicht wurde. Mitglieder der evangelischen Gemeinde empfanden sofort mit feinem religiösem Sinn den unlöslichen Widerspruch. Der Erste, welcher auf das Bedenkliche für die evangelische Gemeinde hinwies, war unseres Wissens der damalige junge Docent (jetzt Professor und Consistorialrath) Dr. Wilhelm Krafft. Es erregte ihm Besorgniß, daß hervorragende Mitglieder der Gemeinde, freilich in vertrauender brüderlicher Gesinnung, ein hinsichtlich des religiösen Hintergrundes specifisch katholisches Werk nachdrücklich unterstützten, das auf die Dauer den gerechtesten Ansprüchen der Evangelischen nicht genügen könne. Vereinzelte Aeußerungen verhallten jedoch zunächst. Das Presbyterium der evangelischen Gemeinde hatte sich in den Gedanken gefunden, daß das Bürger-Hospital zum h. Johannes ein interconfessionelles sei und das Bedürfniß aller Confessionen zu befriedigen bestimmt und wohl auch geeignet. Die Vertrauensseligkeit war besonders groß in dem beispiellos friedfertigen

und in der That von christlicher Liebe erfüllten Pfarrer Wichelhaus.

Am 13. November 1849, also sechs Tage vor der Eröffnung des katholischen Hospitals, theilte der Vorsitzende des Curatoriums, Walter, dem Presbyterium der evangelischen Gemeinde mit, daß statutenmäßig für die aufzunehmenden evangelischen Kranken nunmehr ein Betzimmer einzurichten sei, indem er um die Gefälligkeit bat, ihm dasjenige, was zu dieser Einrichtung nöthig sei, bezeichnen zu wollen. Das Presbyterium beschloß schon am 15. desselben Monats, das Anerbieten der Einrichtung eines Betsaales in dem Bürger-Hospital mit Dank anzunehmen und übertrug dem Pfarrer Wichelhaus die Antwort, welcher sich des Auftrags sofort entledigte, und zwar auch in dem Sinne, daß hervorgehoben wurde, es sei wünschenswerth, daß sich das Curatorium darüber erkläre, in welcher Art, nachdem das frühere Vertragsverhältniß der evangelischen Gemeinde mit der städtischen Armen-Verwaltung in der Hospital-Sache als aufgelöst zu betrachten sei, ein neues Verhältniß auf der früheren Basis anzubahnen und zu ordnen sei. Daraus ersieht man, daß das Presbyterium des besten Willens war, das gemeinsame Hospital, trotz der inneren Verwaltung ausschließlich durch katholische Ordensschwestern, anzuerkennen. Es wurde zunächst der Wunsch geäußert, daß für die evangelischen Kranken eine besondere Abtheilung bestimmt werde und in dem Curatorium eine der

evangelischen Bevölkerungszahl der Stadt entsprechende Vertretung (durch zwei Mitglieder) stattfinde. Ueber vier Monate mußte das Presbyterium auf Antwort warten. Am 21. März 1850 endlich erwiederte Walter, daß eine Unterbringung der Kranken evangelischer Confession in abgesonderten Räumen praktisch nicht ausführbar sei und daß er Bedenken trage, den geäußerten Wunsch bezüglich einer größeren Vertretung des evangelischen Religions-Theils im Curatorium unter den dermalen obwaltenden Verhältnissen zur Entscheidung vor die General-Versammlung zu bringen. So sah es aus mit der brüderlichen Gesinnung, daß der Antrag einer gerechteren Vertretung der evangelischen Gemeinde von dem Vorsitzenden des Curatoriums nicht zur Entscheidung der General-Versammlung des katholischen Hospital-Vereins gebracht werden durfte! Damit waren die weiteren Verhandlungen für das Presbyterium unmöglich geworden, in dessen Sitzung vom 31. Juli 1850 daher, nachdem von mehreren Mitgliedern der Gemeinde die Gründung eines besonderen evangelischen Hospitals angeregt worden war, die Sammlung von Geldbeiträgen für diesen Zweck innerhalb der Gemeinde beschlossen wurde. Vereine entstanden („Bürgerverein zur Eintracht"); außerhalb des Presbyteriums bildete sich ein Comité (21. März 1851). Ein der Verwaltung des katholischen Hospitals von dem Presbyterium geliehenes Kapital wurde im November des Jahres 1851 gekündigt

und im Januar 1852 dem Comité für die Gründung des evangelischen Krankenhauses überwiesen. Die Vorarbeit war nicht vergebens, am 3. August 1852 wurde der Grundstein des „evangelischen Armen-, Kranken- und Waisenhauses“ gelegt. Es wurde vollendet und es hat Segen gespendet. Auch Katholiken fanden und finden Aufnahme und werden mit der gewissenhaftesten Rücksicht auf ihre Confession behandelt. Das evangelische Hospital entstand im Gegensatze, aber nicht in Feindschaft zu dem katholischen. Der Geist, der es geschaffen, redete aus den Worten bei der Grundsteinlegung, welche die Feier deuten sollten.

Pastor Wichelhaus betheuerte, es sei an der Zeit, „durch gemeinsame Opfer und Anstrengung ein Haus zu bauen, worin die dankbare Liebe zu Dem, der uns erkauft mit seinem Blut, ihr Wesen und Werk habe.“ Er sprach: „Wir hoffen, wenn confessioneller Wettstreit mit als Handlanger zu diesem Bau herantritt, — daß der Geist, der ihn gründet, der Geist, der ihn fördert, so der Herr will, ein Geist der Demuth und der Liebe sein und bleiben wird. Neidlos wollen wir uns eines großen Werks freuen, das uns zur Nachahmung reizt, zumal es demselben Christus zur Verherrlichung und zur Herberge geweiht ist, zu dem wir uns als zu unserm einigen Herrn und Meister bekennen. Gottes Friede walte über den Bürgern unserer Stadt. Niemals werde es bei uns vergessen, daß wir Kinder Eines

Vaters im Himmel sein sollen und daß das Abschiedswort des Erstgeborenen der irdischen Gottesfamilie also lautet: »Ein neu Gebot gebe ich euch, daß ihr euch unter einander liebet, wie ich euch geliebet habe. Dabei wird Jedermann erkennen, daß ihr meine Jünger seid, so ihr Liebe unter einander habt.«" Professor Sell versicherte, daß die treibende Macht zu dem Werke „keinerlei Feindseligkeit und Eifersucht" sei, und Pastor Plitt deutete das Prädicat „evangelisches" (Armen-, Kranken- und Waisenhaus) auf die ausschließliche Bedienung durch evangelische Pflegerinnen, wie in dem Johanneshospital ausschließlich katholische Pflegerinnen bedienten, so daß der Weitherzigkeit bei der Aufnahme keine Schranke dadurch gesetzt wurde.

Hatte also die Ausschließung der evangelischen Gemeinde von dem Mitwirken bei dem Liebeswerke in dem Bürger-Hospital zum h. Johannes, die nur zum geringsten Theile zugelassene Vertretung im Curatorium und die ungenügende Sicherstellung des confessionellen Interesses das Pflichtgefühl geweckt zur Gründung eines besonderen Hospitals, so blieben die Evangelischen doch fern von jedem Hader und festbegründet in der brüderlichen Gesinnung.

Es war nun durch die Thatsache erwiesen, daß die weitherzig so umfassend gestellte Aufgabe des Johannes-Hospitals durch den streng confessionellen Charakter der Anstalt undurchführbar wurde.

Wenn dem mild gesinnten Vorsitzenden des Cu-

ratoriums des Johannes-Hospitals auch die Perrone'sche Katechismuslehre von den Protestanten unbekannt sein mochte, so hatte er im Jahre 1865 doch eine Ahnung oder ein Gefühl von der Unverträglichkeit der so weit gefaßten Aufgabe des Hospitals und des „kirchlichen Interesses". Denn, nachdem er mitgetheilt, daß in dem Curatorium „ein Mitglied evangelischer Confession und Eins des mosaischen Ritus sein müsse", bemerkt er: „Dieses ist vielleicht das einzige Beispiel auf der Erde, wo, bei dem streng confessionellen Grundcharakter der Anstalt, in den äußeren Verhältnissen eine solche gerechte Berücksichtigung grundgesetzlich gemacht und durchgeführt ist. Die Anstalt hat von dieser ächt freisinnigen Behandlung bis jetzt nur Vortheil erfahren" (a. a. O. S. 163). Also auch diese doch so ungenügende „gerechte Berücksichtigung" war schon beispiellos auf Erden! Daß die Anstalt nur Vortheil von jener Berücksichtigung, so weit sie denn stattfand, hatte, kann, zumal da die nichtkatholischen Mitglieder des Curatoriums wie die katholischen stets von dem Geiste wahren Brudersinns erfüllt waren und um die römische Katechismuslehre sich nicht kümmerten, um so weniger befremden, als im Innern des Hauses die Oberin dem jesuitisch-vaticanischen Geiste, der durch Thür und Fenster einzudringen suchte, widerstand, ohne dem Wesen ihres katholischen (nicht vaticanischen) Bekenntnisses etwas zu vergeben. „Zu den glücklichen Fügungen, dessen sich das Hospital zu rühmen

hat, gehört, daß ihm in der Schwester Augustine, geborenen Fräulein Amalie von Lasaulx, eine Vorsteherin zu Theil wurde, die in den Schwierigkeiten der ersten Einrichtung die Kraft, Umsicht und das organisatorische Talent bewährte, welches ihr später auch in Schleswig-Holstein 1864 eine so große und verdiente Anerkennung erworben hat. Ebenso zeigt dieselbe durch ihre Leitung, mit welchem richtigen Tacte sie, in ihrer keineswegs leichten Stellung, im Geiste der Anstalt den religiösen Charakter derselben mit dem, was die eigenthümlichen Verhältnisse unserer Stadt bedingen, zu vereinigen weiß" (Walter, S. 164).

Der „religiöse Charakter" war nun allerdings vereinbar mit dem „Geiste der Anstalt", aber nicht der vaticanisch-kirchliche, der immer mehr mit der Religion Jesu Christi und dem ihr Wesen bildenden Gesetze der Nächstenliebe in offenen Widerspruch trat. Den schädlichen Einfluß dieser „Kirchlichkeit", wie sie von dem erzbischöflichen Commissarius und der französischen General-Oberin und deren zahlreichen Zwischenpersonen Tag um Tag nachdrucksamer dem Hause auf- und eingeprägt werden sollte, von dem ursprünglichen Geiste der Anstalt fern zu halten, und zwar ohne Heuchelei, das war die schwerste Aufgabe, vor welcher die neue Oberin stand; denn das Ueben der Liebe an den ihrer Pflege übergebenen Armen machte ihr so wenig inneren Kampf mehr, wie der Rose das Blühen. Und sie löste die Auf-

gabe mehr als zwei Decennien hindurch in bewundernswerther Weise. Unbekümmert um alle widersprechenden päpstlichen Cathedralsprüche — und waren es auch hundert und einer — verkehrte sie mit „Protestanten und Juden“ in derselben Ehrlichkeit, Treue und Herzlichkeit, wie mit den Katholiken. Denn sie unterschied die zeitweiligen Machthaber in der Kirche sehr wohl von dieser selbst; sie wußte, daß das Reden und Thun der Hierarchen eitel ist vor der Kirche wie vor Gott, wenn es dem Geiste des Evangeliums widerspricht.

6.

Wahre Frömmigkeit.

Bekanntlich hat das ganze Mönchs- und Nonnenwesen die mittelalterliche poetische Mannigfaltigkeit nur noch in äußeren Formen, aus welchen der Geist entflohen ist, in wesenlosen Namen, Trachten und Gewohnheiten bewahrt, während die praktische Tendenz in allen Orden auf das ewige Einerlei der Frömmigkeit und Kirchlichkeit der Compagnie Jesu hinausgeht. Da ist der Inbegriff der Frömmigkeit „der Cadaver-Gehorsam“, den Ignatius von Loyola als die Vollkommenheit bezeichnet und gepriesen hat.

Wie der Leichnam, wohin man ihn wendet, also liegt, so verhält man sich im Orden dem drehenden und wendenden geistlichen Oberen gegenüber: das ist nun die ganze päpstlich approbirte Kloster-Weisheit und -Frömmigkeit; alles Andere ist nur Schein oder Verzierung.

Das Mönchs- und Klosterleben verdankt seine Entstehung dem Streben nach Gewinnung der Sündenvergebung und persönlichen Heiligung im Geiste des Christenthums, wie man es eben verstand, insbesondere auf dem Wege der Abtödtung, der auch vorher, im Heidenthum wie im Judenthum, schon betreten war. Bei der Spaltung der Kirche in die morgenländische und abendländische gestaltete sich der Begriff der Heiligung nach der Eigenthümlichkeit der beiden Kirchen; aber der Weg der Abtödtung blieb für das Klosterleben dort wie hier die Hauptsache. Die Orden und ordensähnlichen Congregationen der heutigen Zeit haben mit der apostolischen Verfassung und Organisation der Kirche schlechthin nichts zu schaffen; sie gehören zum Wesen der Kirche nicht. Die Kirche, selbst in dem Sinne der Hierarchie, hat bis auf den heutigen Tag niemals einen Orden gegründet. Sie sind alle spontan von Einzelnen ausgegangen, und die geistliche Obrigkeit hat sie nur hinterher genehmigt. Man kann daher nicht sagen, sie seien wesentliche Institutionen der Kirche. Es würde hiervon auch nicht einmal der Schein entstanden sein, wenn die altkirchliche Episcopal-Ver-

fassung nicht durch den zu Rom sich allmälig ausbildenden, in die Jurisdiction der Bischöfe gewaltsam eingreifenden monarchischen Rechts-Primat erschüttert und nach und nach vernichtet worden wäre, welche Vernichtung der Papst selbst auf dem Vaticanischen Concil am 18. Juli 1870 durch die Verkündung, daß er die ordentliche und unmittelbare Jurisdiction über alle einzelnen Gläubigen, einschließlich die Bischöfe, in allen Diöcesen besitze, sanctionirt hat. In dem mehr als tausendjährigen Kampfe des römischen Bischofs um den Universal-Episcopat gegen die erst um ihr volles Recht, dann um ihre Existenz ringenden Bischöfe der Kirche zeigte es sich bald, wie wichtige Bundesgenossen der römische Bischof in den Orden gewinnen konnte. Da diese nämlich bei der mittelalterlichen Vermischung des Geistlichen mit dem Weltlichen manchen Anlaß hatten, mit den Bischöfen, in deren Diöcesen die Klöster lagen, in Streit zu gerathen, suchten sie Schutz bei dem römischen Bischof, der dann anfing, sie der Jurisdiction ihrer Bischöfe zu entziehen. Die Exemptionen, wie man diese Entziehungen nannte, mögen für einzelne Fälle ihr Gutes gehabt haben; für Rom hatten sie den Sinn der Annexionen. Das Eximiren, d. h. zugleich Annectiren, wurde zu Rom in ein System gebracht, und bald wurden auch Bischöfe und Metropoliten annectirt. Schon gegen die Mitte des zwölften Jahrhunderts rief der h. Bernhard von Clairvaux dem Papste Eugen III. zu: „Es spricht die Unzufriedenheit und

die Klage der Einzelkirchen aus mir: sie schreien auf und beschweren sich, daß ihnen die Zweige, die Glieder abgeschnitten werden. Es gibt gar keine oder nur sehr wenige mehr, welche an dieser Wunde nicht schon leiden oder sie doch fürchten als eine drohende. Fragst Du, welche Wunde? Den Bischöfen werden Aebte (mit ihren Klöstern) entzogen, den Erzbischöfen Bischöfe, und Erzbischöfe den Patriarchen und Primaten." Und er erklärt dies für unentschuldbar. Die Frucht dieser Zerreißung der alten kirchlichen Verfassung sei bei den Exempten (oder Annectirten): „Uebermuth, Ausgelassenheit, Verschwendung, Feindschaft, Aergernisse, Haß, und was noch schmerzlicher sei, bittere Zerwürfnisse und beständige Mißhelligkeiten unter den Einzelkirchen." „Der Papst", heißt es ferner, „verstümmele die Kirchen (die Diöcesen, Provincial- und Landeskirchen) an ihren Gliedern," es sei ihm nicht erlaubt, „die Grenzen zu verwirren, welche seine Ahnen (die Apostel) gesetzt." Er mache aus dem Leibe Christi eine „Mißgestalt"*). Diese Mahnungen des gewaltigen Mannes fruchteten nichts. Die Orden ihrerseits erkannten, daß der Schwerpunkt der Bedeutung ihrer Corporationen in Rom liege und daß die Steigerung des dortigen Episcopats ihr eigenes Interesse sei. Die wichtigsten centralisirten sich selbst in der ewigen Stadt und wurden Mehrer der Rechte und Privilegien des Papstes nach Innen

*) De consideratione III, 4.

und nach Außen. Sie wurden die gefährlichsten Gegner der Fürsten, welche mit dem Papste in Streit geriethen, und je mehr der Regierungs-Apparat der römischen Curie wuchs, desto mehr Antheil gewannen sie an der inneren Verwaltung der Universalkirche, so weit sie dem römischen Bischofe unterthan geworden. Während in der alten Kirchenverfassung den Orden kein Raum für die Theilnahme an der Verwaltung geboten war, hat Pius IX. hoch und heilig betheuert, daß er ohne die Hülfe der Orden die Kirche nicht regieren könne. Daß es einzelne Ordensmänner gegeben, welche Rom bekämpften, konnte die allgemeine Entwicklung, wie sie hier angedeutet wurde, nicht ändern.

Doch wozu diese Auseinandersetzung? Um festzustellen, daß die Orden, die ursprünglich ihren alleinigen Zweck (den der persönlichen Heiligung) in sich selbst hatten, jetzt ihren Hauptzweck außer sich haben, zu dessen Erreichung sie nur Mittel sind. Sie sind in der Hand der römischen Curie nach Innen die Mittel zum Erwerb der päpstlichen Allgewalt geworden und nach Außen die zuverlässigste Garde zur Niederkämpfung der Fürsten, um den Papst zum König der Könige zu erheben. Daß nun ihrerseits die leitenden Personen der Compagnie Jesu die geistige Herrschaft über die Person des Papstes, der ihren Geist mit dem h. Geist verwechselt, errungen haben, ist für das ganze Sachverhältniß nur insofern von Bedeutung, als es dadurch möglich wurde, die

Wege zu finden, um allen Orden und Congregationen das jesuitische Gepräge aufzudrücken. Die Compagnie Jesu hat auch sofort bei ihrer Gründung jenen außerhalb des Ordens liegenden Zweck mit Bewußtsein zu dem ihrigen gemacht und auf dem Concil zu Trient durch den General Lainez schon tapfer für die Erreichung desselben gekämpft.

Und was hat dies Alles mit unserer Schwester Augustine zu thun? Es begründet den tragischen Conflict, der sie unbarmherzig aus ihrer Wirksamkeit auf dem Wege der Barmherzigkeit hinwegreißen sollte. Der innere Zweck der Orden blieb und mußte bleiben zur Selbsterhaltung; denn von hundert männlichen Ordensmitgliedern würde kaum eines des äußeren, nicht aus dem Geiste des Christenthums hervorgegangenen Zweckes wegen in's Kloster getreten sein und von tausend weiblichen vielleicht keines. Sie alle müssen zuerst bestimmt werden, wenn sie nicht bloß der Versorgung wegen oder durch Ueberdruß an dem weltlichen Leben zu dem Schritte geleitet werden, durch die Vorstellung, sicherer und vollkommener die persönliche Heiligung zu erreichen. Zur Erreichung dieses inneren Zweckes hatte man schon ursprünglich, von dem Gedanken der geistigen wie leiblichen Abtödtung ausgehend, das Gelübde des unbedingten oder sog. vollkommenen Gehorsams — nicht etwa gegen Gottes Gebot, — sondern gegen die geistlichen Oberen für das Haupt-, ja eigentlich einzige Mittel erachtet. Schon „die Regel"

umspannte alle Hauptzeiten bei Tag und bei Nacht; was dazwischen lag, füllten die Oberen mit ihren Satzungen aus, die theils gewohnheitsmäßig wurden, theils üppig immer neu hervorwucherten. Freilich sollten diese Satzungen, täglichen Anordnungen und Befehle der Regel gemäß sein; aber die Oberen waren die Ausleger derselben und hatten das Recht, auch zu befehlen, was nach ihrer Meinung „einschließlich" (implicite), gleichsam im Keime, noch unentfaltet darin enthalten schien, womit der Willkür Thür und Thor geöffnet war. Dennoch blieb eine Spur der freien Persönlichkeit, wenigstens in der Theorie, gerettet, indem die Gehorsamspflicht beschränkt wurde durch die Ausschließung des Unerlaubten; und doch war auch diese Beschränkung fast nichts als Schein, da der Einzelne bei dem geringsten Zweifel, ob ein Befehl des Oberen sündhaft sei, gehorchen mußte, und der Obere, die Einsicht des Untergebenen bestreitend oder verachtend, mit Drohungen und Strafen einschreiten konnte, gegen die nur sehr schwer, wenn derselbe sonst Ansehen hatte, das Recht zu behaupten war.

Seit dem Momente aber, wo in der absolutistisch centralisirten abendländischen Kirche der äußere Zweck der Orden für die Einwirkung auf den inneren bestimmend wurde, ließ man auch den Schein einer persönlichen Selbstständigkeit fallen. Die Betonung jener dem Schöpfer und dem Erlöser hohnsprechenden Erfindung des „Cadaver-Gehorsams"

durch Ignatius v. Loyola zielte direct auf das Opfer aller Einsicht und alles eigenen Urtheils, welches, sobald es in allen Orden und ordensähnlichen Congregationen dargebracht worden, auf alle römischen Katholiken übertragen werden sollte, wie es nunmehr durch die vaticanischen Decrete vom 18. Juli 1870 geschehen ist. Das Opfer der Einsicht, des Verständnisses und jeglichen Wissens in Allem, was zur Heiligung und Heiligkeit gehört und führt, — das sacrificio dell' intelletto, wurde das in der neuesten Zeit berüchtigt gewordene Losungswort. Mit dem Opfer des Wissens trat selbstverständlich auch das Gewissen der einzelnen Ordensmitglieder in den Ruhestand. Freiheit, Wissen und Gewissen und damit die Gnade, die nur in diesen drei Factoren sich offenbaren kann, gleichfalls, wurden Gegenstände — der Abtödtung. Da aber, wie gesagt, die Menge der Bevölkerung in den Klöstern aus solchen besteht, die sicherer und vollkommener selig zu werden hoffen und sich höchstens indirect für den äußeren Zweck, den die römische Curie hat, interessiren, so war es nothwendig, an die Stelle des Geopferten etwas Anderes zu setzen. Dies Andere war der Wille, das Wissen und Gewissen des Oberen, worin sie die heiligende Macht, die höchste Weisheit und die Stimme Gottes anzuerkennen haben. In den neueren zahlreichen ordensähnlichen Congregationen ist diese Anschauung schon in der Regel selbst zum Ausdruck gekommen, wie dies in

einem reichlichen, amtlich herbeigeschafften Material von P. Hinschius (Die Orden und Congregationen rc. Berlin 1874. S. 48 ff.) mehr als zur Genüge nachgewiesen ist. Da hören wir denn, daß der Obere (die Oberin) „Gottes Ansehen“, ja „seine göttliche Majestät darstellt“. Jeder seiner Befehle kommt „von Gott selbst“. Wir finden den widerwärtigen Vergleich mit dem Leichnam nicht bloß in den Constitutionen der Ursulinerinnen von Bordeaux, sondern auch in den Regeln der „englischen Fräulein“ zu Frankfurt a. M., in welchen es heißt (41): „Eine jede soll dafür halten, daß, welche unter dem Gehorsam lebt, müsse sich von der göttlichen Fürsichtigkeit durch die Oberinn leiten und regieren lassen, gleich als ob sie ein todter Leib wäre, der sich hin und wider welzen und legen läßt, oder als ob sie eines alten Menschen Stab wäre, der sich allenthalben und auf allerley Weis gebrauchen läßt, wie dem, der ihn in der Hand hat, gefällig ist.“ Und ähnlich in den Constitutionen der Schwestern vom h. Kreuz (4). Ausdrücklich wird daher auch hervorgehoben, der Gehorsam müsse ein „blinder“ sein. Wenn es bei den Elisabethinerinnen heißt, die Ordensschwester sei „nicht verantwortlich, sobald sie in Gehorsam und Kraft eines Befehles der Vorgesetzten gehandelt habe, es treffe dann alle Verantwortung den Vorgesetzten, der den Befehl ertheilt habe“, so ist das folgerichtig. Das Gewissen haben

die Vorgesetzten und für diese hat es wiederum der Papst. Sollen nun die Einzelnen ohne eigenes Wissen und Gewissen und folglich ohne sittliche Selbstverantwortung sein, so bleibt nichts übrig, als daß die Vorgesetzten alle Lebensäußerungen derselben mit ihren Vorschriften umspannen und bestimmen und leiten. Und so wird denn auch eingeschärft, der Ordensbruder (oder die Schwester) solle auch von dem, was nicht durch die Regel und allgemeine Satzungen geboten oder von der Naturnothwendigkeit gefordert werde, nichts ohne Erlaubniß des Oberen (der Oberin) thun.

So wird denn Tag und Nacht Alles von Außen geordnet und unter angeblich göttlichen Befehl gestellt: das Sitzen und das Liegen, das Schlafen und das Wachen, das Stehen und das Gehen, das Essen und das Trinken, Hungern und Dursten, das Reden und Schweigen, das Beten und das Arbeiten, und beim Beten das Laute und das Leise, die Höhe und Tiefe der Stimme, die Muttersprache und die fremde, und Alles und Jedes. Wer in alledem einen peinlichen Gehorsam zeigt, der ist nach Klosterbegriffen fromm. Den barmherzigen Schwestern vom h. Vincenz von Paula wird zum Troste gesagt (Nr. 4. Vom Gehorsam): „Der Gehorsam, welcher gleichsam die Seele der geistlichen Gemeinden ist, bringt so viele Gnaden mit sich, vervielfältigt jeden Augenblick unsere Verdienste so wunderbarlich, daß die Schwestern sich nie zu viel an=

strengen können, um in keiner Uebung diese Tugend außer Acht zu lassen." Daß diese Verheißung nur ein Erzeugniß der Phantasie ist, daran denkt man nicht.

Auch die „Regeln und Statuten der barmherzigen Schwestern vom h. Carl Borromäus" (Saarlouis. S. 1861. S. 55) enthalten im Kern dieselbe Art der Kloster-Frömmigkeit:

„Da nun die Schwestern in der Hingabe ihres Urtheils und des freien Willens das kostbarste Opfer gebracht haben, so sollen sie im Geiste dieses Gelübdes ihre Regel und Vorschriften, so wie die täglichen Pflichten mit unverletzlicher Treue erfüllen. Sie sollen diese Tugend beständig vor Augen haben und versichert sein, daß von ihrer Ausübung und dem Eifer, womit sie die Befehle der Oberinnen getreu und gern erfüllen, am meisten ihr geistliches Fortschreiten abhängen wird. (Diese „Versicherung" ist wieder nur Phantasie, ohne realen Grund.)

Gegen ihre Oberinnen werden sie eine sehr große Ehrfurcht bezeigen und nur mit der größten Bescheidenheit mit ihnen sprechen. Ohne Murren, ohne Tadel und ohne Widerstand, sondern willig, aufrichtig und schnell sollen sie ihnen in allen Dingen folgen, wie Gott selbst, dessen Stellvertreter sie sind und der ihnen die Macht gab, sie in seinem Namen zu leiten." — Daß es wirklich Gott sei, der diese Macht gegeben, wird natürlich nicht bewiesen.

In dieser Kloster-Frömmigkeit also, welche die sämmtlichen männlichen und weiblichen klösterlichen Genossenschaften als eine internationale Armee dem höchsten geistlichen Oberen, dem Papste, für jede seiner Intentionen zu jeder Zeit mobilisirbar zur Verfügung stellt, war die Schwester Augustine nicht sehr vollkommen. Sie hat allerdings die Regel gewissenhaft und treu gehalten, und auch den Befehlen der General-Oberin von Nancy und des erzbischöflichen Commissars, so weit dieselben ihr inneres Leben nicht berührten, sich stets gefügt; aber mit der Abtödtung der Gaben der Schöpfung und der Erlösung wollte es nicht gehen. Die biblische Lehre, daß man der Sünde sterben und die bösen Neigungen abtödten solle, verstand und übte sie; aber die Kloster-Theorie von der Abtödtung alles natürlichen gesunden Lebens und gar der geistigen Kräfte und des Gewissens leuchtete ihr niemals ein. Sie war vielmehr der Ueberzeugung, daß der in der Taufe wiedergeborene Mensch nicht zu tödten, sondern mit allen seinen Kräften im Lichte des Evangeliums und unter dem erwärmenden Strahle der Gnade „veredelt", in höheres Leben erhoben und verklärt werden solle, daß dies aber nicht geschehen könne ohne Vernunft, Freiheit und Gewissen. Sie fand das Opfer derselben in dem klösterlichen Sinne zwar leicht, aber nicht gut. Bekanntlich wird es in den modernen klösterlichen Genossenschaften für Heroismus ausgegeben, das Gefühl für Verwandtschaft

und Freundschaft zu ertödten: in den Pensionaten der Klöster wird sogar sorgfältig darüber gewacht, daß junge Mädchen, die auf Spaziergängen und beim Spiele sich suchen und zusammen halten, unter frommen Redensarten oder Vorwänden stets getrennt und auseinandergerissen werden, da doch die geistige Vereinsamung schlechthin keine Schule der Nächstenliebe sein kann. Selbst diese Abtödtung des inneren Bedürfnisses der Gemeinschaft mit Verwandten und Gleichgesinnten, deren Berechtigung in den Klöstern wie ein Axiom gilt und wodurch die Einzelnen sich oft schweren Pflichten leichten Sinns entledigen, verwarf die Schwester Augustine. Im Frühjahr 1850 schrieb sie einem Freunde, der die Heimath verlassen hatte und die Entbehrung der Verwandten und geistigen Genossen schmerzlich empfand: „Wohl begreife ich, wie das Gefühl des Alleinseins mit größerer Gewalt das Herz niederdrückt in fremder Umgebung, als es ohnedies schon im Kreise der lieben Angehörigen unser Gemüth überrascht und die Sehnsucht nach der wahren Heimath zu steigern weiß. — Andererseits wünsche ich Ihnen nicht einmal jenen sogenannten männlichen Starkmuth, oder, um richtiger zu sagen, jene erkünstelte Unnatur, die sich geschickt genug glaubt, mit kühner Hand den Keim, welchen die ewige Liebe Selbst darin gepflanzt hat, aus dem Herzen gerissen zu haben, — in dem Wahne, als vermöge sie etwas

Besseres in den Boden des Herzens einzuscharren. Das ist mir zunächst selbst gepredigt, da ich mich schon so oft versucht gefühlt habe, das Leichtere (wie es der klösterliche Geist forderte) zu wählen und somit auszurotten, anstatt zu veredeln, wo doch eigentlich das Letztere die Hauptaufgabe unseres Lebens ist und immer bleiben wird."

Der Gedanke, daß es die Hauptaufgabe unseres Lebens sei und immer bleiben werde, alle Keime, welche die ewige Liebe dem Wesen des Menschen eingepflanzt, zu entwickeln und zu veredeln, beherrschte ihr ganzes Sinnen und Trachten. Die unerläßlichste Bedingung für die Erfüllung dieser Aufgabe ist aber das Gewissen. Dieses war ihr daher auch heilig über Alles in der Entscheidung für das Gute gegen das Böse. Sie erstaunte, wenn Jemand die sittliche Selbstverantwortung für sie übernehmen zu können wähnte; das könne, sagte sie, wo es sich um eine Sünde handele nach dem Zeugnisse des Gewissens, kein Oberer. Sie befand sich freilich als Ordensschwester in der Gewalt Derer, welche den Cadaver-Gehorsam verherrlichten und das Gewissen der Einzelnen verachteten; und darum lag gerade in ihrer Ueberzeugung von der Heiligkeit des Gewissens die Nothwendigkeit ihres tragischen Ausgangs. Vor Gott war darin die sichere Bürgschaft einer wahren Frömmigkeit gegeben.

Statt an ein Opfer „ihrer Einsicht und ihres Urtheils“ zu denken, war sie unablässig bemüht, ihre Einsicht zu mehren und ihr Urtheil zu schärfen. In dem, was zur Frömmigkeit gehört, glaubte sie nämlich dem Apostel Paulus mehr als allen Ordens-Oberen. Sie dachte auch an das prophetische Wort: „Sie werden alle von Gott gelehret sein“, sah im Neuen Testamente dessen Erfüllung (Joh. 6, 44—45) und bezog es auf die Christen. Man könne, meinte sie, die Einsicht, die von Gott ausgehe, doch nicht opfern. So sann sie auch nach über das Wort des Apostels Johannes: „Ihr habt die Salbung von Dem, der heilig ist, und wisset Alles“ (1. Joh. 2, 20); sie hatte die Salbung vom h. Geiste: wie sollte sie da wähnen, sie wisse nichts und müsse sich der Einsicht ihrer Oberen gegenüber verhalten wie ein Leichnam? So gewiß sie war durch den Glauben, daß der Geist Gottes in ihrem Herzen ausgegossen sei, so gewiß war es ihr, daß sie auf sein Zeugniß horchen und seinen Anregungen folgen (Röm. 8, 14—16), aus seinen Erleuchtungen Einsicht schöpfen müsse. Wenn sie den Apostel Paulus mahnen hörte: „Prüfet, was Gott wohlgefällig ist“; „Sehet zu, wie ihr vorsichtig wandelt, nicht wie Unweise, sondern wie Weise“ (Eph. 5, 10 und 15), so sagte sie sich: wenn ich prüfen und weise sein soll, muß ich doch eigene Einsicht und Urtheil haben! Und las oder vernahm sie gar sein Wort: „Alles prüfet, was gut ist, behaltet“ (1. Thess. 5, 21), so

schloß sie daraus, sie dürfe in nichts, was das Heil angeht, ihre Einsicht opfern, vielmehr müsse sie dieselbe steigern, bis sie Alles prüfen könne. Sie war überzeugt, daß sie „das Wort des Lebens in sich haben" solle (Phil. 2, 16), und nicht außer sich. Sie wußte, daß der Apostel auch hinsichtlich „der Erkenntniß" von einem Vollalter in Christo redet, zu welchem Alle gelangen sollen (Eph. 4, 13), und daß er betet, Gott möge den Gläubigen „die Augen des Herzens erleuchten" zur Erkenntniß der Herrlichkeit ihres Erbes (Eph. 1, 16). Und darum war der Segenswunsch des Apostels: „das Wort Christi wohne reichlich in euch" (Col. 3, 16), ihr eigenes beständiges Verlangen.

Kaum war sie Oberin im Bonner Hospital geworden, als sie nicht bloß auf den äußern Schmuck der Kapelle, sondern auch auf den innern, zu welchem die leuchtende Zierde des würdig und lauter verkündeten göttlichen Wortes gehört, emsig Bedacht nahm. Mit kindlicher Freude theilte sie einem Freunde in der Ferne mit, daß „der schöne Sakristei-Schrank gebracht worden sei"; ebenso ein anderes Mal, daß „dem Kapellchen eine neue Orgel geschenkt worden", die den Gesang der Studenten begleite; ja das Kleinste, jedes Blümchen, das zur Verherrlichung des Gottesdienstes bestimmt und gespendet wurde, begrüßte sie freudig. Aber ob und wie das Wort Gottes darin leuchte, das war ihr eine viel heiligere Sorge. Sie ließ den Verfasser

an dieser Sorge Theil nehmen, und es gelang vorzugsweise seinem Bemühen, den nun auch heimgegangenen Professor Hilgers zu bewegen, den Sonntags-Gottesdienst in der Kapelle zu übernehmen. Schon nach einem halben Jahre schrieb sie: „Was soll ich Ihnen aber von dem vortrefflichen H. P. Hilgers melden? daß er immer schöner und schöner predigt, ist Ihnen nichts Neues. Vor einigen Tagen hat er uns besucht und bei seiner näheren Bekanntschaft fand ich dasselbe Resultat, was Sie bei Ihrem verehrten Herrn Fürstbischof (Melchior v. Diepenbrock) gefunden haben", — daß nämlich vor einer solchen Persönlichkeit Ehrfurcht und Vertrauen in uns im Wettstreit sind. . . . „Wenn Sie einmal Herrn Hilgers schreiben, dann bitten Sie ihn doch, unserer Kapelle nicht untreu zu werden. So wenig Sie wissen, welche große Wohlthat Sie uns durch Ihre Vermittelung zugewendet haben, so wenig vermag ich Ihnen auch zu beschreiben, welch' wohlthätigen Einfluß sein ermunterndes Wort auf unser Thun und Lassen ausübt." Und in späterer Zeit: „Die so schönen Predigten des guten H. P. Hilgers sind so ziemlich meine einzige Erholung und Freude." Der Inhalt dieser Predigten war eben nichts anderes als das Wort Gottes in seiner wunderbaren Einfachheit und ewigen Schönheit. Es waren meist ganz kurze Homilien von der Dauer einer Viertelstunde, die Hilgers während der Messe nach dem Evangelium hielt. Obgleich das Hospital vor dem am wenigsten

belebten Thore der Stadt liegt, sammelte sich bald ein auserlesener Kreis von Gläubigen, welche die Kapelle füllten und Erbauung dort suchten und fanden. Eine begabte, das Wort Gottes über Alles schätzende junge Dame, deren Hingang in's Jenseits wir auch bereits seit sieben Jahren beklagen, machte mit Geschicklichkeit sorgfältige aber knappe Aufzeichnungen, welche es einem gelehrten Freunde des Heimgegangenen ermöglichten, nach dessen Tode „Homilien" zu veröffentlichen*), die beinahe einen vollständigen Jahrgang umfassen. In dem „Vorwort" heißt es: „Vielen, welche sich Jahre lang allsonntäglich an den ergreifenden Vorträgen des sel. Herrn Prof. Hilgers in der Kapelle des hiesigen St. Johannes-Hospitals erfreuten, wird diese kleine Gabe hoffentlich willkommen sein. Der Erinnerung an den Verstorbenen ist sie gewidmet. Sollte sie noch einigen Segen in seinem Geiste verbreiten können, so wäre sie, wie wir ihn kannten, ihm das liebste Denkmal auf sein Grab." Wie sie uns dargeboten werden, gingen die Homilien „durch zwei fremde Hände"; da diese Hände aber verwandten Gemüthern gehörten, so ist unter ihrer Arbeit, wenn auch hier und dort etwas von der Form, der Geist nicht entflohen. An

*) Homilien, gehalten in der Kapelle des St. Johannes-Hospitals v. d. H. Dr. Bernhard Hilgers, Professor der Theol. († am 7. Februar 1874). Bonn, Eduard Weber's Buchhandlung. 1874.

diesem Geiste also, wie er leuchtend und erwärmend in der Hospital-Kapelle allsonntäglich wehte, erholte und erfreute sich die Schwester Augustine, ihre Einsicht mehrend und ihr Urtheil schärfend. Wenn sie da Worte vernahm, wie diese: „Die wahren Schüler des Heilandes sind die, welche Ihm ganz und ungetheilt angehören, die sich im Einklang aller ihrer Kräfte Ihm hingegeben haben; — ihre äußere Gerechtigkeit ist eine Frucht ihrer inneren Gemeinschaft mit Christus, ihr äußeres Leben ist ein treuer Abdruck ihres Innern, ihres Friedens und ihrer Ruhe, aus der, wie aus einem Spiegel, das Antlitz Christi uns entgegenstrahlt", — dann ging sie gehobenen Sinnes an ihr Tagewerk und pflegte alle Keime des Guten, welche die ewige Liebe in ihr Herz gepflanzt hatte. Es wurde damals auch viel aufgezeichnet aus den Predigten und Christenlehren des Pfarrers von St. Remigius (Dr. Wilhelm Reinkens), den sie persönlich schon während ihrer Wirksamkeit zu Aachen kennen und schätzen gelernt hatte. Da ließ sie sich nun von eifrigen Zuhörerinnen Alles mittheilen, was eigenthümlich war und tiefer einführte in das Verständniß des Evangeliums, und sie fand, daß auf den schönen Gedanken eine besondere Weihe ruhe. Vielfach bildete sie aber auch ihren Geist im Lichte des Wortes Gottes durch Lesen (z. B. der Schriften Joh. Em. Veith's) und eigenes Nachsinnen über die Geheimnisse der Offenbarung, was sie selbst bei Nachtwachen am Krankenbette nicht un-

terließ. Auch den Schwestern las sie oft vor, und sie regte sie an und weckte den Hunger nach dem Worte Gottes in ihnen, wo sich ein Anlaß bot.

Hilgers hatte einmal gesagt, die Flamme der heiligen Liebe entzünde sich im Menschen bereits zu einer Zeit, wo sein Denken und Wollen noch gleichsam in dem Schooße seiner Eltern liege. Aber herangewachsen solle er sie hinaustragen in die Welt, wo die Stürme des Lebens wehen. Da müsse dann sein Denken und Wollen sein eigen werden, damit er in diesen Stürmen das heilige Feuer bewahren könne, so daß die Flamme nicht erlösche, sondern wachse. Sie fand dies richtig, und weit entfernt, ihr Denken und Wollen zu opfern, suchte sie immer selbstständiger darin zu werden, um mit diesen Kräften, angeregt, unterstützt und zur Vollendung geführt von der Gnade, die heilige Flamme der Liebe zu schützen und zu mehren. Sie wußte, daß sie das von der erlösenden Liebe dargebotene ewige Leben, den guten Kampf des Glaubens kämpfend, „ergreifen" solle (1. Tim. 6, 12): womit hätte sie kämpfen, womit ergreifen können, wenn nicht mit ihrem eigenen (von Gott gegebenen) geheiligten Willen?

Vor Allem aber hatte sie für die Bethätigung ihres Willens den apostolischen Spruch vor Augen: „Ein reiner und unbefleckter Gottesdienst vor Gott und dem Vater ist dieser: der Waisen und Wittwen in ihrer Trübsal sich annehmen, — und unbefleckt von der Welt sich erhalten" (Jac. 1, 27).

War sie nun aber auch für den oberflächlichen Beobachter ganz Martha unter ihren Armen und Kranken, so war sie doch dem beschaulichen Leben nicht nur nicht fremd, sondern vermöge des innersten Bedürfens ihres Wesens fast unablässig hingegeben. Sie war eine gottinnige Natur. Mit dem Hersagen der den Ordensschwestern vorgeschriebenen Gebetsformeln, die ihre Hauptkraft von dem Gehorsam haben sollen, begnügte sie sich nicht. Sie bemühte sich aus allen Kräften, diesen Formen Geist und Leben einzuhauchen, war aber dabei von der Versuchung nicht frei, an die Worte der Bergpredigt Jesu zu denken: „Wenn ihr betet, sollt ihr nicht Worte häufen, wie die Heiden; denn sie meinen, daß sie erhöret würden, weil sie viel Worte machen. Werdet ihnen also nicht gleich! Denn euer Vater weiß, was ihr bedürfet, ehe ihr Ihn bittet“ (Matth. 6, 7—8). Sie verstand das: „Betet ohne Unterlaß!“ nicht so, daß man vor Gott unaufhörlich Worte und Formeln wiederholen solle, sondern so, daß man sein Gemüth zu Gott immerdar erhoben haben müsse, stets vor seinem Angesichte wandelnd. So war sie; die Schwester Augustine war, um es mit einem Worte zu sagen: gottinnig. Ja, sie war fromm. Was sie später auf ihrem Schmerzenslager äußerte: „In gesunden Tagen, — da dachte ich wirklich nur an Ihn (an Gott) und nun denke ich so viel an mich; bald thut mir's hier weh, bald dort,“ das war die lautere Wahrheit. Sie dachte

nur an Ihn, sie diente Ihm mit beständigem Bewußtsein dessen in den Armen und Kranken. Es war ihr Wunsch, ihr Streben und Wollen, daß „jeder Athemzug dem lieben Gott sage: ich hab' Dich lieb!"

7.

Im Hospital.

Im Hause, im Hospital war ihr Weinberg, in den der Herr sie gesandt; da war die Arbeit Freude, die Nächstenliebe Seligkeit. Am 1. April 1850 schrieb sie dem Verfasser: „Freudig kann ich Ihnen melden, daß die leeren Räume des Hospitals beginnen, sich mit Armen und Kranken aller Art zu füllen; 47 Betten (von den 120 in Aussicht genommenen) sind jetzt aufgestellt, wovon nur eines leer steht; 14 neue werden die nächste Woche aufgestellt, und der Gesellige Hospital-Verein hat uns 8 Betten geschenkt zur Aufnahme der armen kranken Dienstboten und Handwerksgesellen. Haben wir auch 1400 Thaler Schuld und 100 Thaler Capitalien, so ist dies seltsame Resultat doch nicht mächtig genug, uns muthlos in die Zukunft schauen zu lassen, sondern nur hinreichend, uns vor Uebermuth zu bewahren und vor der Versuchung, die ge-

lobte heilige Armuth zu vergessen." Also wie die Sorge, Arbeit und Aufopferung für die Armen und Kranken sich mehrte, so wuchs die innere Freude bis zur Gefahr des Uebermuthes, d. h. nach ihrer Ausdrucksweise bis zum Aufjubeln, das sie freilich auch, wenn die Kasse des Curatoriums Ueberschüsse gehabt hätte, im rechten Maße gehalten haben würde. Am 22. Januar 1851 schrieb sie: „Die Sakristei und die Apotheke erfreuen sich einer vollständigen, schönen Einrichtung." Gleichsam mühelos füllte sich Alles seiner Bestimmung gemäß, da die schaffenden und arbeitenden Kräfte stets zusammen wirkten und deshalb auch Gottes Segen, der da verheißen ist, wo Einmüthigkeit herrscht, nicht fehlen konnte. Sie selbst äußerte um diese Zeit: „Von den verehrten Herren des Curatoriums und des von mir so hochgestellten Geselligen (Hospital=)Vereins kann ich nur, wie von Anfang, das allerbeste Zeugniß ablegen. Mit so viel begeisterter, werkthätiger Liebe, wie hier in Bonn, wird wohl in wenigen Städten Hand an's Werk gelegt!"

Nach dem Grade der bestimmungsmäßigen Ausfüllung aller Räume breitete sich nun auch das Gebiet ihrer Pflicht und Wirksamkeit aus. Da hatte man nun Gelegenheit, sie zu bewundern in dem leichten Ueberblick, in der Alles umfassenden Umsicht und Fürsorge, in der geschickten Vertheilung der Kräfte, in der besonderen Behandlung der Einzelnen und in der harmonischen Leitung des Ganzen. Nichts

wurde flüchtig erledigt, Alles mit voller Geistesgegenwart gründlich. Wenn sie etwas that, so geschah dies, als wäre ihr Geist wie ihre Hand nur für dieses Einzelne da; aber das schien nur so, ihr Geist war voller Behendigkeit zu gleicher Zeit nicht selten an vielen Orten thätig. Wer sie einmal so in ihrer Weise gesehen, vergißt das nie. Da stand sie z. B., angethan mit der blauen Schürze der Apothekerinnen, hinter ihrem Apothekertisch in einem Mörser emsig arbeitend, weil der Arzt eben die eilige Ausführung eines Recepts angeordnet, mit dem sie besuchenden Freunde, den sie wegen der dringenden Arbeit nicht hatte in's Empfangzimmer führen können, in eifriger Unterhaltung über die Thatsachen der Erlösung, über die Geheimnisse der Religion oder über die Lage der Kirche: — ein Bote kam, der Bestellungen übernehmen sollte, — eine Schwester trat ein, die eines Rathes oder Befehles bedurfte, — ein im Hause beschäftigter Handwerker war auf Schwierigkeiten gestoßen und bat um ihre Entscheidung, — und sie gab Bescheid, wie wenn sie Alles längst überlegt hätte, ohne daß die Arbeit stockte und ohne daß die Unterhaltung von ihrer Tiefe, Wärme und Lebendigkeit etwas einbüßte. Der Verfasser selbst erlebte dieses.

Den Armen und Kranken gegenüber wollte sie ganz barmherzige Schwester sein; und sie war es. Bei der Höhe der Ansprüche, die sie an sich machte, und bei der übergroßen Bescheidenheit, die

sie auszeichnete, glaubte sie selbst freilich, hinter der Aufgabe einer solchen zurückzubleiben. Am 22. Januar 1851 schrieb sie einem Freunde: „Wohl hätten sich meine Augen mit Thränen füllen mögen, als ich in die Züge des herrlichen Bildes schaute, welches Sie in Ihrem Briefe von dem Leben und Wirken einer barmherzigen Schwester entwerfen; — ja, so erwärmend und belebend könnte und sollte wohl die Sonne der christlichen Liebe an meinem Lebenshimmel prangen, und doch erlischt ihr Licht so oft, wie ein erbleichender Morgenstern beim Herannahen des Tages," — wenn sie sich nämlich mit solchem Bilde vergleiche. „Was nützt es wohl", fährt sie fort, „die Eltern und die ganze übrige Welt zu verlassen, wenn die Welt im Herzen nicht untergeht und man nicht den Muth hat, von sich selbst Abschied zu nehmen! — So manchen Kranken sah ich geheilt und fröhlich der Heimath wieder zuwandern, und mein eigenes Herz und Gemüth ist matt und krank in alter Gefangenschaft zurückgeblieben; — so Manchen habe ich schon als kalte Leiche zur ewigen Ruhe gebettet, und noch immer ist nicht der Heiland aus der finstern Grabesnacht meines Herzens erstanden! — Ist doch unser schöner Beruf gleich einer geöffneten reichen Schatzkammer, und ich stehe noch immer träge und sorglos an deren Eingang! Ja, beten Sie nur innig und viel für mich, damit ich einst Barmherzigkeit finde, weil ich Barmherzigkeit geübt habe." — Dieser Wunsch ist ihr gewiß erfüllt worden. Sie war mehr,

als sie wußte; denn bei ihr traf das Wort des Herrn: „Wenn Du Almosen gibst, laß Deine linke Hand nicht wissen, was die rechte thut" (Matth. 6, 3), in jeder Uebung der Barmherzigkeit zu. Sie hatte ihre Losung mit dem Apostel Paulus genommen: „Nicht als ob ich es schon erlangt hätte, oder als ob ich schon vollkommen wäre; aber ich strebe dahin, ob ich es etwa ergreife, im Vertrauen darauf, daß ich von Christo Jesu ergriffen bin; Brüder, ich schätze mich selbst nicht so, (daß ich denke), ich habe es ergriffen; Eins aber (darf ich sagen): was hinter mir ist, vergessend, zu dem aber, was vor mir ist, hinangestreckt laufe ich zu dem Ziele hin, nach dem Kampfpreise der himmlischen Berufung Gottes in Christo Jesu" (Phil. 3, 12—14). So war die Schwester Augustine: was sie Gutes gethan, das lag hinter ihr, war in des Himmels Schatzkammer gefallen; sie wußte nicht, wie viel es war, sie forschte nicht darnach, sah nur das Ziel vor sich und eilte unermüdlich vorwärts auf dem Wege — der Barmherzigkeit.

Den Mangel an dem vollkommenen Bilde der „barmherzigen Schwester" empfand Niemand als sie selbst, am wenigsten Derjenige, an welchem sie Barmherzigkeit übte. In der That, alle die Armen und Kranken, welche ihre Sorge, Pflege und Hülfe erfuhren, bezeugten es eifrig, daß sie eine rechte „barmherzige Schwester" sei, wenn sie, von ihr redend, auch lieber, und fast möchte man sagen natürlicher,

„Mutter" sie nannten. Jeder wußte, wer gemeint war, wenn es hieß: „die Mutter". Ja, wo ihre Hand milde einen Kranken berührte, da fühlte dieser Linderung und Beruhigung auf sich überströmen, wie wenn die Hand der Mutter sich tröstend und segnend auf das Haupt des Kindes legt. Wie mannigfaltig nun auch die Erweise ihrer wahrhaft erfinderischen barmherzigen Liebe waren, so machte sich doch in den Tagen, Monaten und Jahren eine gewisse Gleichförmigkeit dadurch geltend, daß die Leiden der Menschen und die Charaktere und Bildungsgrade der Leidenden sich ebenso gleichmäßig wiederholten, wie ihre Art und ihr Eifer in der Hülfeleistung und Tröstung sich stets selbst gleich und ihre Liebeskraft unerschöpflich blieb. „Hier im Hause", schrieb sie selbst einmal, „läuft das gewöhnliche Räderwerk ab, — im großen Ganzen geht's aber gut." Es mögen daher allgemeine Bemerkungen hier genügen.

Sie war unter den Kranken wie überall gegenwärtig. Mochte auch diese oder jene Schwester die besondere Pflege haben, — jeder Kranke wußte und fühlte, daß er unter dem vollen Schutze der „Mutter" sich befand. Wenn sie nur zuweilen selbst erschien, so war es doch, als wäre sie immer da. Nur wenn die Armen und Kranken unerwartet hörten, sie sei verreist, gab es Thränen und Klagen, wie bei Kindern, welche fürchten, die ohne ihr Wissen fortgegangene Mutter kehre nicht wieder. Indessen zeigte sie sich bei schweren Kranken auch öfter, und

bei diesen hielt sie getreu ihre Nachtwachen. Solche Nachtwachen benutzte sie dann bald zur Lectüre für die Förderung ihrer religiösen Erkenntnisse, bald zur inneren Einkehr in Selbstprüfung und Gottinnigkeit, bald auch zur Correspondenz mit fernen Freunden. So schrieb sie einmal einen langen Brief, in welchem mit dem tiefsten Ernste der heiterste Ton wechselte, so daß der Leser meinte, derselbe sei mitten am Tage beim reinsten Sonnenlichte geschrieben; aber gegen das Ende hieß es: „Jetzt muß ich wohl schließen, denn kaum sehe ich mehr die Buchstaben; ich halte nämlich die Nachtwache bei einer armen Nervenfieber-Kranken, die mich jeden Augenblick unterbricht, — und dennoch ist dies doch noch eine ruhigere Stunde, als ich bei Tage eine finden kann." Aehnlich schrieb sie aus Anlaß der Erwähnung, daß sie ein ihrem inneren Leben sehr förderliches Buch bei einer Nachtwache lese. Denn den ganzen Tag hatte sie als freie Zeit zur Verfügung eigentlich nur eine halbe Stunde, und zwar Morgens um 6 Uhr, nach Beendigung der gemeinsamen Uebung des Gebetes und der Betrachtung, wo sie dann auch wohl sich hinsetzte, um an einen Freund zu schreiben. Sie pflegte denn auch solche Nachtwachen „die Lichtseiten ihres Tagewerks" zu nennen. Es war ihr dann, als theilte sich die Stille draußen ihrem Innern mit. Sie wachte, wie bei dem Kranken, dem sie Schmerz linderte, auch bei ihrem Herzen, es untersuchend, ob es Wunden am

Tage erhalten, es beruhigend, wenn es in bitteren Kämpfen gerungen, und es mit dem Frieden des Bewußtseins der Gottesnähe erquickend. Manchmal wurde das Herz dann selbst so schweigend wie die stillste Nacht, und während der helle Sternenhimmel in ihrem ruhig gewordenen Auge sich spiegelte, war in der Seele das reinste Spiegelbild des überirdischen Himmels, von welchem her die Sonne der Gerechtigkeit ihr Seligkeit in's Gemüth strahlte. O, dann konnte sie beten und heilige Entschlüsse fassen!

Den Armen und Kranken ihres Hauses flößte sie fast ausnahmslos das unbedingteste Vertrauen ein. Daher wußte sie bald nicht bloß das körperliche Leiden eines Jeden, sondern auch Alles, was die Seele drückte. Und sie wußte auch die Seelenleiden aller Art zu lindern, oft zu heben; sie konnte trösten, beruhigen; Viele, die ihr Herz einmal vor ihr ausgeschüttet, wurden fortan bei ihrem Vorübergang schon getröstet, sei es, daß sie ein von dem Kranken leicht verstandenes Wort zurief oder auch nur einen Blick voll Theilnahme und Aufmunterung hinwarf. Ja, mit dem Auge konnte sie alle arbeitenden Kräfte des Hauses anfeuern, den Kranken Schmerzen stillen, Geduld einflößen, Unarten überwinden, gute Vorsätze wecken, überall Frieden verbreiten. Einmal befand sich vorübergehend unter den Kranken ein Wahnsinniger, der, plötzlich von der Tobsucht befallen, die Annahme der Zwangsjacke verweigerte. Angst und Furcht ergriff die Umge-

bung. Schnell war „die Mutter“ benachrichtigt. Sie kam. Ein Blick voll Ernst und Entschlossenheit, der aber dennoch das menschenfreundliche Mitgefühl durchscheinen ließ, — und es bedurfte kaum noch des befehlenden Wortes, da fügte sich der Arme, und wie ein gutes Kind der Mutter vertraut, so ließ er sich willig die Zwangsjacke von ihr anlegen. Ihr Gesicht entfärbte sich zwar und wurde bleich; aber dies bewirkte mehr ihr tiefes Mitleid mit dem Unglücklichen, als die muthige That.

In religiösen und Gewissens-Angelegenheiten wurde sie viel zu Rathe gezogen, auch von Andersgläubigen. Es ist aber nicht ein einziges Mal vorgekommen, daß sie das Geschäft der Proselytenmacherei betrieben hätte. Fälle der Conversion sind freilich nicht ausgeblieben; sie traten ein bei Leuten, die dem römischen Geiste zuschrieben, was S. Augustine und ihre Schwestern durch den Geist der Liebe vollbrachten. Aber in solchen Fällen beobachtete sie die äußerste Zurückhaltung, die Freiheit der Entschließung über Alles achtend. Wo aber nur der Trost des Evangeliums begehrt wurde und der Widerstreit der Confessionen bei Seite blieb, war sie rückhaltlos in der Spendung desselben. Was vor ihrem Geiste als wahr und gut und schön erschien, das gab sie den Empfänglichen reichlich und mit Freude.

Bei den Genesenden beobachtete sie schnell verstehend, welche harmlose Beschäftigungen und Spiele dieselben angenehm zerstreuten. Bei Allen suchte sie

die wohlthuenden Verbindungen mit den Verwandten herzustellen und zu fördern. Auch erleichterte sie, wo sie nur konnte, ihnen die Sorge um die Familie oder um ihre eigene Zukunft. So blieben ihr viele Herzen im Hause, welche die Dankbarkeit zurückhielt, wenn die Genesenen längst draußen waren. Daß die Liebe des Gesetzes Erfüllung sei, wußten Viele von ihnen nun aus Erfahrung.

8.

Das Verhältniß zu den Schwestern.

Den Schwestern war sie Schwester, wo sie die Arbeit vertheilte und Anordnungen traf, im Uebrigen aber den älteren Freundin und den jüngeren Mutter. Freilich war ihr wahrhaft paulinisches Streben, „des Evangeliums wegen Allen Alles zu werden" (1. Cor. 9, 19—23), in beständigem Widerstreit mit der heutigen Ordenstendenz, welche, wie dies Cap. 6 nachgewiesen wurde, dahin geht, daß Alle sich Einem in blindem Gehorsam beugen und der Regel und der Absicht der Oberen wegen die individuellen geistigen Bedürfnisse mißachtet und alle persönlichen

Eigenthümlichkeiten geopfert werden sollen, — selbst die Geisteskräfte und das besondere Charisma. Aber der Geist des Evangeliums war mächtiger in ihr als die Ordenstendenz. Von ihrer Seele gilt das Wort: „die menschliche Seele ist von Natur christlich“, in nachdrücklichster Weise; es war nicht möglich, den Geist in ihr auszulöschen. Doch erklärt sich ihre Beharrlichkeit in der Pflege dieses Geistes zugleich auch daraus, daß sowohl zur Zeit ihres Noviziats als während ihrer siebenjährigen Thätigkeit im Hospital zu Aachen gerade die barmherzigen Schwestern vom h. Carl Borromäus nicht jene Ordenstendenz, sondern die vollkommene Erfüllung des Gesetzes der Nächstenliebe, in welchem der Geist des Evangeliums unauslöschlich glüht, mit dem größten Eifer umfaßten. Ihre Novizenmeisterin hatte sowohl vor dem Selbstpeinigen als vor dem Peinigen Anderer in den Klöstern gewarnt. Als dann seit dem Jahre 1849 in Deutschland der Jesuitismus in der nunmehr überall in den Vordergrund gekehrten Ordenstendenz sich zu verkörpern und zu herrschen begann, — die Jesuiten erreichten dies theils direkt, indem sie mittels ihrer Exercitien in die Klöster persönlich eindrangen und die Geister gefangen nahmen, theils indirekt durch die Gewalt des von ihnen geistig unterjochten Papstes —, da erschien dies der Oberin im Bonner Bürger-Hospital als Neuerung, und sie benutzte den ganzen Einfluß ihrer Stellung, in ihrem Hause wenigstens den Geist der Nächsten-

liebe in seiner Herrschaft zu schützen. Sie übte dieselbe daher auch, und zwar in glänzendster Art, an ihren Mitschwestern. Die jüngeren Schwestern, welche ihr zugeschickt wurden, waren über die Behandlung Anfangs ängstlich, dann freudig erstaunt. Kein blinder Gehorsam mehr, sondern erleuchteter, und volle Herrschaft der Liebe: das war herrlich! Als sie in ihrer letzten schweren Krankheit Angesichts des Todes ihr Verhältniß zu den Schwestern überdachte, sagte sie zu einer Freundin: als sie Oberin geworden, habe sie gedacht, es sei gut, daß sie in Aachen jene Klippe gesehen, an welcher die dortige Oberin angestoßen, sie wolle davor sich hüten und „vor Allem suchen, jeder einzelnen Schwester gerecht zu werden und ihr das zu sein, dessen sie bedürfe; — Und ich glaube", fügte sie hinzu, „ich habe das auch mit Gott fertig gebracht. Jede einzelne Schwester, die in den 22 Jahren (während deren sie zu Bonn Oberin war) in meinem Hause gewesen ist, war überzeugt, daß sie in einem ganz besonderen Verhältnisse zu mir stehe, und eigentlich war es auch so. Daher ist von Eifersucht, Gott sei Dank, nie eine Spur zum Vorschein gekommen. Ich habe dies nur erreicht, weil ich wirklich ein Herz für Alle gehabt und immer darauf gesonnen habe, Jeder etwas Ermunterndes, Anspornendes zu sagen. Die Liebe vermag Alles." Freilich vermag die Liebe Alles, besonders in einem solchen Hause. Denn gerade die barmherzigen Schwestern sind in der großen Mehr-

zahl von der Familie aus reine, unschuldige Seelen, die wahrhaftig nicht in's Kloster gegangen sind, um den kirchenpolitischen Zwecken des schwarzen und des weißen Papstes zu dienen, sondern zum ausschließlichen Dienste der barmherzigen Liebe. Dieser heiligen Gewalt fügen sie sich daher auch gern, nicht widerwillig, sondern von Herzen.

Die Schwester Augustine erzählte weiter, man habe ihr nicht selten diejenigen Schwestern zugeschickt, mit denen man in anderen Häusern nicht habe fertig werden können. „Man hatte die guten Seelen", sagte sie, „in der Regel nicht gut angefaßt, sehr oft zu streng, zu einseitig, — nicht mit der Menschenfreundlichkeit, welche die Herzen zu gewinnen weiß." Die Verkehrtheit des „Anfassens" war manchmal eine totale gewesen. Die Seele des heutigen Ordenswesens in seiner jesuitischen Vollendung ist nicht die Liebe, sondern der Gehorsam, und zwar der geistlose, blinde. Die „richtigen" Oberen sind daher diese, welche im Noviziat und bei den jüngeren Ordensmitgliedern alle geistige Bildung, jede Willensrichtung, jedwede Herzensneigung selbst gewaltsam austilgen, beugen und brechen, sofern sie „der heiligen Regel" und dem allgemeinen Zweck „der Kirche", d. i. der römischen Curie mit den Orden nicht entsprechen oder nicht ganz conform zu sein scheinen; es sind diejenigen, welche die eigenen Ansichten und Ueberzeugungen der Untergebenen hervorlocken, um sie als verderbliche Irrthümer und

Erzeugnisse des Hochmuths zu brandmarken, — die persönlichen Wünsche und Bedürfnisse erforschen, um sie als sündhafte Begierden zu verweigern, — die freien Entschlüsse und Thätigkeiten beobachten, um sie zu verurtheilen und zu verbieten. In dem Orden sollen nach dem vollkommenen Cadaver-Gehorsam Alle nicht durch den Geist und die Liebe Eins sein, sondern durch die Schablone dasselbe, ein ewiges Einerlei. Und um das zu erreichen, stellen sie mit den Einzelnen die abenteuerlichsten Experimente an. Solche Oberen gleichen Gärtnern, die alle jungen Bäumchen der verschiedensten Art und Form zu derselben Höhe und Gestalt zwingen wollten; sie würden so lange schneiden, dehnen, beugen und brechen, bis die schönsten und edelsten erkrankten und abstürben. Wie viele schuldlose, hochbegabte und ursprünglich hochbegnadigte Seelen verkümmern und verschmachten heutzutage in den Klöstern unter den Händen der Oberen, die nicht klüger sind als solche Gärtner, aber ungleich größeres Unheil anrichten!

Die Oberin in dem Bonner Bürger-Hospital zum h. Johannes dem Täufer, die Schwester Augustine, war auch aufmerksam auf die eigenthümlichen Anlagen und Gaben der ihr untergebenen Schwestern, auf ihre Ansichten, Neigungen, Wünsche, Entschließungen und Lieblingsarbeiten, — aber mit der Aufmerksamkeit der Liebe, um Alles harmonisch nach dem Gesetze Gottes zu fügen und durch dasselbe zu heiligen. Sie suchte die Keime zu erkennen, welche

die ewige Liebe in die Herzen gepflanzt habe, um sie, auch wenn sie herrlichere Saaten zu finden glaubte als im eigenen Herzen, neidlos zu pflegen. Nun geschah es freilich wohl, daß eine junge Schwester ihr schon ganz verkrüppelt, verschüchtert und irre an ihrem inneren Seelenleben in's Haus kam. Sie erhielt nämlich ihren Zuwachs aus dem deutschen Mutterhause zu Trier, dessen geistlicher Superior zur Zeit der in mancher Beziehung kleinlich peinliche Weihbischof Braun, sonst ein achtbarer Mann, war. Wie weit er dem in den fünfziger Jahren schon überall hinwehenden Jesuiten-Geiste Thür oder Fenster geöffnet habe, wissen wir nicht; aber die dort gebildeten Schwestern trugen mitunter traurige Spuren der neuen Kloster-Dressur an sich. In dem Johannes-Hospital zu Bonn hatte die Oberin es erreicht, daß unter den Schwestern ein frisches, frohes Leben herrschte. Sie arbeiteten ohne Unterlaß; ihre Arbeit war Gebet; sie thaten sie mit Freude, wohl wissend, daß Gott einen freudigen Geber lieb hat, und so verstanden sie auch die Mahnung des Apostels: „Freuet euch in dem Herrn allezeit! Abermal sage ich: freuet euch!" (Phil. 4, 4.) Wenn sie einander begegneten und nicht Sorgen mitzutheilen oder Aufträge auszurichten hatten, was immer in schwesterlicher Hingebung geschah, boten sie einander im Vorbeigehen ein heiteres oder ermunterndes Wort oder wenigstens ein freundliches Zuwinken dar. Nie gingen sie theilnahmlos vorüber. Bei gemeinsamen

Recreationen herrschte stets die mittheilsame Vertraulichkeit, auch scherzten sie untereinander und alle mit „der Mutter", die ihrerseits das Beste dazu that, jeden Auctoritäts-Cult — die Klippe aller kleinen Geister — mied, und den gewissen feierlichen Ton nicht finden wollte, die Schwestern oft mit lieben Namen nannte, statt S. Gertrud „Trudel" sagte und Allen das Herz weit machte. Besonders reich an herzerquickenden Gesprächen war die Stunde nach dem Abendessen, während welcher die Schwestern (zur Sommerszeit gewöhnlich im Garten) um die Mutter herumsaßen mit Handarbeit oder sonst für's Haus beschäftigt, heiteren Scherzen und Erzählungen sich hingebend oder ernsten Worten lauschend. Da war nun eines Tages eine ganz junge Schwester angekommen, die zu alledem nicht stimmte. Sie war tief verschüchtert, begriff das unbefangene fröhliche Wesen der Schwestern nicht, war ängstlich in jedem Wort, sagte nur das Allernöthigste, meist nur Ja oder Nein, lachte nie von Herzen und blieb bei der heitersten Unterhaltung der Anderen stumm, häufig traurigen Angesichtes vor sich hinstarrend. Das beengte allmälig auch die Uebrigen. Es dauerte einige Tage, da ertrug es die Oberin nicht mehr. Sie nahm sie also mit warmer Entschlossenheit bei Seite und forderte Aufschluß über ihr ungeselliges und im Johannes-Hospital völlig fremdartiges Wesen. Sie müsse ihr, der Oberin, sagen, was ihr das Herz verschließe, den Grund angeben, warum sie nicht

freudig sei in der Arbeit, warum sie sich nicht mit unterhalte, warum sie gar nicht rede, wenn Alle im fröhlichen Gespräche seien. Nach kurzem innerem Kampfe brach die Arme — ein Kind voll Unschuld — in Thränen aus mit den Worten: „Ja, wovon soll ich denn reden?“ „Nun“, erwiderte mit steigender Wärme die Schwester Augustine, „von Allem, was Ihnen lieb ist und was Sie freut; Sie sind ja unter Schwestern!“ „Ach“, sagte sie, „was mir lieb ist und was mich freut: davon darf ich ja gar nicht reden!“ „Wie so denn?“ fragte die Oberin, erstaunt sie anblickend. Und nun erzählte jene, zu Trier habe im Refectorium eine Tafel gehangen mit der Aufzählung alles dessen, woran eine Novize nicht mehr denken solle. Und da seien Nr. 1 die Eltern aufgeführt worden, dann die Geschwister, ferner die Freundinnen, alle gesellschaftlichen Beziehungen, die ganze frühere Welt. Und da sie redlich den Vorschriften nachzukommen sich bemüht habe, so habe sie es zwar zu einer Fertigkeit im Schweigen gebracht, aber wovon sie sonst, außer dem, was der Beruf unmittelbar fordere, nun reden solle, das wisse sie nicht. Da rieth ihr die Oberin, von jetzt ab nicht mehr an jene Tafel zu denken, wohl aber wieder an ihre Eltern, Geschwister und Freundinnen und an Alles, was sie aus früherer Zeit mit reinem Sinn vor Gott lieben könne. Und so herzlich und mütterlich sprach sie ihr dann Muth zu, daß die gute Schwester neu auflebte und bald ganz und gar zur Harmonie des Hauses stimmte.

Noch im letzten Jahre ihres Amtes gab sie einer Novize den Frieden und die Freudigkeit ihres Berufes wieder. Dieselbe war einem andern Hause übergeben. Die Oberin desselben hatte es gewiß gut gemeint, aber durch ihr wohl auch echt klösterliches Verfahren dem zuletzt rathlosen Mädchen das Vertrauen zu sich selbst genommen, so daß es kein Wort der Widerrede mehr fand, als die Oberin erklärte, sie werde sie wieder auskleiden lassen, weil sie „keinen Beruf habe". Das Haus war in der Nähe; die Novize war schon mehrere Male mit der Schwester Augustine zusammengekommen und hatte sie liebgewonnen. Zu ihr eilte sie denn am Tage vor ihrer festgesetzten Abreise nach Trier, wo sie ausgekleidet werden sollte, um ihr Lebewohl zu sagen, aber auch noch einmal ihr Herz auszuschütten. Da redete nun gleich das Herz zum Herzen. „Mich dauerte das arme betrübte Nönnchen", sagte sie später. Und sie redete lange mit ihr, holte tief aus ihrer reichen Quelle der Tröstung die Schätze heraus und gab sie reichlich, und es gelang ihr, der getrösteten Betrübten wieder Vertrauen zu sich selbst einzuflößen, so daß sie Muth faßte. Sie nahm Abschied. Aber bei der Schwester Augustine war während des tröstenden Zusprechens ein Entschluß gereift, und wie sie immer rasch war, die Gedanken der Liebe auszuführen, so handelte sie auch jetzt augenblicklich. Sie telegraphirte an das Mutterhaus zu Trier, man möge die arme Novize ihrem Hause anvertrauen, sie

wolle noch einen Versuch mit ihr machen. Die bejahende Rückantwort traf noch zur rechten Zeit ein, und am andern Morgen wanderte die hocherfreute junge Schwester statt nach Trier in das Bonner Johannes-Hospital. Dort ist sie unter der weisen, liebevollen Leitung der treuen Mutter ganz aufgelebt zu freudiger Berufserfüllung, hat aber freilich auch den bitteren Schmerz des Verlustes dieses edelsten Mutterherzens erleben müssen.

Die gute Oberin verstand es, all die kleinen inneren Prüfungen und Seelenkämpfe der einzelnen Schwestern, wie sie im täglichen Pflichtenkreise und in der Arbeit des Heils selbst den Besten nicht erspart bleiben, gleichsam mitzuerleben und zu überwinden. Sie eilten denn auch der Reihe nach zu ihr in jeder inneren Noth; zur „Mutter" kamen sie. „Wie oft", sagte diese kurz vor ihrem Tode, — „wie oft habe ich eine Schwester, die mir ihr innerstes Leid klagen kam, dadurch schon aufgerichtet, daß ich ihr gesagt: »Sehen Sie, so ist es mir gerade einmal ergangen, haben Sie nur Muth, es wird schon besser werden.« „Ein gutes Wort thut so viel," fügte sie ihrer Erzählung bei. Das gute Wort war eben ein Wort der Liebe, die Alles vermag. Was die Schwestern ihr klagten, das nahm sie nicht auf mit Splitterrichterei, das benutzte sie nicht, um dieselben zu demüthigen, ihnen das Vertrauen zu der eigenen Einsicht und dem eigenen Gewissen zu nehmen und sie dadurch in den Gehorsam

gegen die Oberen tiefer hineinzuknechten, sondern sie nahm das Alles in ein wahrhaft mütterliches Herz auf, empfand es mit, trug es mit, umklammerte die Betrübten fester mit den Armen der Liebe und half ihnen siegen. Aber sie drängte sich nie in die Geheimnisse der Herzen ein, die sich nicht freiwillig ihr öffneten. Sie war vollendet in der Discretion auch nach dieser Seite hin. Eine Freundin beklagte sich einst in einem Briefe, daß sie, die Mutter, ihr keinen Rath in Betreff ihrer inneren Kämpfe gegeben; aber sie hatte selbst in ihrem letzten Briefe, welchen jene beantwortet, nichts davon gesagt. Darauf schrieb die Oberin: „Dein Schweigen nöthigte mich, auch meinen Lippen Schweigen darüber aufzuerlegen.“ Und so hielt sie es stets mit den Schwestern. Die Freiheit des Menschen in seinem innersten Seelenleben achtete sie wie ein Heiligthum, das man nicht erbricht. Sie haßte das vermessene („seelenärztliche“) Eindringen in fremde Herzen, welches seit dem Wiederaufleben des vaticanischen Inquisitionsgeistes auch unter dem deutschen Welt- und Ordens-Klerus so namenloses Unheil angerichtet hat und täglich anrichtet, besonders bei der kindlich vertrauenden Jugend. Aber es kam vor, daß Jemand ihr sein Innerstes freiwillig erschließen wollte, und selbst den Schlüssel nicht fand zu der letzten Falte; dann hatte sie ihn bald gefunden, und sie half öffnen und machte dem gepreßten Herzen Luft. Wunderte man sich darüber, wie sie den Schlüssel gefunden, so ant-

wortete sie: „Wenn man forschend in das eigene Herz hinabsteigt, dann findet man so leicht den verborgenen Eingang zu dem Herzen derer, die wir lieben.“ Sie fand den Schlüssel durch die praktische Weisheit in der Anwendung des Gesetzes: „Du sollst Deinen Nächsten lieben wie Dich selbst.“ In ihren Tröstungen und Ermunterungen wies sie besonders hin auf die gewisse Hülfe Gottes, auf das Erstarken der eigenen Kraft in der Uebung des Kampfes und auf den herrlichen Lohn, den das Bewußtsein des Sieges schon in sich trage. „Eine gar mächtige Hand kämpfet mit uns“, sagte sie; „wir dürfen daher freudig den Sieg hoffen. Im Kampfe erstarkt der Arm und in Versuchungen das Herz.“ — „Die Thatkraft erlahmt, die ungeübt bleibt.“ — „Aus eigener Erfahrung kann ich sagen, daß der Besitz unendlich beseligender ist, der uns so manchen heißen Kampf gekostet hat.“ Unter einer solchen Oberin gewannen die Schwestern ein Heimathgefühl; und während sonst der Wechsel des Hauses den Ordensschwestern meist gleichgültig, oft erwünscht war, so flossen reichlich Thränen, so oft eine aus dem Bonner Hospital versetzt wurde, was man in Nancy nicht begriff.



9.

Der Kampf gegen das Eindringen der Unbarmherzigen in das Haus der Barmherzigkeit.



Der alte Ordensgeist der barmherzigen Schwestern vom h. Carl Borromäus war der Geist reiner Liebe, der sein ganzes Leben erfüllte in der allseitigen Bethätigung der Nächstenliebe. Die Zwecke dagegen, welche der Vatican mit den Klöstern hat, sind diesem Geiste fremd; um dieselben zu verwirklichen, verwendet die römische Curie ihre Gehorsamstheorie zur vollständigsten Isolirung der Ordensmitglieder von dem frischen, warmen Leben in der Menschenwelt draußen, zur Veräußerlichung der religiösen Uebungen in geistlosen Wiederholungen und zur Ablenkung von der unmittelbaren Gemeinschaft mit dem Herrn auf die menschliche Stellvertretung und damit auch zur Abwendung von den ewigen Geboten Gottes und Hinwendung zu den wandelbaren Willkürbestimmungen der geistlichen Oberen. Die Isolirung macht heimathlos, die Veräußerlichung im Formalismus schafft religiöse Krüppel und die Abhängigkeit vom

Gewissen der Oberen würdigt herab zu blinden Werkzeugen, wie die römische Curie sie braucht, in deren Umarmungen der Geist der Nächstenliebe erdrückt wird.

Als Amalie von Lasaulx Schwester Augustine wurde, standen die deutschen Borromäerinnen im regsten Verkehr mit der realen Welt; sie sahen in ihrem Hause ungehindert nicht bloß kranke und verwahrloste Menschen, sondern auch gesunde und feingebildete, Verwandte, Geistliche und Laien. Manchen Freund der Kranken und der Armen, der auch ihr Freund war, baten sie zu Gast, und bei frommer Rede wie im harmlosen heiteren Gespräche nahmen sie ihre Speise zur rechten Zeit, dankend Dem, der die milde Hand auch ihnen und ihren Gästen aufthat. Aber es kam, ohne daß in einem deutschen Hause irgend ein Anstoß vorgekommen, das Verbot solchen ermunternden Verkehrs, — die Clausur wurde über das Eßzimmer ausgedehnt, was wohl auch ursprünglich in der französischen Gründung die Tendenz war. Es war früher aus der weitherzigsten Auffassung der Verpflichtung zum gemeinsamen Chorgebete zu Gunsten der Nächstenliebe eine segensreiche Praxis geworden. Es konnte nun zwar das Statut, welches diese Praxis gestattete und von diesem Geiste beseelt war, nicht geändert werden; aber im Noviziat und in der häufig wiederkehrenden Retraite, in welcher die Jesuiten-Exercitien allmälig die Hauptsache geworden waren, legte man immer mehr Gewicht auf das monotone, in ewigen Wiederholungen auch den

regsten Geist abstumpfende Hersagen und halbe Singen der Nonnen-Chorgebete. Vor Allem freilich wurde dort der Cadaver-Gehorsam als der sicherste Himmelsschlüssel angepriesen und damit der Mechanismus selbst den barmherzigen Schwestern aufgezwungen. Man bemühte sich, ihnen den Glauben beizubringen, daß ein Act des blinden Gehorsams gegen die kirchlichen Oberen werthvoller und entscheidender für das ewige Seelenheil sei, als die größte Liebesthat an dem geistig und körperlich verwahrlosesten Kranken. Es wurde nicht gleich in schroffer Weise verfahren, der Geist nur unvermerkt verändert. Die draußen Stehenden, und selbstverständlich auch die jüngeren Schwestern, die bereits so erzogen wurden, ahnten wenig oder nichts von der Veränderung. Aber tief und schmerzlich empfand den Wandel der Dinge die in unwandelbarer Treue dem alten Geiste zugewandte Schwester Augustine.

Alle von Rom ausgehenden Neuerungen zur Vorbereitung des Umsturzes der Kirchenverfassung auf dem Vaticanischen Concil mußten, wie von den Ordensleuten überhaupt, so auch von den barmherzigen Schwestern aufgenommen und mit durchgemacht werden. So wurden ihnen die Uebertreibungen des Madonnencultes aufgedrängt; die jungfräulichen Nonnen mußten sich täglich die Empfängniß vorstellen — denn sie sollten doch mit Andacht beten —, um der Mutter Gottes täglich zuzurufen, sie sei unbefleckt empfangen. Der Erzbischof Melchers verband diese

seltsame Begrüßung Maria's mit dem agitatorischen Gebete für den Papst, das er nach jeder Messe laut zu beten befahl, in den Klosterkirchen und Hospital-Kapellen wie in den Pfarrkirchen. Die armen Schwestern mußten, in der künstlich beigebrachten Vorstellung, das Seelenheil aller Menschen sei gefährdet, wenn Pius IX. nicht irdischer König sei und nicht ein „Reich von dieser Welt" besitze und regiere, mit hinein in den lärmenden Mißbrauch des Gebetes zur politischen Agitation. Die Anstifter dieses empörenden Mißbrauchs der heiligsten Gemüthserhebungen der Gläubigen wußten sehr wohl, daß der Herr, dessen „Statthalter" der Papst sein will, selbst gesagt hat, — und sein Wort hat ewige Geltung —: „Mein Reich ist nicht von dieser Welt", und es war ihnen schwerlich verborgen, daß der Himmel kein Interesse daran hat, die schauerliche Mißregierung des sogenannten „Kirchenstaates" wieder herzustellen; aber sie scheuten sich dennoch nicht, mit ihren Welthändeln unter dem „kirchlichen" Aushängeschild in die Ruhe der Klöster und in das stille Walten der Liebe, welche das Elend der Menschen zu lindern und zu heilen sucht, störend sich einzudrängen. Genützt haben die zahllosen Wiederholungen von Gebetsformeln, die für Pius IX. zahlreicher gesprochen wurden als für sämmtliche Päpste zusammengenommen, dem „heiligen Vater", wie der Augenschein lehrt, gar nichts; aber die Unzufriedenheit und die Renitenz gegen die weltliche Obrigkeit haben

sie, wie im Volke, so auch unter den Ordensleuten genährt.

Um auf den Madonnencult zurückzukommen, so wurden nicht bloß die Andachten vermehrt und immer selbstständiger und unabhängiger von der Anbetung des Sohnes Gottes, „des Einen (d. h. einzigen) Mittlers zwischen Gott und den Menschen“ (1 Tim. 2, 4—6), gemacht, nicht bloß der Rosenkranz und Amuletgebrauch (Scapulier, Medaillen rc.) mit wunderbareren Kräften ausgestattet und eingeschärft, sondern auch geflissentlich Maria's Mutterwürde in den Hintergrund geschoben, um sie als „die unbefleckte Jungfrau“ in ihrem Verhältnisse zu der Trinität zu betrachten. Bekanntlich hat der ritterliche Frauendienst des Mittelalters in der „Marienminne“ seine höchste Blüthe getrieben. Alles, was nun die Ueberschwenglichkeit der poetischen Empfindung, zum Theil nach Anregung älterer orientalischer Theologen, an kühnen Bildern hervorgebracht, das hat die Jesuiten-Theologie, welche jetzt in der vaticanischen Kirche ausschließlich herrscht, in die dogmatische Anschauung übertragen und zum Gegenstand des Cultus gemacht. In mehr als bildlichem Sinne ist Maria „die Braut, welche Gott erkoren“, „die Braut des h. Geistes“, und somit „die allgewaltige Braut“; denn sie ist auch eben deshalb „die Tochter des ewigen Vaters“. Hat doch Pius IX. in einer seiner ebenso phantastischen wie leichtge-

wählten Gelegenheits-Reden über Religion Maria als Gebieterin über die Allmacht des ewigen Vaters gepriesen, da dieser seiner geliebten Tochter keine Bitte abschlagen könne! Es sei hier daran erinnert, welchen Madonnencult die Jesuiten in ihrem „Gebet- und Erbauungsbuch für katholische Christen" (von P. Devis), das schon 1846 in sechster Auflage zu Cöthen erschien, unter den Deutschen verbreiteten, noch ehe ihnen Pius IX. mit seiner Auctorität dabei half. Es ist ansprechend und dem katholischen Gemüthe zusagend, Maria als Königin des Himmels zu begrüßen, da sie „voll der Gnade" ist, wie kein anderes Geschöpf, und darum auch den Preis der sittlichen Schönheit, Verklärung und Seligkeit hat. Aber etwas anderes will das erwähnte Gebetbuch sagen, wenn es dort heißt, sie sei „die Königin aller Geschöpfe" (S. 245), „die Königin der Welt" (S. 263), die „Herrscherin" (S. 264), „die Mutter aller Menschen" (S. 251), „die Mutter des Allmächtigen" (S. 248), „die Mutter der Seligkeit" (S. 245), „aus welcher der Quell der Barmherzigkeit hervorkam" (S. 246). Damit soll sie als eine Königin der Macht über Alles bezeichnet werden. Denn das Alles will dogmatisch betrachtet werden, und es läßt sich nicht leugnen, daß diese Ehrentitel mit einer gewissen Logik aus dem Prädicate „Gottesgebärerin", welches in der alten Kirche dogmatisch festgestellt worden ist, hergeleitet werden können. Nur wird dann vergessen, daß letzteres zum

Schutze der Einheit der Person in Christo erfunden worden ist, nicht aber, um Maria gleichsam an der göttlichen Natur theilnehmen zu lassen. Dahin kommt es aber in der Vorstellung des Volkes, wenn nun ferner gesagt wird, sie sei „die Mitwirkerin unseres Heils" (S. 245, 246). Sie wird geradezu als Erlöserin behandelt S. 249: „Glorreichste Jungfrau, durch deren Gehorsam allein das verlorene Menschengeschlecht den Eingang in das Leben wiedergefunden." So auch S. 248: „Maria, Stern, welcher Himmel und Erde bestrahlt; Du bist voll der Gnaden, die da überströmt in Alle, die Dich lieben." Damit stimmt S. 264: „Von Dir erwarte ich das ganze Heil meiner Seele." So ist sie denn auch im Himmel außerhalb aller Geschöpfe gestellt: „Ueber Engel weit erhoben" sitzt sie „bei ihrem Sohne auf einem Glanz umgebenen Throne" (S. 253—254); sie ruht an ihres „lieben Sohnes Seite" (S. 257). Darum soll endlich auch die Hingebung der Gläubigen an sie sein wie die Hingebung an Gott selbst. Der gute Katholik „weiht" ihr als der Tochter des ewigen Vaters seine „Seele mit allen ihren Kräften", als der Mutter des Sohnes seinen „Leib mit allen seinen Sinnen" und als der Braut des h. Geistes sein „Herz mit allen seinen Neigungen" (S. 258—259). Sie „erwirkt" dann auch von der allerheiligsten Dreieinigkeit alle zum Heile nöthigen Mittel! (S. 259.) In den Meßgebeten sprechen wir gleich nach dem Eingange

(Introitus) das neunmalige „Erbarme Dich unser", je dreimal an jede der drei göttlichen Personen gerichtet. Aber in der „Messe zur allerseligsten Jungfrau" läßt das Jesuiten-Gebetbuch beim Kyrie statt dessen um „das Mitleid der gütigen und mächtigen Jungfrau" flehen! Das Gloria, die erhabenste, uralte Doxologie der Dreieinigkeit, nimmt hier das Motiv für das dem dreieinigen Gott gespendete Lob von Maria! (S. 246.) Die Epistel bezieht auf sie die Worte des Alten Bundes, welche von der ewigen Weisheit gelten. (247.) Das Credo enthält nur ihre Seligpreisung und eine überschwengliche Deutung des Ave Maria. (S. 248.) Selbst in die Anbetung bei der Consecration wird sie verflochten. Ja, auch vor dem Gebete des Herrn hat man die heilige Scheu nicht bewahrt. „So sollt ihr beten!" sprach der Herr (Matth. 6, 9), und wir möchten glauben, damit sei für Christen das „Vater unser" vor jeder Aenderung gesichert. Aber die Jesuiten lehren uns alle sieben Bitten mit dem Mariencult durchflechten und ihre Erfüllung von den Verdiensten und Tugenden der Mutter Gottes abhängig machen! (S. 251—252.) Man lese dort dieses in seinen Motiven gefälschte „Vater unser" und staune über die Vermessenheit, dem Herrn selbst das Gebet zu verbessern! Doch genug von dem, was man schon vor dem Pontificate Pius IX. den Katholiken Deutschlands zu bieten wagte. Wo solche dogmatische Anschauung und solcher Cultus siegte, da war natür-

lich die Mutter mit dem Kinde nicht mehr das rechte Bild; es war dies „zu menschlich".

Nun hatte die Schwester Augustine im Bonner Hospital den alten echt christlichen Gedanken festgehalten, daß alle Schönheit und alle Seligkeit der gebenedeiten Jungfrau von dem göttlichen Kinde komme. Sie liebte daher die Mutter mit dem Kinde. Besonders theuer war ihr ein Bild von Deger, welches die Mutter voll Anmuth und Demuth darstellt und das Kind voll Hoheit und weltumfassender Liebe. Dieses ihr Lieblingsbild besaß sie in einem Glasgemälde in der Sacristei. Eines Tages kam die Chère mère von Nancy (die General-Oberin) zum Besuche. Diese besah das ganze Haus mit seiner Einrichtung nicht ohne Interesse. Zuletzt führte die Schwester Augustine sie in die Sacristei, und nachdem sie auch dort Alles gezeigt, deutete sie schließlich nicht ohne Stolz wegen des Besitzes auf das Deger'sche Bild mit den Worten: „Nicht wahr, wie schön!" Aber etwas befremdet und kalt erwiderte die General-Oberin: „Ich liebe mehr die Darstellung der h. Jungfrau allein, ohne das Kind; das Kind auf den Armen ist so sinnlich!" „Da hatte ich genug", bemerkte die Schwester Augustine, als sie Angesichts ihres Todes den Vorfall erzählte; „da haben sie zuletzt keinen Platz mehr für den Herrn und Er allein ist doch unser Erlöser!" —

Das Hineinschillern des Madonnencultus in's

Heidenthum, welches nach und nach zu den grellen Farben einer nach Ortschaften vervielfältigten weiblichen Gottheit, die jetzt angerufen wird, „den heiligen Vater", „das heilige Herz" (!) und „Frankreich" zu „retten", sich steigerte, bewirkte, daß sie selbst um so unmittelbarer und enger ihr inneres Verhältniß mit Gott befestigte und auch, wo sie ermahnte, ermunterte oder tröstete, nie auf die Zuflucht zur allerseligsten Jungfrau und zu den Heiligen hinwies, sondern ganz allein auf den Zutritt mit Vertraulichkeit, den wir zu Gott und zu unserem einzigen Mittler Jesus Christus haben.

Aber jene Verirrungen störten ihr nicht die kindliche und tiefinnerliche Verehrung, welche sie für die Mutter des Herrn von Kindheit auf stets im Herzen trug und nährte. Wie oft hörten wir sie beim Anblick eines schönen Bildes der jungfräulichen Mutter dieser Verehrung den wärmsten Ausdruck geben!

Daß sie den „heiligen" Arbues mit der ganzen Gesellschaft von wunderlichen Heiligen, welche die Jesuiten durch Mastai-Ferretti auf den Altar erheben ließen, den Eintritt in das Geheimniß ihrer Andacht versagte, versteht sich bei ihr von selbst. Auch konnte sie nicht glauben an die von Pius IX. im Jahre 1860 und von 400 Bischöfen 1862 proclamirte „katholische" (vaticanische) Lehre, daß der „Statthalter Gottes" zu Rom „ein Reich von dieser Welt" haben müsse. Und das war wohl ihr schlimmstes Vergehen, da der ganze Apparat neuer

Heiligen, beleuchtet von dem Feuerscheine der Inquisition (Arbues), und die Errichtung der sämmtlichen localen Madonnen-Orakel mit sammt dem sinnlichen Herz-Jesu-Cult ja nur zu dem Zwecke dienen sollte, dem römischen Papste die Völker als Schemel zu Füßen zu legen.

Ihr ganzes Verhältniß zum Vaticanismus trat aber den Wächtern des Vaticans zu Bonn nicht unmittelbar entgegen. Sie verschloß ihre Kapelle, nachdem sie mit Einem, der eine Zeit lang in der Woche Messe darin gelesen, eine hinreichende Erfahrung gemacht hatte, constant den Jesuiten und selbst deren Dienern im Weltclerus. Sie ging darin so weit, daß sie im Nothfalle einen pensionirten Geistlichen der alten Schule in Köln bestimmte, nach Bonn zur Abhaltung des Sonntagsgottesdienstes im Hospital zu kommen, wenn Hilgers verreist und kein Geistlicher von echt christlicher Gesinnung in der Stadt zur Verfügung war.

Aber den Vaticanern entging die Bedeutung der Thatsache, daß sie von dem Heiligthume des Hauses der Barmherzigkeit so beharrlich ferngehalten wurden, nicht. Wie sehr auch bei persönlicher Begegnung, die ja mit einzelnen „von der echten Farbe“ unvermeidlich war, die Schwester Augustine durch ihre geistige Gewandtheit und angeborene Menschenfreundlichkeit jedes Glaubensexamen unmöglich machte, so blieb man doch nicht ohne Kenntniß ihrer religiösen Anschauung und Gesinnung. Der Verdacht,

daß ihr mehr daran liege, „den Herrn Jesum Christum anzuziehen" (Röm. 13, 14), „den neuen Menschen, der nach Gott geschaffen ist in Gerechtigkeit und Heiligkeit nach der Wahrheit" (Eph. 4, 24), als mittelst des Cadavergehorsams sich die Aussicht auf Heiligsprechung durch „den heiligen Vater" zu Rom zu sichern, wurde immer stärker. Bald umgab sie das Netz des römischen Spionenwesens und flogen die Pfeile der Denunciation in das Palais des Erzbischofs zu Köln und in das Mutterhaus zu Nancy. Und es erhoben sich Stürme, welche das Innerste ihres Gemüthes erschütterten, mehr noch durch den eröffneten Einblick in die Zustände der von ihr so sehr geliebten Kirche, als durch die Schmerzen der Verkennung ihrer reinsten Absichten. Und je mehr sie erkannte, daß sie die unheilvolle Veräußerlichung und Verkrüppelung des religiösen Geistes mit den größten Kämpfen höchstens dem engen Kreise ihres Hauses, nicht aber der großen Genossenschaft, der sie angehörte und von Herzen anhing, fern halten könne, desto tiefere Betrübniß erfüllte sie. Als in dem Mutterhause zu Nancy der Jesuitengeist bereits die volle Herrschaft hatte, war ihr der Gang zur Retraite daselbst, in welcher der moderne Vaticanismus eingexercirt wurde, stets ein bitterer. So schrieb sie einmal, im Begriffe nach Nancy abzureisen, einer jüngeren Freundin: „Du erlässest mir wohl, die wunde Stelle zu berühren, die Zeit und persönliche Beziehungen krüppelhafter

religiöser Bildung dem Herzen unseres Ordens geschlagen haben; — glaube nicht, weil ich geschwiegen habe, fühlte ich den Schmerz darüber weniger; nein, ich bete nur, daß Gott den alten Ordensgeist wieder erwecken möge."

Sie erhob sich aber über solchen Schmerz zunächst durch den Hinblick auf die Schätze, die ihr Niemand rauben konnte. In dieser Hinsicht schrieb sie an dieselbe: „Wie wohl thäte es mir, könnte ich zuweilen an Deiner Seite aussprechen, was mich mit so mannigfachem Weh erfüllt! Allein das Vereinsamen scheint auch nöthig, damit mir Blick und Herz offen bleibt für die Reichthümer jener besseren Welt." Dann fand sie Trost in der immer rückhaltloseren Hingebung an ihren wahren Beruf, Barmherzigkeit zu üben, bis zu einem solchen Grade, daß sie leider schließlich ihrer Gesundheit nicht mehr achtete. Auch stand zum Dritten ermuthigend der edle Professor Hilgers mit der ganzen Reinheit und Besonnenheit seines christlichen Geistes ihr ohne Wanken treu zur Seite. Ihm berichtete sie auch, wenn er abwesend war, ob Ruhe sei oder Sturm; so schrieb sie einmal: „Hier im Hauskreis geht es, Gott Lob, gut; keine neuen Gewitterwolken haben meine Tage seither getrübt, und hoffentlich wird es auch noch so bleiben, wenigstens noch bis morgen über acht Tage; — alsdann wird mir Zuwachs an geistiger Kraft zu Theil werden, um neue Stürme aushalten zu können."

Das deutsche Mutterhaus folgte Nancy. Dieselbe Ablenkung des ganzen Gemüths von dem eigentlichen Berufe der Barmherzigkeit auf das sogenannte „Kirchliche“! Weisheit und Trost floß ihr von dieser geistesöden Stätte auch nicht zu. Sie klagte in einem Briefe: „Von Trier höre ich selten etwas, außerdem auch nur das, was ich mir an den fünf Fingern abzählen kann. Aber still weg über diese unebene Erde, — voran mein Fuß, der nur zu oft schon stolperte!“

In Bonn aber blieb sie umlagert und umlauert von den „Kirchlichen“ und von den Männern „von echt klericalischer Haltung“. Diese erfüllten allerdings nur ihre Pflicht; denn das Herz des Vaticanismus ist die unter dem Präsidium des Papstes stehende Inquisition, deren Lebensnerv das Spioniren und die nach dem Maße der Gehässigkeit bezahlte Denunciation ist. Aber ihre Pflichterfüllung entsprang besten Falls aus einem irrigen Gewissen und ihr Werk war nicht auferbauend. Die Schwester Augustine sah zuweilen aus den schwarzen Gestalten die Flammen unheiligen Zornes gegen ihr Walten der Liebe hervorschießen, wie rothe Feuerlohe aus dunkler Nacht gegen den klaren Himmel.

Die mustergültigen Fanatiker waren von je her in der römischen Curie selbst vertreten. Hier erhielten sie von ihren gemäßigten Collegen den passenden Namen. Am verbreitetsten ist die Bezeichnung Zelanti, „Eiferer“, gleichbedeutend mit Fana-

tiker. Von Curialisten hörten wir sie aber auch nennen die Feroci, d. i. „die Grimmigen", die roh, wie Wilde, ihre Gegner behandeln. Es sind nämlich Diejenigen, welche nebst einigen anderen von den acht Seligkeiten auch diese: „Selig sind die Sanftmüthigen", „Selig sind die Barmherzigen", „Selig sind die Friedfertigen" gestrichen und an die Stelle des Spruches: „Selig seid ihr, wenn euch die Menschen Meinetwegen schmähen und verfolgen und reden allerlei Uebles wider euch lügenhaft" (Matth. 5, 11) den anderen gesetzt haben: „Selig seid ihr, wenn ihr um des Papstes willen die Menschen schmähet und verfolget und redet allerlei Uebles wider sie lügenhaft." Auch als Furiosi (Rasende) hörten wir jene römischen Zeloten bezeichnen. Solche Ausdrücke waren der Schwester Augustine für die deutschen Schattenbilder derselben zu stark; sie nannte sie „die zornigen Heiligen", und man sagt, sie habe diesen treffenden Namen, der bei dem Wiederaufleben des Jesuitismus in der Rheinprovinz innerhalb des Kreises der Gegner schnell verbreitet war, selbst erfunden. Gewiß ist, daß in ihren uns vorliegenden eigenhändigen Briefen, die einen Zeitraum von 21 Jahren umfassen, die echten Vaticaner nie anders betitelt sind. Der Contrast ist in dieser Zusammensetzung von Subject und Prädicat äußerst wirksam. Das ganze Verhalten jener Eiferer gegen ihren Nächsten, den sie beobachten und anklagen und richten, beweist, daß sie sich selbst für gerecht halten;

in ihrem eigenen Sinne erkennt man sie also, die sich etwas zu sein dünken in der Kirche Gottes, als „Heilige“ an; indem man jedoch das ihrem eigentlichen Wesen und Charakter entsprechende Prädicat „zornig“ hinzufügt, nimmt man selbst die scheinbare Anerkennung zurück. Die Heiligkeit verklärt, der Zorn entstellt des Menschen Angesicht. Der Name deutet also zugleich an, daß die Vaticaner eine verkehrte Idee von der christlichen Heiligkeit, ein falsches sittliches Ideal haben und auch individuell in ihrem eigenen Leben bei aller Selbstgerechtigkeit „den neuen Menschen, der nach Gott geschaffen ist“, nicht darstellen. Sobald aber der Widerspruch zwischen Subject und Prädicat in's Bewußtsein tritt, erscheint ihr Zorn auch noch als ohnmächtig gegenüber demjenigen, in welchem das Bild Jesu Christi wahrhaft Gestalt gewinnt. Daher kann in der Anwendung der Bezeichnung vieles liegen: Ueberführung, Zurechtweisung, Mitleid, Ironie, heitere Abwehr.

Daß sie in Bonn umlagert und umlauert sei von der zornigen Gesellschaft, und zwar von Anfang an, wußte sie wohl. Schon am 22. Januar 1851 schrieb sie, an ihre Beschäftigung in der Apotheke anknüpfend: „in der letzteren habe ich schon manche Mixtur gemacht, und deren in Bonn schon sehr verschiedene — geschluckt; es ist wirklich hier eine nothwendige Kunst oder Tugend, die zornigen Heiligen nicht vor den Kopf zu stoßen und auch gleichzeitig

nicht zu ihrer Fahne zu schwören." Den Ton der Ironie schlug sie mehr im Gespräche an, wenn von den „Grimmigen" die Rede war, als in Briefen. Doch schrieb sie einmal, als sie etwas zu thun im Begriffe stand, woran die selbstgerechten Zionswächter Aergerniß nehmen konnten: es nicht zu thun — „wäre eine Albernheit, von der mich selbst alle zornigen Heiligen nicht absolviren könnten." Mehr war sie von tiefem Schmerz erfüllt, wenn sie erwog, welch' ein Unheil der blinde Eifer jener kleinen Seelen durch die Verkleinerung und Verleumdung der Besten in der Kirche anrichteten. In solcher Stimmung schrieb sie: „O, wie weh' thut es, von den zornigen Heiligen Steine sammeln zu sehen, um schonungslos Andere damit zu verwunden, die, dem Geiste des Evangeliums getreu, auf den verkünstelten, lügenhaften Heiligenschein gern verzichten, um mit desto größerer Sorge die wahre Heiligkeit des Herzens zu pflegen! Wenn in jetziger Zeit einmal der Jünger der ewigen Liebe hier auf der hohen Schule aufträte, um über sein einstens gelehrtes System ein Examen anzustellen: wie würden die hohen Herren als kleine Schuljungen dastehen!" Den letzteren Gedanken wiederholte sie mit schärferem Tadel in einem anderen Briefe: „Der gute Herr P. war vor einigen Tagen hier. Leider konnte ich, der Fremden halber, die zugegen waren, wenig mit ihm sprechen. Ich weiß nicht, ob ich irre: er schien betrübt; — vielleicht verbittern ihm die hiesigen zor-

nigen Heiligen wieder die Tage. Könnte man diese doch einmal zum Apostel Johannes in die Schule schicken, damit sie lieben statt zürnen lernten! Aber zum Lernen gehört die demüthige Selbsterkenntniß, daß man noch nichts weiß; daher keine Hoffnung für deren Bekehrung!"

Zuweilen tritt es in ihren Aeußerungen stark hervor, wie fremd, wie abgestoßen sie sich fühlte den Herzlosen gegenüber. Sie fielen ihr wie düstere, unheimliche Schatten mitten auf ihren Heilsweg, der sie sonst durch den hellsten Sonnenschein der ewigen Wahrheit und der reinsten Nächstenliebe führte; und diese Schatten begleiteten sie und schreckten sie oft, wenn sie zufällig an die römische Lehre von dem Cadaver=Gehorsam dachte, wie wandelnde Leichen, deren Bewegungen von einem fremden Geiste verursacht würden. „Unglückliche" nannte sie Diejenigen, welche solchem Geiste Eingang gewährten. Am 13. October 1854 schrieb sie: ... „Ja, in der letzten Zeit hat der Blick in den Kreis dieser zornigen Heiligen mir schlaflose Nächte bereitet. Es ist zu unerquicklich, Ihnen die Gestalt dieser lebenden Leichen mit Worten zu malen, die ja noch mehr Grauen erregen, weil sie priesterliche Gewänder tragen. Ihnen hingegen ist die Freude zu Theil geworden, sich im Geiste in die Zeit der ersten Christenheit zurückversetzen zu können, wo es noch eine Wahrheit gewesen, daß sie Ein Herz und Eine Seele waren." Am 15. März 1857 klagt sie über eine durch „die

Erlebnisse und Erfahrungen" hervorgerufene Verstimmung, die ihre Antwort verzögert, weil sie nicht den rechten Ton zu einer erhebenden Correspondenz — denn sie betrachtete auch den Briefwechsel mit ihren Freunden als ein Mittel der Ermunterung und Förderung in allem Guten — habe finden können; dann fährt sie fort: „Theilweise schauen zwar auch Sie ohnehin schon oft in dies finstere Gebiet und werden somit ja auch oft verwundet durch die Pfeile der Urtheile, die die Zornigen mit kaltem Blute auf unser Haupt oder vielmehr in unser Herz zu schleudern versuchen. Aber, nicht wahr? wenden wir den Blick weg von dieser finstern Tiefe und schauen (wir) empor zu jenem sel'geren Lichte, dem freundlichen Morgensterne unserer wahren Heimath!"

Als sie aus dem Schleswig-Holstein'schen Kriege heimgekehrt war, und ihr Gemüth noch unter dem Eindrucke der Schrecken und Wunden, die sie erlebt und gesehen hatte, sich befand, sandte im Herbst (1864) der Verfasser ihr Bilder einer ganz anderen Welt, „Die Einsiedler des heil. Hieronymus". Sie antwortete erst am 19. Februar 1865, aber mit dem folgenden charakteristischen Briefe:

„Verehrter Freund —

Einer gewiß recht miserablen Freundin, die bis heute die Rolle einer Undankbaren täuschend spielte und es nur dem Scharfblicke eines Professors der Theologie zu verdanken hat, daß er trotzdem, in dem

Schweigen den Ausdruck eines tiefgefühlten Dankes herausfindet! Zu diesem für mich großen Troste füge ich noch die Behauptung hinzu, daß ich nicht erst heute Ihnen danke, sondern dies that, so oft ich im Kreise der Schwestern aus dem schönen Buche vorlas, — so oft ich namentlich darin einen Blick in die Herzen jener Helden und Heldinnen der christlichen Vorzeit thun konnte, mit deren Christenthum die gepriesene Frömmigkeit unserer Zeit in so schauerlichem Widerspruch steht, daß ich mich wiederholt unwillkürlich fragte, ob ich denn auch zu derselben Fahne geschworen und gehöre, die sie einst getragen?

Welcher Geist lebte in den damaligen Monasterien und welcher in den Unsrigen? — Wird wohl nochmal der Arm der Zeit, oder vielmehr die Hand Gottes die verwischten Züge wieder auffrischen und das Urbild wieder in früherem Glanze darstellen? — Wohl in fernen, fernen Tagen; aber wir werden es nicht erleben. Uns bleibt wohl die Pflicht der Bekämpfung alles dessen, was geeignet ist, uns zu »guten Katholiken«, aber schlechten Christen zu machen.

Beten Sie treulich, daß ich eine gute Christin und eine gute barmherzige Schwester werde, die die zornigen Heiligen mehr fürchtet, als die dänischen Kugeln." —

Die Kugeln konnten den Leib tödten, aber die zornigen Heiligen fürchtete sie als solche, die „den Geist auslöschen" (1 Thess. 5, 19).

10.

Sie war glücklich.

Aber die Liebe trieb die Furcht aus, jene Furcht, die Qual hat (1 Joh. 4. 18). „Ich fürchte die zornigen Heiligen", hieß bei ihr nur: „ich lasse sie nicht ein in mein inneres religiöses Leben." Indem sie Gott aus allen Kräften und den Nächsten wie sich selbst liebte, bewahrte sie das innere Glück, den Herzensfrieden in voller Sicherheit; auf den heiteren Himmel ihrer tief religiösen Seele fielen die düsteren Schatten der schwarzen Umlagerer ihres Hauses und äußeren Lebens nicht. Sie war glücklich. Davon zeugte schon der ewig heitere Sinn in allen Lebenslagen. In dem unverwüstlichen Humor erklärte sie sich selbst für „unverbesserlich". Darin besaß sie eine Kraft, Unmittelbarkeit und Frische, wie sie nur da gefunden wird, wo der innere Mensch sich selbst besitzt und das sittlich religiöse Leben in ungetrübter Harmonie sich bewegt. Wohl hatte sie in ihrem unablässigen sittlichen Streben einen täglich sich wiederholenden Kampf; aber in diesem verlor sie niemals die innere Herrschaft über sich selbst gänzlich, wenn

es auch zum Ermatten und schweren Aufseufzen für Momente kommen konnte. In solchem Gefühl der Ermüdung mochte sie wohl schreiben: „Es ist mir so, als ob ich nie mehr von Herzen froh und glücklich sein könnte. Wie ich selbst dies nach jeder Beziehung hin gänzlich verurtheile, weiß Gott, der mir diesen Undank auch vergeben möge.“ Doch indem sie solche Worte einem Freunde schrieb, durfte sie gleich dazu bemerken: „Zu Ihrem und meinem Troste kann ich aber hinzufügen, daß es lichter in mir bereits geworden, wenn auch nicht ganz*) klar und friedlich.“ Es war keineswegs ein Erliegen im Kampfe; wie düstere Schatten der Schwermuth ihr auf die Seele fallen mochten, wie hart sie sich der Versäumnisse oder „der Trägheit“, d. h. des Mangels an Begeisterung in der Liebesarbeit selbst zuweilen anklagen mochte, so hatte sie doch nie die Furcht, von Gott verstoßen zu werden, — im Gegentheil erkannte sie in dem Gefühl der Verlassenheit einen Zug der Liebe Gottes, welchem sie dann folgte, indem sie mit aller Kraftanstrengung sich an die schwerste und unerquicklichste Arbeit begab, worauf ihr in der Regel Licht in die Seele floß. Licht und Friede waren bei ihr nicht zu trennen. Sie wurde eben in der tiefsten Seele betrübt, wenn sie dort Dunkelheit fand; wenn dort

*) Das Wörtchen „ganz“ ist in dem Briefe selbst unterstrichen.

eine Macht trübe Gedanken hervorrief, die sie nicht gleich durchschaute, der sie „die Maske nicht abzureißen" vermochte, dann war ihr unheimlich. Ihr leibliches Auge verschleierte sich, wenn sie lange in den Novembernebel schaute ohne zu einem Lichtpunkte durchzudringen; so wurde ihr das Auge des Geistes umflort, wenn ihr zu Muthe war, als habe ein dichter Nebel ihr Gottes Gnadenlicht verhüllt, — freilich nur verhüllt, nie geraubt. Das Licht brach immer wieder durch, und damit die Freude, wenn sich auch täglich der Kampf erneuerte. „Der dort oben weiß allein", schrieb sie, „wie es hier unten in der Tiefe meines Herzens aussieht: wie Freude, Wehmuth und Leid stets um die Herrschaft ringen und keine vollständig sie erhalten kann." Mit diesen Worten hat sie am treuesten ihr Innerstes uns offenbart. Daß die Wehmuth, über welche sie sich oft so äußerte, als wäre sie Schwermuth, niemals vollständig die Herrschaft in ihr erringen konnte, das war der schlagendste Beweis, daß sie im Kampfe den Sieg davon trug. Es bringt die Natur des irdischen Kampfplatzes es mit sich, daß dem, der auf demselben steht und ringt, das klare Licht oft von aufwirbelnden Staubwolken und Rauch getrübt wird; wer aber, wenn reine Lichtstrahlen wie erhellende Blitze durchdringen, freudig aufjauchzen kann in der Beleuchtung des Stadiums seines Kampfes, der ist der Sieger. So verhielt es sich mit der Schwester Augustine. Sie hatte Augenblicke wahren Entzückens,

wo sie nicht bloß in das Licht der rein erstrahlenden Gnadensonne froh erregt blickte, sondern auch ihre beseligende Wärme empfand, und Erfolge ihrer Anstrengungen erkannte.

Der echte Künstler wird nie mit seinem Kunstwerke ganz zufrieden sein; stets bleibt ihm die Darstellung hinter der Idee zurück, und indem er seine geistige Conception mit dem gewordenen Werke, das von jener überstrahlt wird, vergleicht, wandelt ihn Wehmuth an. Das ist das Loos des Unvollkommenen, des Unverklärten. Gerade so verhält es sich mit dem Menschen, der das sittliche Ideal im Geiste erfaßt hat und es an sich zu verwirklichen strebt. Die Schwester Augustine hatte vor ihrer reinen und reichen Seele immerdar als sittliches Ideal, den Heiland selbst, das Vorbild des neuen Menschen, der nach Gott geschaffen ist in Gerechtigkeit und Heiligkeit im Lichtglanze der Wahrheit: indem sie nun ernstlich Tag um Tag darnach rang, dasselbe in sich und an sich getreu nachzubilden, ohne dies auf Erden vollkommen zu erreichen, kamen die Ermüdungen und trüben Wolken. Schaute sie aber einen Zug des Bildes, der ihr annähernd gelungen war, so leuchtete die Freude auf.

Wie kein tragisches Geschick, keine noch so große Gemüthserschütterung sie aus der Gotteskindschaft und Gottvertraulichkeit hinauswerfen konnte, so vermochte auch nicht das traurigste Erlebniß und kein Uebermaß körperlicher Schmerzen ihr den anmuthigsten

Frohsinn zu nehmen. Wir werden dies seiner Zeit durch Thatsachen beweisen. Man mußte sie aber sehen in solchen Momenten des Scherzes: die rasche Wendung der Rede, ihre Stimme, ihr Blick, ihr Lächeln, ihre ganze Haltung war schlagende Beredtsamkeit; und immer war der Scherz wie ein Wiederschein der Freude, mit welcher das gute Gewissen ihr Inneres durchleuchtete. Durch solche Art konnte sie auch ihr bis dahin völlig unbekannte Menschen bei der ersten Begegnung plötzlich so anziehen, daß sie wie alte Bekannte vor ihr standen. So geschah es, als sie einst ihre beiden Schwestern in Luxemburg, deren eine (Hildegard) erkrankt war, besuchte. Ein Stabsarzt, — Protestant —, saß am Krankenbette der letzteren. Schon daß dieser in solchen „heiligen Hallen" — denn das dortige Kloster der Elisabethinerinnen ist ganz nach römischem Schnitt — „in rothem Kragen, den Degen an der Seite" am Bette einer Nonne saß, stimmte sie heiter; und als derselbe nun bei ihrem Eintritte sagte: „Entschuldigen Sie meine Unbescheidenheit, allein ich muß durchaus die dritte Schwester auch kennen lernen," erwiederte sie lachend in der ihren Freunden unvergeßlichen Weise: „welches von diesen drei Exemplaren halten Sie nunmehr für die Original-Ausgabe?" — Ein stürmischer Handschlag sagte ihr die Antwort. Und die Schwester Hildegard zürnte nicht, denn sie wußte, daß der Stabsarzt richtig empfand. In der Schwester Augustine war die

Natur des „Maler" unversehrt geblieben; keine Kloster-Dressur hatte den Lasaulx'schen Typus, den sie vollkommen repräsentirte, verwischt oder verkümmert.

Abgesehen von solchem Hervorbrechen des Lichtscheines ihres inneren Friedens und der Form des frischen heiteren Lebens, hütete sie den Schatz ihres Glückes sorgsam in dem verborgenen Menschen. Wie ihr über die Maßen der apostolische Spruch gefiel, wonach des Weibes Schmuck sein soll: „der verborgene Mensch des Herzens, in dem Unvergänglichen des sanften und milden Geistes, der vor Gott reich ist" (1. Petr. 3, 4), so glaubte sie auch das Glück, solchen Schmuck zu besitzen, in aller Bescheidenheit bewahren zu müssen. Oft, wenn die Freude im Herrn im hellen Jubel Ausdruck suchen oder nach überreicher Liebesarbeit das Zeugniß des guten Gewissens laut werden wollte, hielt sie plötzlich an sich, indem die Furcht vor der „Frauen-Eitelkeit" sie erfaßte. Es bemächtigte sich daher allmälig ihrer eine gewisse Verschlossenheit in Bezug auf das innere Leben, die ihr Kampf bereitete, als sie ihres Freundes Hilgers Meisterschaft in der Beurtheilung des gottähnlichen Lebens, wozu der Mensch in Christo berufen ist, kennen und schätzen lernte. Nun hätte sie gern über Alles sein Urtheil gewußt; aber um zu unterscheiden, was Waizen und was Unkraut, hätte er ihr inneres Leben ganz erfahren müssen, und dies zu offenbaren, schien ihr, da sie doch unleugbar das Gute wollte und viel Gutes that, eitel. Als sie ihm

einmal, wie sie meinte, zu viel von ihren Erlebnissen und Arbeiten erzählt hatte, und er darüber anerkennende Worte geäußert, machte sie sich Vorwürfe und bat ihn um Verzeihung. Bei diesem Anlaß schrieb sie ihm: „Ich hatte mir schon längst zur Richtschnur gemacht, niemals ohne die dringendste Nothwendigkeit eine Art Parade mit den sogenannten guten Werken meines Berufslebens vor den Augen Anderer zu halten. Im Einzelnen bin ich leider schon oft diesem Grundsatz untreu geworden, aber so gründlich wie gestern Ihnen gegenüber noch selten. Daher fuhren, einem leuchtenden Blitze gleich, Ihre so wohlmeinenden Worte der Anerkennung in meine Seele und zeigten mir, wie eitel und kleinlich ich geprunkt in Ihren Augen, und dies Bewußtsein erregte in mir Unwillen über mich, und wehmüthig sah ich auf das Aergerniß, was ich Ihnen dadurch gegeben; deshalb bat ich sie gleich aufrichtig um Vergebung, was ich auch jetzt noch von ganzem Herzen wiederhole." Diese tiefe Reue, mehr wegen eines Anlasses zur Besorgniß, als könnte sie der Eitelkeit die Thüre ihres Herzens geöffnet haben, wie über eine wirkliche Sünde, erweckte bei ihr das Nachdenken über ihren Grundsatz selbst, der, mit unerbittlicher Strenge durchgeführt, sie wohl vor dem Scheine der Eitelkeit schützte, andererseits aber auch die beste Hülfe zur Durchleuchtung und Durchläuterung ihres sittlich-religiösen Wesens abschnitt. Sie fährt in jenem Briefe an Hilgers fort: „Diesen erwähnten Grundsatz durchzu-

führen, ist mir noch nie im Leben so schwer geworden, als Ihnen gegenüber; er bildet mir so oft einen Damm gegen die Offenherzigkeit ... Wie oft möchte ich so gern aus meiner inneren Welt irgend Etwas an's Licht ziehen, um es Ihrer Beurtheilung preiszugeben: — dann hemmt mich immer die Besorgniß, der verächtlichen Frauen-Eitelkeit somit Thor und Thür zu öffnen. Daher kommt es auch, daß ich meinen Wunsch noch nicht erfüllt sehe, mein Inneres wie ein Buch vor Ihnen offen zu legen, damit Sie nicht nur jeden Buchstaben und jedes Wort darin, sondern auch jedes Fragezeichen und jeden Gedankenstrich zu durchschauen und mir zu deuten vermögen, obgleich ich niemals dem lieben Gott genug dafür danken kann, gerade Sie mir als treuen Freund, Lehrer und größten Wohlthäter meiner armen Seele geschenkt zu haben."

Selbstverständlich ließ sie noch viel weniger Andere, die ihr nicht so nahe standen, in die innere Werkstätte ihrer Thaten der Barmherzigkeit und in den ganzen Schmuck des verborgenen Menschen hineinschauen. Aber ihr ganzes Wesen war hinwiederum so einfach, so klar und wahr und durchsichtig, daß jedes harmlose Gemüth es empfand und jedes unbefangene Auge es sah, wie sie so gut und glücklich war.

Ferner aber trat ihr auch die Besorgniß vor der „Frauen-Eitelkeit" nicht in den Weg, wo eine Fülle der Liebesarbeit sich ihr erst als Aufgabe

darbot. Dann brach ungehindert die Freude hervor, welche uns im Voraus kundgab, wie glücklich sie in solcher Arbeit sei und wie froh, wenn dieselbe gut vollbracht worden. Derartige Aeußerungen wurden bereits (§. 7) mitgetheilt, doch sollen hier weitere aus verschiedenen Jahren hinzugefügt werden. Sie schrieb:

„Hier im Hospital geht es ganz vortrefflich, nämlich so, wie es eben das Wort Hospital bezeichnet, also: viel Leid und viel Freud! Ersteres hat sein reiches Saatfeld hier wohl bestellt, und das Zweite geht mit fröhlichem Herzen und gutem Willen munter an die Schnitterarbeit. Des Himmels Segen fehlt dann auch nicht."

Ein anderes Mal: „Hier im Hause geht es, Gott sei Dank, recht gut. Innerhalb unserer Mauern ist unsere Welt, nämlich die unserer Armen und Kranken, die uns reichlich Ersatz bieten für Weltfreuden und irdisches Glück."

Und wiederum: „Hier in der Anstalt geht es, Gott Lob, gut, d. h. Arme und Kranke finden ein freundliches Obdach hier, und dies Bewußtsein versüßt uns jede Mühe und Arbeit, wenn es überhaupt deren gibt für diejenigen, die das Glück haben, im Dienste des Heilands zu stehen. Daß ich mich dieses Vorzuges aber auch werth mache, darum und dafür müssen Sie durchaus viel, viel für mich beten."

Aehnlich, aber stärker noch ist die folgende Aeußerung: „Hier bei uns geht es, Gott Lob, fortwäh-

rend gut, das heißt: viele Arme und Kranke, viele Arbeit und freudige Thätigkeit im Bewußtsein, den lieben Heiland in der Person des Leidenden zu pflegen, — somit schon im Besitz des Himmels auf Erden! Ist das nicht beneidenswerth? — Beten Sie fleißig, daß wir dieses Glückes uns nicht unwerth machen!"

Wir könnten solche Zeugnisse aus ihrem eigenen Munde häufen: sie flossen aus einem beharrlichen Gemüthszustande. Im Laufe der Darstellung wird anderer noch Erwähnung geschehen.

Aus ihrem inneren Glücke erklärt es sich denn auch, daß sie trotz ihrer Trauer und Klage über die krüppelhafte religiöse Bildung, welche in ihrer Congregation an die Stelle des alten Geistes getreten, den Beruf der barmherzigen Schwestern stets glücklich pries und zur Annahme ihres Ordenskleides ermunterte, wo die Neigung dazu sich zeigte. Einer jungen Dame, deren sterbender Mutter sie versprochen, in geistiger Beziehung Mutterstelle an ihrem Kinde zu vertreten, schrieb sie, da dieselbe mit der Ausführung des Entschlusses, barmherzige Schwester zu werden, vergebens zu ringen schien: „Du hast Recht, mein armes Kind, wenn Du das Eingehen in Gottes unerforschliche Rathschlüsse jetzt mehr als je als Deine Lebensaufgabe betrachtest. So oft hast Du wohl schon dem lieben Jesukind, gleich den Weisen des Morgenlandes, die Myrrhe der Trübsal und den Weihrauch Seines hehren Lobes zu Füßen gelegt;

allein Du weißt ja, die Liebe ist ungenügsam, ihr genügt kein anderer Lohn als die Liebe selbst. Daher breitet wohl auch das Jesukindlein Seine Händchen nach Dir aus, nicht nach Deinen Gaben. Ach, und wie so unbegreiflich schwer wird es doch stets unserm Herzen, Ihm dies Ich so ganz hinzugeben, — es Ihm auch dann hinzugeben, wenn wir alles Andere schon zum Opfer gebracht haben! Sei aber getrost, mein Kind! Drückt dieser harte Kreuzesstamm Dir auch zuweilen das Herz wund! Deine unsterbliche Seele gesundet immer mehr und mehr durch diese Wunde." Ein Haupthinderniß aber schien für jene Dame die Kränklichkeit, von der sie heimgesucht war, zu sein. Daher schrieb ihr die mütterliche Freundin: „Muth, mein armes Kind: der Dir die physische Kraft bis heran vorenthalten, wird nimmermehr die geistige Kraft Dir versagen, wenn Dein redlicher Wille die Hand darnach ausstreckt. Dieser redliche Wille spricht sich wohl in Deinen Zeilen aus; aber die freudige Begeisterung für den beseligenden Beruf scheint Dir auf dem dornigen Weg dahin untergegangen zu sein. Auch aus der weiten, weiten Ferne kann man doch in des treuen Heilandes Auge schauen." Endlich schrieb sie ihr: „Was ich Dir, mein Kind, von Herzen wünsche, sagt mir das eigene Glück; wie oft ich diesen Wunsch im Gebete für Dich dem lieben Gott ausspreche, weißt Du, wenn Du die Innigkeit meiner Liebe zu Dir kennst."

So sagen wir also mit Recht: sie war glücklich. Die finsteren Schatten des unheiligen Zornes der Eiferer für den Vatican vermochten nicht, ihr den Morgenstern des Heils zu verdunkeln. — Das Wort am Schlusse ihres Lebens: „Ich bin unaussprechlich glücklich gewesen im Orden, denn mein Beruf hat mich ganz ausgefüllt“ — war die lautere Wahrheit.

11.

Verwandtenliebe und Freundschaft.

Aber es war kein Glück, welches etwa von der ewigen Liebe dem Herzen eingepflanzte Keime vernichtet hätte. Aus einem solchen Keime erblüht die Verwandtenliebe, aus einem solchen die Freundschaft. — In der glücklichen Schwester Augustine, welche selig war in der Hingebung an Arme und Kranke, schlug immer noch „Malchens“ Herz für Verwandte und Freunde. Sie befand sich noch in Aachen, als ihr so innig geliebter Vater starb (14. Oct. 1848). Gegen seinen Willen, ja ohne sein Wissen war sie in's Kloster gegangen und bei einem Besuche nach Jahren war es ihr kaum gelungen, ihn versöhnlich zu stimmen. Von trü=

den Ahnungen erfüllt, wurde sie am 14. October angeblich an das Krankenbett des Vaters gerufen. Sie kam den 15. nach Coblenz und — stand vor der Leiche des so heiß Geliebten. Aber auch nachdem der Vater, dem sie so innig verbunden gewesen, längst in die ewige Heimath vorausgezogen war, nannte sie immer noch auf Erden ihre Heimath das Haus der Mutter. Und als nun endlich auch diese von der letzten Krankheit erfaßt wurde: wie zitterte sie da für deren Leben! Wenn sie nie von der Seite der geliebten Mutter fern gewesen wäre, hätte ihre Sorge und Betrübniß nicht größer sein können. Einem Freunde schrieb sie, unmittelbar nachdem sie die Nachricht von der Erkrankung der Mutter erhalten: „Einem Briefe von Haus zufolge muß ich noch in dieser Nacht abreisen und zwar mit sehr schwerem Herzen, da ich kaum mehr hoffen darf, die Mutter noch im Leben zu finden. Morgen früh, wenn Sie erwachen, werde ich bereits an der Stelle stehen, wo ein sehr schmerzlicher Verlust mich treffen wird. Beten Sie viel und innig für Ihre S. A." „Von Haus" erhielt sie die Nachricht; nicht im Kloster, sondern wo die Mutter war, dort war ihr „Zuhause". Als dann die Heimsuchung sie getroffen (6. Oct. 1857), schrieb sie einer Freundin, die ebenfalls den Tod ihrer Mutter beklagte:

„Wohl hat der Verlust meiner so guten Mutter tief und sehr schmerzlich mich verwundet, und wenn der treue Erlöser das Trösten nicht so gut verstände,

würde ich mehr in das Grab als darüber hinweg zu schauen vermögen, zu der seligen Höhe hinan, auf deren Boden Kummer und Schmerz keine bleibende Stätte findet. Oft muß ich mir in's Gedächtniß rufen, daß auch ihr jetzt dort so selig um's Herz ist, und nur ein häßlicher Egoismus sie in's irdische Dasein zurückwünschen kann. Ach, mein gutes Kind, die Thüre unseres lieben Zuhaus ist nun für immer hier geschlossen; lassen wir beide aber nicht nach, als arme Bettelkinder an die Thür des ewigen Vaterhauses anzuklopfen, wenn wir auch noch lange in Wind und Wetter draußen stehen müssen!"

„Die Thüre unseres lieben Zuhaus ist nun für immer hier geschlossen!" Keine Klosterthür öffnete ihr ein neues „Zuhaus" hienieden, das nur bei der wirklichen Mutter gewesen. Wenn sie an einen Ausgleich des Verlustes dachte, an eine neue Heimath, so ging sie hin, um „als armes Bettelkind an die Thüre des ewigen Vaterhauses anzuklopfen." Wenige Wochen vor ihrem Tode sagte sie einer anderen Freundin, auf deren Bemerkung: „Wie schrecklich einsam wird mir sein, wenn Sie fort (in die ewige Heimath) sein werden", die folgenden charakteristischen Worte: „Das glaub' ich gern; solch eine Lücke ist nie größer als wenn das letzte Elternauge sich schließt." Und als Jene das Gespräch also fortsetzte: „Ja, da ist Einem zu Muthe, als ob der Boden hinweggenommen sei,

auf dem man stand, — die Heimath ist fort, auf einmal dahin für diese Erde!" sprach sie mit Nachdruck: „Ich werde das nie vergessen, wie schrecklich es mir war, als bei der Mutter Tod wir vier Geschwister (Ernst, Hermann, Clementine und ich) nach der Beerdigung so schnell als möglich auseinander mußten, Jeder zurück in seinen Pflichtenkreis, wo er unentbehrlich war, und wir nun das Haus schlossen: — da war Alles, — Alles aus, da fühlte ich schrecklicher als je die Vergänglichkeit alles Irdischen und daß die Hauptsache noch kommt."

Treu und innig blieb sie ihrem geistvollen Bruder Peter Ernst zugethan, bis auch er ihr genommen ward. Er war 12½ Jahre älter als sie (geb. 16. März 1805), und sie war als Kind gewohnt, zu ihm aufzublicken. Eigenthümlich war sein Bildungsgang gewesen. In das romantische Zauberlicht der poetischen Außenseite des Katholicismus, der den heranblühenden Jüngling in dem früher beschriebenen Kreise beleuchtete, hatte ihm unvermerkt aus dem tiefblauen Himmel die Sonne der Wissenschaft und Kunst des alten Hellas ihre Strahlen gemischt. Indem er nämlich während der Jahre 1824—1830 an den Universitäten zu Bonn und München Philosophie und classische Philologie studirte, hatte der hellenische Geist allmälig mächtigen Einfluß auf seine Weltanschauung geübt, besonders zu Bonn, wo er Niebuhr, Aug. W. v. Schlegel und Welcker hörte. Dieser Einfluß wurde

noch gesteigert, als der junge Ernst von Lasaulx unter Bevorzugung des ästhetischen Gebietes seine Studien in Italien und Griechenland fortsetzte und ausdehnte zur Gewinnung umfassenderer Kenntnisse der Alterthümer. Amalie hatte ihren Bruder, seit sie selbstständig zu denken begonnen, nie anders gekannt als in diesem Gemisch von katholisch-romantischer und altklassischer Denkweise und Begeisterung. Mit einem gewissen Humor erzählte sie von dem Eindrucke, den sie beim Eintritt in sein Studierzimmer hatte, als sie dort zum ersten Mal den Kopf des (im Vatican befindlichen) Jupiter von Otricoli aufgestellt fand. Er beeilte sich, ihr den Werth des erworbenen Schatzes verständlich zu machen. Dabei schien er ihr plötzlich um einen Fuß gewachsen, sein mächtig wallendes dunkeles Haar wie sich selbst bewegend, das Augenlicht gleich Blitzen zuckend. Und als er nun von der majestätischen Ruhe und dem Ernste seines olympischen Königs sprach, der in seiner Hoheit die Zutraulichkeit nicht wehre, und schließlich auf das entzückende Bild dieses von gewaltigen Locken umsäumten Götterantlitzes zeigte, wußte sie nicht recht, ob er selbst mit seinem Antlitz voll Würde und Kraft und mit dem dunkeln Lockenhaar zu den Olympiern zu gehören wünsche. Kaum noch konnte sie sich die Frage beantworten, ob das Ideal eines Christuskopfes ihm mehr Wonne bereiten werde, und nur wenn sie recht deutlich sich sagte, wie doch sein Herz der katholischen Kirche ganz gehöre, be-

jahte sie die Frage entschieden. Ihr geschwisterliches Verhältniß wurde von der Freude des Bruders an olympischer Erhabenheit nicht berührt. Freilich minderte sich auch sein Enthusiasmus für den Katholicismus, wie er diesen in sich aufgenommen, nicht. Tiefgreifende religiöse Anregungen hatte er zu München durch Schelling, Görres und Baader erfahren. Eine gewisse Schwärmerei für Meister Eckhart erfaßte ihn und trieb ihn suchend nach dessen Schriften durch die Klöster Oesterreichs. Zu Konstantinopel studierte er den Koran. Aber ganz erfüllt wurde ihm Geist und Gemüth von den religiösen Eindrücken, die er bei einem längeren Aufenthalte in Palästina empfing.

In die Heimath zurückgekehrt, wurde er 1835 Professor der Philologie in Würzburg. Es ist schon berichtet worden, wie seine Schwester Amalie dort bei ihm einen längeren Aufenthalt nahm und gerade ihr Entschluß, barmherzige Schwester zu werden, in seinem Hause zur Ausführung reifte. Sie beharrten in dem schönsten geschwisterlichen Verhältnisse; er verstand und förderte sie; in ihrem religiösen Empfinden entstand keine Disharmonie. Er fühlte mit der katholischen Kirche, er kämpfte für sie. Das that er namentlich, seit er Professor der Philologie und Aesthetik zu München geworden (1844). Nachdem am 17. Februar 1847 das Ministerium Abel entlassen worden, insbesondere weil es die Indigenatsertheilung für Lola Montez abge-

lehnt hatte, beantragte von Lasaulx im Senate der Universität eine Aeußerung der Anerkennung für das abgetretene Ministerium, worauf er selbst von dem Ministerium Maurer=Zu Rhein als Professor am letzten Februar abgesetzt wurde, so daß er sofort die Vorlesungen einstellen mußte. Im Mai des folgenden Jahres sandte Abensberg ihn als Abgeordneten in die deutsche Nationalversammlung zu Frankfurt a. M., wo er, in der Politik ein Großdeutscher, das kirchliche Interesse des römischen Katholicismus vertrat und für einen deutschen Kaiser aus dem Hause Habsburg begeisterte Reden hielt, was seine Schwester Amalie schmerzlich berührte, welche von Oesterreich kein Heil hoffte und in Treue dem Hause Hohenzollern anhing. Seit dem Frühjahr 1849 wieder in seine Professur eingesetzt, gewann er bald auch eine bedeutende Wirksamkeit in der bayerischen Kammer, welcher er nunmehr als Abgeordneter bis zu seinem Tode angehörte. Ebenso beredtsam wie energisch bahnte er hier vielfach der römischen Curie die Wege, — ohne deren wahre Ziele zu kennen. Er ahnte nicht, in wie großem Gegensatz sein Denken und seine Weltanschauung mit den vaticanischen Gedanken sich befinde. Dies sollte ihm äußerst peinlich zum Bewußtsein kommen. Ein ähnliches Schicksal erfuhr er wie später Montalembert. Erst nahm der Vatican seinen Kampf und seine Dienste für „die Freiheit der Kirche", d. h. für die Erweiterung der Macht der Hierarchie den Staaten gegenüber,

an, um ihm dann zu zeigen, daß der heilige Vater die Freiheit seiner Getreuen selbst nicht achte. Er sah am Abende seines Lebens in der Freiheit seines wissenschaftlichen Forschens sich unerträglich beengt. Er hatte auf seiner ersten Reise zu Wien Günther kennen und bewundern gelernt. Tief betrübte es ihn, als im Jahre 1857 dieser Heros der christlichen Philosophie in Rom durch den Index beschimpft wurde, als sei das Licht seiner Wissenschaft Finsterniß. Er ahnte nicht, daß ihn alsbald dasselbe Loos treffen werde. Die römische Index-Congregation beschäftigte sich nämlich bereits unliebsam mit denjenigen seiner literarischen Leistungen, welche er für die besten Erzeugnisse seines geistigen Lebens hielt. Sie wurden auf den Index gesetzt. Hatte die Curie Recht?

Es war ein folgenreicher Gedanke der Romantiker, daß die Poesie nicht bloß in die bildende Kunst, sondern auch in die Wissenschaft und in das Leben eindringen und Alles mit dem Geisterfrühling durchscheinen und zum Ausdruck der Schönheit führen müsse, wodurch aber ebenso sehr die Gründlichkeit und Sicherheit der wissenschaftlichen Forschung in Gefahr kam, wie man oft die Welt der Dichtung mit der realen Welt des wirklichen Lebens zu verwechseln versucht wurde. Etwas Aehnliches haben wir hier zu berichten. Daß der Geist des Christenthums in der Form des Katholicismus Eins sein sollte mit dem Leben der Völker wie mit ihrem Denken nud Schaffen, war ein Gedanke, der Ernst von Lasaulx beseelte. Von

der dahin zielenden Tendenz der Vorsehung glaubte er deutliche Spuren auf dem classischen Boden des Alterthums zu erkennen. Die Anschauung der Väter der alten Kirche, die zuerst bei Justin, dem „Martyrer“ und „Philosophen“, mit klarer Bestimmtheit sich geltend macht, daß im Hellenenthum sowohl Ueberlieferungen aus den Anfängen der Offenbarung des alten Bundes als auch die Erleuchtungen des im Innern des Menschen sich durch Vernunft und Gewissen kundgebenden göttlichen Logos wirksam gewesen, war ihm daher sehr willkommen. Und so ging er denn bei den Griechen vor Allem den Spuren des christlichen Glaubens nach, wie er vor der Predigt des Evangeliums sich schon geoffenbart, vorbereitend und vorausahnend. Seine wissenschaftliche Arbeit und sein literarisches Schaffen auf dem Gebiete der Alterthumskunde wurde vielfach bestimmt von dieser Geistesrichtung. In den Kunstdenkmälern und in den Schriften der Griechen entdeckte er christliche Symbole und Gedanken, in der Götterlehre (durch philosophische Deutung) christliche Anklänge, in ihren bürgerlichen Institutionen Hinweisungen auf das, was der christliche Geist einst schaffen werde. In der Linosklage hörte er den Nachhall des Klagerufes der gefallenen Menschen; in dem gefesselten Prometheus vernahm sein Geist eine Weissagung auf den kommenden Erlöser. Indem er an „Vorerscheinungen künftiger Personen“, welche Wendepunkte in der Weltgeschichte bilden,

glaubte, fand er in Sokrates einen hellenischen Vorläufer Christi. Er konnte bei seinen Studien sich der Ueberzeugung nicht entziehen, daß es kaum eine im Christenthum ausgesprochene Wahrheit gebe, die nicht substanziell auch in der vorchristlichen Welt gefunden würde. Nicht bloß seine Schrift über „Leben, Lehre und Tod des Sokrates" (1857), sondern auch die dieser vorausgehende: „Neuer Versuch einer alten auf die Wahrheit der Thatsachen gegründeten Philosophie der Geschichte" (1856) war der maßgebenden römischen Theologie fremdartig. Dasselbe gilt von den Schriften: „Ueber die theologische Grundlage aller philosophischen Systeme" (1856) und „Die prophetische Kraft der menschlichen Seele in Dichtern und Denkern" (1858). Es muß zugestanden werden, daß er nicht im Wortlaute und noch weniger dem Geiste nach mit der Lehre des Vaticans zusammentraf. Aber er hatte dem römischen Katholicismus diese Dehnbarkeit des Gedankens zugetraut. Als nun die Index-Angelegenheit ihm auch noch einen Blick in das Gewebe der Denunciation und der persönlichen Intrigue eröffnete, wie sie in Rom zur echten katholischen Gesinnung gerechnet wurde, fühlte er sich schwer verletzt. War er doch selbst ein Charakter, durchsichtig wie Krystall. Zum Uebermaß der Bitterkeit kam an's Licht, daß der Denunciant ein Coblenzer aus früher befreundetem Kreise war. Was er in Folge dessen an seinem Lebensabende litt, empfand die ihm so geistesverwandte Schwester im

tiefsten Innern mit. Um sein Seelenheil war ihr nicht bange. Der Spruch der Indexcongregation, die selbst ein laut redendes Unrecht an dem vernünftigen Menschengeiste ist, war ihr höchst gleichgültig. Sie wußte zu gut, daß ihr Bruder Ernst stets derselbe war, der als 28jähriger junger Mann, nachdem er zu Jerusalem in der Kirche des h. Grabes drei Tage und Nächte sich eingeschlossen, betheuerte: „Wenn es möglich ist, daß ein Verbrechen, wie kein größeres zu denken ist, durch menschliche Gebete gesühnt werden könne, so geschieht dies hier; die Thränen der Gläubigen, die da von allen Enden der Erde zusammenströmen, sind eine ununterbrochene Expiation des ungeheuren Mordes, der an dem Fürsten des Lebens begangen wurde. Und hier ist er auferstanden! Das ist die entscheidende That, die wie ein Blitz ausgeht und die Pforten des Todes zerschmetternd ewiges Leben trägt und Verständniß durch alle Zeiten vom Aufgang bis zum Niedergang der Sonne! Wer die Auferstehung Christi leugnet, nimmt der Geschichte alles Transcendentale. Hier allein sind alle Schmerzen der Welt, die Schrecken des Todes selbst überwunden und verschlungen worden in den Sieg!" Sie fand, daß er sich selbst gleich geblieben, wenn er von seiner „Philosophie der Geschichte" dahin geführt wurde, die Ueberzeugung auszusprechen, daß, „wenn das drohende Schicksal der Zukunft sich er-

füllen und die verhängnißvolle Stunde eines letzten großen Völkerkampfes in Europa kommen werde, es keinem verständigen Zweifel unterliegen könne, daß auch hierin der endliche Sieg nur da sein werde, wo die größere Kraft des Glaubens herrsche." Aber sie kannte seine selbstständige unabhängige Natur, der es unendlich schwer war, eine durch die redlichste Forschung errungene und ganz zu eigen gewordene Ueberzeugung mit äußerem Machtspruch blindlings verurtheilt zu sehen. Seine „Philosophie der Geschichte" hatte er selbst „das wohlgerathenste unter den Kindern seiner Gedanken" genannt; und nun wurden die Katholiken von Rom aus davor gewarnt, als wäre es ein arg mißrathenes. Das mußte ihn tief kränken.

Als ihr die zum tödtlichen Ausgang führende Verschlimmerung seines Herzleidens gemeldet wurde (in der zweiten Hälfte des März 1861), gerieth sie in große Aufregung und Sorge. Einer kurzen Freude über eingetretene Besserung folgte die lange Bangigkeit, bis die Trauernachricht (E. v. L. † 9. Mai) die Ergebung forderte, welche man nicht ohne Thränen zuwege bringt. Sie schrieb am 30. Mai dem Verfasser dieser Schrift, der ihr einige Zeilen der Theilnahme gesandt:

„Obgleich ich überzeugt gewesen, daß Sie mit treuer Theilnahme auch in der Ferne allen Erlebnissen folgen, welche mir Freude oder Schmerz gebracht, so hat es meinem Herzen doch sehr wohl gethan, daß

Sie auch jetzt den Verlust verstanden und mit mir gefühlt haben, der mir durch den Tod meines vortrefflichen Bruders geworden ist. Gott weiß es, wie schwer es mir noch immer wird, mich für dieses Leben von Dem nun getrennt zu wissen, dessen Besitz mir so werthvoll gewesen. Freilich ist das, was ich an ihm geliebt, mir nicht untergegangen, aber doch unerreichbar geworden, — und diese weite Ferne läßt mir das Gefühl der großen Vereinsamung. Wiederholt muß ich mir immer sagen, daß ich eigentlich ja nur mich selbst beweine, denn er möchte gewiß nicht mehr in dies öde Leben zurück."

Aber die Thränen trübten noch oft die Augen, weil sie das ihr so liebe Antlitz nicht mehr schaute, und sie suchte im Gebete seinem Geiste nahe zu sein und verwahrte mit Sorgfalt alle Erinnerungszeichen, die sie von ihm hatte.

Ihr Bruder Hermann (geb. 1808), der Baumeister geworden war, brachte die letzten Jahre (seit 1855) seines Lebens in Bonn zu, wo er auch starb (2. August 1868). Er galt für einen Sonderling, war begabt, kam aber zu keiner nachhaltigen Arbeit. Dieser stand ihr in seinen religiösen Anschauungen ferner, aber er hatte nicht bloß ihre dunkeln Augen, sondern war wie sie selbstlos und herzensgut. Ihre geschwisterliche Liebe blieb auch ihm, freilich in mancher Sorge, getreulich zugewandt. Sie vergaß es ihm nicht, daß er zu Coblenz ihre Mutter bis zu deren Tode so treu und

gut gepflegt habe, daß eine Tochter es nicht besser hätte machen können. Es ist rührend, wie sorgfältig sie in ihren vertraulichen Briefen aus Schleswig-Holstein stets daran erinnert, daß ihm Alles mitgetheilt werden solle, und wie sie namentlich einschärft, daß man ihm ihre veränderte Adresse anzeige. — Als er starb, war sie betend ihm zur Seite, und ihr gehörte sein letzter freundlich dankbarer Blick.

Wenn sie die beiden Schwestern in Luxemburg besuchte, wurde sie „mit großer Freude begrüßt"; nächst ihrem Bruder Ernst liebte sie unter ihren Geschwistern aber am meisten die älteste Schwester Anna, mit dem Klosternamen Hildegard, an deren Krankenlager wir sie ja auch schon in unserer Erzählung begleitet haben. Mit ungewöhnlicher Wärme und mit der größten Verehrung sprach sie von ihr. Als hervorragende Tugenden rühmte sie an ihr Friedfertigkeit und Geduld. „Sie war die friedliebendste Person von der Welt," sagte sie, und dann hob sie ihre Gewissenhaftigkeit hervor in der Befolgung der Mahnung des Herrn: „Richtet nicht"! Nie habe sie das Böse gut genannt oder die Sünde vertheidigt, immer aber den armen irrenden oder fehlenden Menschen gegen die unbarmherzig richtenden Zungen geschützt und Gott das Urtheil über das Innere vorbehalten. Sie habe sehr viel gelitten und mit der größten Geduld; nie habe sie geklagt, und sie sei doch mehr als zwanzig Jahre krank gewesen! Als etwas Befremdendes hob sie hervor, daß die auch von ihren

Ordensschwestern sehr Verehrte selten, nur ein- oder zweimal im Jahre, zum Tische des Herrn gegangen sei. Der Grund, weshalb sie in dieser Hinsicht so zurückhaltend gewesen, sei nicht bekannt geworden; sie habe sich, so viel sie wisse, vor Niemandem darüber ausgesprochen. Anna (Hildegard) von Lasaulx starb am 4. Januar 1866. In dem damals gedruckten Gedenkzettel, dessen Verfasser allerdings sehr reich an poetischem Ausdruck ist, heißt es bezüglich ihrer Geduld: „Während der letzten Hälfte ihres Lebens (sie wurde 56 Jahre alt) waren schier alle Tage für sie voll Schmerzen und Wehen, manche voll Kummer und Bitterkeit, ohne daß das Engelbild ihrer Freundlichkeit und Sanftmuth verfinstert ward." Und ihre Nächstenliebe wird also geschildert: „Acht und dreißig Jahre, so lange sie im Kleid der gottgeweihten Jungfrauen einhergegangen, hat sie die brennende Leuchte (ihrer Liebe) hoch empor gehalten und ihren wohlthuenden Schein um sich verbreitet, bald in Mitte der Geistesschwachen und Irrsinnigen, die sich ihr willig untergaben; bald unter Schaaren der Waisenkinder, die ihr zutraulich anhingen; bald am Bett der Kranken, die nach ihr verlangten und riefen; bald unter Haufen von Armen, die ihr die Hände entgegenstreckten." Auch ihre Gottinnigkeit beim eifrigsten Martha-Dienst wird an ihr gerühmt. So war sie ihrer Schwester Amalie ganz und gar sympathisch in Allem, was das Wesen ihres beiderseitigen Berufes betrifft.

Nicht so nahe fühlte diese sich der andern Schwester, Clementine, — Anna mit dem Klosternamen, — die wohl auch herzensgut und fromm in ihrer Weise lebte, ja auch geistvoll und munter war, deren Blick aber nicht so frei und weit war. Schwesterlich waren sie einander freilich zugethan, und wenn sie beim Wiedersehen sich herzlich begrüßten, so geschah dies aufrichtig und in Treue. Als sie bei einer Fahrt nach Luxemburg ihre Schwester Clementine schon von Weitem vor der Stadt auf der Landstraße mit dem Hausknecht ihren Wagen erwartend stehen sah, wurde sie von dankbarer Freude bewegt. Auf offener Straße umarmte diese sie so innig, daß ihr fast „die Rippen eingedrückt wurden — so ganz nach Lasaulx'scher Art". Sie hat die Verwandtenliebe als eine Tugend gehegt und geübt bis an's Ende.

So hielt sie es auch mit der Freundschaft. Sie war überzeugt, daß „an der Thüre des geistlichen Berufes ein Opferkasten sich aufgepflanzt finde", wohinein Vieles, was dem Menschen lieb, geworfen werden müsse; aber sie war nicht der Meinung, daß zu den hineingehörigen Opferpfennigen die auf geistigem Grunde ruhende Freundschaft gehöre. Sie war überzeugt, daß das, was der wahre Freund dem Freunde von seinem inneren Leben mittheile, „über das Grab hinaus unverwischt stehen bleiben werde". In der Freundschaft sah sie eine Schule der Weisheit. In der Wahl der Freunde war ihr daher maßgebend der Spruch Salomo's: „Wer mit

Weisen umgehet, wird weise" (Spr. 13, 20). Schauen wir auf ihre Freunde, die sie mit einem gewissen freudigen Stolze selbst als solche zu bezeichnen pflegte, so finden wir in erster Reihe Männer, welche wegen ihres verständigen, besonnenen Wesens in der allgemeinsten Achtung standen: Sulpiz Boisserée, G. B. Mendelssohn, Carl Cornelius, Hilgers, Perthes u. A. Und sie sagte gerne, was sie von Jedem Gutes erfahren und Schönes gelernt hatte. Auch unter ihren Freundinnen hörte man sie die begabtesten am häufigsten erwähnen.

So ist denn auch ihr freundschaftlicher Briefwechsel eine wahre Fundgrube von christlichen Gedanken, oft in der geistvollsten und glänzendsten Form, gewesen. Leider ist sie nur noch einseitig vorhanden. Mit Ausnahme weniger, die sie in ihrer letzten Krankheit erhalten, sind alle Briefe ihrer Freunde und Freundinnen vernichtet.

Man darf sagen, daß sie mit den Freunden Glück hatte. „Ein treuer Freund ist eine starke Schutzwehr, und wer ihn gefunden, der hat einen Schatz gefunden. Für einen treuen Freund gibt es keinen Preis, und für seine Vortrefflichkeit gibt es keinen Maßstab. Ein treuer Freund ist ein Heilmittel des Lebens. Die Gottesfürchtigen finden einen solchen. Wer den Herrn fürchtet, weiß die Freundschaft so zu leiten, daß sein Freund gegen ihn ebenso wird, wie er selbst ist." Diese weisen Worte Jes. Sirachs (6, 14—17) trafen bei ihr vollkommen zu.

Durch ihre Gottesfurcht hatte sie mehr als einen treuen Freund gefunden. Und sie ehrte den Freund als ein Geschenk Gottes, das nicht hoch genug zu schätzen, und während sie Förderung in der Gottesfurcht bei ihm suchte, fand er sich selbst gehoben und angetrieben, Erbauung durch sie zu gewinnen.

Auch das Wort: „Verlaß einen alten Freund nicht", fand bei ihr volle Bewährung; ihre Freundschaften waren beständig und ohne Wankelmuth. Buchstäblich folgte sie der Mahnung: „Deinen Freund und Deines Vaters Freund verlaß nicht" (Spr. 27, 10). Alle freundschaftlichen Beziehungen ihres väterlichen Hauses hielt sie, so viel an ihr war, beharrlich fest.

Erblühte ihre Freundschaft auch ganz auf geistigem Boden, so hatte sie doch für alles Wohl und Wehe der Freunde, auch für das körperliche, die aufrichtigste Theilnahme. So schrieb sie einem erkrankten Freunde: „Wie tröstlich würde es mir gewesen sein, als sorgsame Pflegerin an Ihrem Krankenbette zu stehen! So geht's aber: den Fernen und Fremden muß meine Sorge angehören und den treuen Freunden muß sie entzogen werden; auch dies ist ja ein schönes Opfer, wenn auch oft schwer." Zahlreich sind ihre brieflichen Aeußerungen der Sorge und des Rathes für die Gesundheit und das Wohlergehen der Freunde. Jeder Freundschaftsdienst, der ihr möglich wurde, bereitete ihr selbst die herzlichste Freude. Verhütet zu haben, daß einem Freunde

Unangenehmes widerfahre, war ihr die größte Befriedigung. Stieg ihr aber hinterher ein Zweifel auf, ob sie auch im Sinne des Betreffenden so gehandelt, dann theilte sie ihm die Sache mit, indem sie ihn bat, wenn sie nicht recht gethan, so möge er „getrost das Amt eines wahren Freundes üben und ihr einen ganz gehörigen Ausputzer schicken."

Doch war sie in den freundschaftlichen Beziehungen immer am glücklichsten, wenn die Sorge für Gesundheit und äußeres Wohlbefinden in den Hintergrund trat und ein reicher Geist, eine tiefe, vom Lichte des Christenthums verklärte Gemüthswelt sich ihr erschloß; dann jubelte sie, weil sie „unermeßliche Schätze" sammle.

Wenn sie nun aber unter Tausend, die sich ihr nahten, Einen erwählte, ihn Freund zu nennen, so leistete sie doch Allen, wo und wie sie nur konnte, Freundschaftsdienste. Ihr Empfangzimmer, das einfache, für die Königin und für die schlichtesten Personen dasselbe, mit wenigen, aber erhebenden und ästhetisch angenehmen Bildern und mit einem schönen Crucifix geschmückt, konnte man zu vergleichen sich versucht fühlen mit dem Sprechzimmer eines weithin Vertrauen genießenden und beliebten Arztes. Es war ein wahrer Zufluchtsort für geängstigte, rathlose, trostbedürftige Seelen; manche Wunde wurde dort geheilt. Es war geöffnet den Schutzsuchenden wie ein Asyl, nicht durch Eisenstäbe den Zutritt verwehrend.

Möge es gestattet sein, hier eine Erinnerung anderer Art aufzuzeichnen. Vor etwa 12 oder 15 Jahren besuchte eine schwergeprüfte, siebenzigjährige, kindlich fromme Katholikin eine frühere Freundin, welche Nonne geworden war, in einem Tiroler Kloster. Nach mühsamer Reise vom fernen Norden her trat sie in die stillen Räume, das Herz voll Wohlwollen, voll Gedanken der Liebe, im Vorgefühle der Freude des Wiedersehens. Und was geschah? Sie wurde vor ein eisernes Gitterfenster geführt, hinter welchem die Nonne von der sie begleitenden Oberin die besondere Erlaubniß erhielt, der ehrwürdigen treuen Freundin durch das Gitter — einen Finger zu reichen. Nach dem ersten Gruße sagte die Nonne voll tiefer Bewegung: „Also denkt doch noch Jemand in der Welt an mich?“ — Dies wahre aber im Sinne jener Oberin recht unklösterliche Gefühl mochte dieser sehr bedenklich scheinen; sie kürzte die Unterhaltung ab, indem sie der vornehmen greisen Besucherin dadurch eine neue seltene Gnade erwies, daß sie ihr die Stunde des Spazierganges der Nonnen in dem von hohen Mauern umschlossenen Garten mit dem guten Rathe entdeckte, auf eine nahe liegende Höhe zu steigen und aus dieser Ferne die Gestalt ihrer Freundin noch einmal zu sehen. Zu tief war die gesunde Seele der edlen Dame von diesem krankhaften Wesen verletzt, als daß sie von einer derartigen Gnade hätte Gebrauch machen können; denn sie war nicht gekommen, um die bloße

äußere Gestalt einer Freundin zu sehen, aus deren Wechselrede sie früher die Freude geistigen Lebens geschöpft hatte. Voll Wehmuth reiste sie augenblicklich ab.

Es ist selbstverständlich, daß das Empfangszimmer in einem solchen correct römischen Kloster nicht zu einem Asyl verwundeter Herzen wird, und noch weniger zu einer Stätte geistiger Erhebung. Glücklicher Weise befand sich die Schwester Augustine nicht in einem solchen Orden. Ihr Empfangzimmer war nur umgittert von aller christlichen Zucht und Ehrbarkeit, von einer Tugend, die zu ihrem Schutze keiner eisernen Stangen bedurfte. Da fanden sie denn aus allen Ständen Zutritt, die irgendwelche Tröstung, Erleuchtung oder Heilung der Seele suchten. Und sie wies Niemanden hart zurück, beflissen, die gesunden Stellen des Geistes oder, um einen landläufigen Ausdruck zu gebrauchen, die guten Seiten eines Jeden schnell zu finden, um das geknickte Rohr aufzurichten, das im Dunkeln befindliche an's Licht zu ziehen, das kranke zu heilen. Sie verzweifelte an Niemandem. Sie war überzeugt, daß das Ebenbild Gottes verdunkelt, aber nie ganz zerstört werden könne, und suchte und fand in jedem Menschen, der noch in seiner gnadenvollen Zeit auf Erden wanderte, Lebensäußerungen desselben, wenn auch oft nur vereinzelte. Daran knüpfte sie an, belehrend, zurechtführend, rathend, ermunternd, helfend. So wurde ihr Empfangszimmer der Zufluchtsort der

Weinenden und eine Stätte, wo Irrende sich zurechtfanden. Aber für Viele, die sie aufgerichtet oder die schon aufrecht standen, war es eine Schule geistlichen Verständnisses, des freudigen Gotteslobes, der Dankbarkeit und jeder Art sittlicher Verklärung und religiöser Erhebung.

12.

In Schleswig-Holstein.

Am Abend des 11. Februar 1864 um 6 Uhr stand Amalie von Lasaulx in ihren Klostermantel gehüllt bei Schnee und Frost am Bonner Bahnhofe. „Wohin, Mutter?" „In den Krieg!" Ja, verwundert Euch nicht, die Schwester Augustine zog auch in den Krieg; aber nicht um Wunden zu schlagen, sondern um Verwundete zu pflegen, zu trösten, zu heilen. Hatte sie ein Gemüth so rein, daß sie auserwählt schien, im Paradiese zu wandeln, so gehörte sie doch recht mitten in's menschliche Elend hinein — als Engel des Trostes und der Erquickung.

Der General-Feldmarschall Freiherr von Wrangel hatte am 30. Januar 1864 dem Ober-Befehlshaber der dänischen Truppen, General-Lieutenant de Meza angezeigt, daß er den Befehl habe, „das Herzogthum

Schleswig mit den unter seinem Commando vereinigten preußischen und österreichischen Truppen zu besetzen", worauf dieser am 31. geantwortet, „er stehe bereit, jeder Gewaltthat mit Waffen zu begegnen". Schon am 1. Februar war Blut geflossen; die Kunde von den Kämpfen am 2. und 3. Februar (Missunde, — Erstürmung des Königsberges bei Oberselk) hatte auch am Rheine ihre Wirkung gethan; es waren die Nachrichten über das heiße Gefecht bei Oeversee (am 6. Februar) gefolgt. Da war denn auch schon viel von den schrecklichen Verwundungen und von dem Jammern der Hülfsbedürftigen geschrieben und gesprochen worden, so daß die barmherzige Schwester Augustine vor Sehnsucht zitterte, auf jenes reiche Erntefeld für die Früchte der Barmherzigkeit gesandt zu werden. Es kam der Befehl aus dem Mutterhause, und freudig entschlossen fand sie zu der bezeichneten Stunde sich ein, um gemeinschaftlich mit mehreren anderen Schwestern die Reise anzutreten. In einem Theile der Bonner Bürgerschaft war die Zeit ihrer Abreise bekannt geworden. Ein zahlreiches Geleit stellte sich ein, ein rührender Abschied erfolgte, die heißesten Segenswünsche begleiteten sie.

In Altona blieb sie vom 12. bis zum 13. Februar mit der Schwester Theodosia. Dort sollten sie mit fünf Schwestern aus Berlin zusammentreffen, in welcher Erwartung sie aber getäuscht wurden. Hier benutzte sie einen freien Augenblick, um denen,

die um sie besorgt waren, Nachricht zu geben. Sie fühlte sich wohl, und bemerkte dies in einem Briefe mit den Worten: „es gehe ihr persönlich sehr gut und, wie es ihr scheine, besitze sie noch einen nicht geringen Vorrath an geistiger und körperlicher Kraft.“

Es war in Altona ein Lazareth für Leichtverwundete bereits in voller Thätigkeit. Dorthin waren die Schwestern Augustine und Theodosia sofort nach ihrer Ankunft geeilt; dort hatten sie auch schon Hand an's Werk der Liebe gelegt. In Zeiten der Noth wird der Werth barmherziger Hülfe am meisten geschätzt. Die Behörden, mit welchen die Schwestern hier in Berührung kamen, waren großentheils protestantisch. Wir wissen, daß Amalie von Lasaulx von jeder confessionellen Beschränktheit frei war; aber sie war in Altona doch fast verwundert über die Zuvorkommenheit und wahrhaft christliche Liebenswürdigkeit, mit welcher sie aufgenommen wurde. „Nicht genug rühmen kann ich die Güte und Großmuth aller Beamten“, schrieb sie, „die mit wahrem Jubel jede barmherzige Schwester begrüßen. .... Zu Ihrer Beruhigung noch die Angabe, daß von den Behörden aus höchst rücksichtsvoll, ja väterlich für alle Schwestern gesorgt wird.“ Sie erzählt dann noch, daß fortwährend Stabsofficiere oder auch Lieutenants im Lazareth überall persönlich nach den Bedürfnissen forschten und den Schwestern Alles herbeischaffen ließen, was sie für die armen verwun-

deten Soldaten und für sich nöthig hätten. Das war auch in Altona Alles zu leisten, und deshalb das Amt der barmherzigen Schwestern nicht gar so aufregend und schwer. Es war daher der Schwester Augustine recht nach dem Herzen, daß Prager Schwestern eben ankamen, welche die Pflege in Altona übernahmen. „In Kiel sind die Schwerverwundeten, mithin", sagte sie, „dort mehr Noth als helfende Hände." Dorthin also trieb es sie, die Berliner Schwestern blieben ihr zu lange, der Bahnhofinspector erklärte ihr am Morgen des 13. Februar, ein Personenzug werde erst um 7 Uhr Abends abgehen und spät in der Nacht nach Kiel kommen: sollte sie da eine schwere Probe der Geduld bestehen? Der Inspector erbarmte sich und erlaubte ihr und der Schwester Theodosia, „mit einem Trupp Soldaten" einen Güterzug zu besteigen. Freudig machte sie von der Erlaubniß Gebrauch. Vielleicht erinnerte sie sich der Aeußerung ihrer Novizenmeisterin im Jahre 1842, welche sie nach vielen Jahren mit Heiterkeit erzählte, daß nämlich Soldaten die beste Reisegesellschaft für Nonnen seien. Die Schwester Augustine fuhr nämlich damals mit einer anderen Schwester im Postwagen von Trier nach Aachen, während die übrigen Reisegefährten preußische Soldaten waren.

Sie kam nach Kiel. Hier erbebte schon ihr Herz mitten in dem Elend, welches der Krieg hervorruft und mit sich führt. Doch sie möge selbst erzählen; sie schrieb aus Schleswig am 22. Fe-

bruar: „Durch Schwester Gertrud werden Sie den ersten Abschnitt unserer Reise gehört haben, und so beginne ich mit meinem viertägigen Aufenthalt im Lazareth zu Kiel. Dort kamen wir wohlbehalten, aber so spät in der Nacht an, daß ich gerne das Anerbieten eines Kirchspiel-Vogts B. (Bergfeldt) annahm, uns in's Lazareth zu begleiten. Die Betten hatten natürlich die Kranken erhalten; so waren wir froh, einige Strohsäcke aus dem Hausgange zu holen und sie in ein Stübchen hereinzuziehen, um dort den Rest der Nacht zum Schlafen zu benutzen. Den andern Morgen (Sonntag den 14.) ging es frisch und wohlgemuth an die Arbeit.

„Es befanden sich meist nur Leichtverwundete und durch die anstrengenden Märsche innerlich erkrankte Soldaten dort. Diese Armen waren nicht wenig froh, den barmherzigen Schwestern in die Hände zu fallen, um gereinigt und gut besorgt zu werden. Es waren nur preußische Soldaten dort, worunter nur einige Katholiken sich befanden. Als wir nach einigen Tagen eben uns ein wenig aus dem Gröbsten gearbeitet hatten, und ich schon daran dachte, mich etwas häuslich niederzulassen, rief mich plötzlich eine Depesche nach Schleswig ab. Die zuverlässigsten Schwestern (es waren unterdeß noch mehrere außer Theodosia unter ihre Leitung gekommen) ließ ich dort (in Kiel) zurück und reiste mit den jüngeren hierher. Wie der Krieg sein schauerliches Gepräge auch der Gegend aufzudrücken vermag, wurde man gründ-

lich inne auf dem Weg hierher. Die Stunde im Wartesaal zu Neumünster werde ich nicht leicht im Leben wieder vergessen! — Eine Welt voll Kummer und Sorge lag auf den Gesichtszügen eines jeden Eintretenden, die dann in Gruppen zusammentraten, um in kurzen Worten ihrem Schmerze Luft zu machen. Dann traten sie fast alle zu uns heran, um zu danken für die Bethätigung unserer Theilnahme an dem Unglück des Landes. Als wir an die zweite Station kamen, hatten dort die Dänen Alles so zerstört, daß es schauerlich anzusehen war. Weiterhin, wo wir an den Dannewerken vorüberfuhren, lagen noch alle möglichen Ueberbleibsel des Krieges im Felde. In Rendsburg sah man nur Soldaten und Arbeitsleute, die in aller Eile leere Gebäude zu Lazarethen einrichteten für die 400 Verwundeten, die bereits sehr nothdürftig dort untergebracht waren."

Die Abreise von Kiel, wo damals erst etwa 60 Soldaten zu pflegen und auch Soldaten Krankendiener unter der Leitung von zwei Aerzten waren, erfolgte Mittwoch (den 17.) Morgen. Im Wartesaal zu Neumünster schrieb sie mit Bleistift einige Zeilen an Professor Hilgers: „Kaum hatte ich Zeit in Kiel, ein wenig das Räderwerk in Gang zu bringen, als mich in letzter Nacht die Depesche aus dem Schlafe weckte. Nach Schleswig soll ich gleich mit noch 3 Schwestern aufbrechen, weil die Schwerverwundeten dort noch Hülfe bedürften; — also zuerst

dort absteigen und bleiben soll. — Wie lange, weiß Gott! ich glaube aber, ich werde noch einmal weiter geschoben werden, — bis nach Flensburg, — von dort aus hoffentlich nicht weiter, weil keine Lazarethe mehr sein sollen, — wir müßten dann, wie Major von Stockhausen will, noch in die offen aufgeschlagenen Feldlazarethe ziehen müssen, also in die Nähe des Feindes.

„Wie mir oft schon zu Muthe gewesen bei dem Anblicke so vieler Leidenden (in Kiel), das weiß Gott allein! mir will es immer noch nicht gelingen, den Bekümmerten mit trockenen Augen ihren Händedruck zu erwiedern. Demungeachtet möchte ich mit Niemandem tauschen oder könnte (ich) wünschen, zu Hause geblieben zu sein. Habe ich auch viel und Viele verlassen, die mir theuer sind, so wiegt doch das süße Bewußtsein, diesen Unglücklichen ihre Lage zu erleichtern, den Schmerz der Trennung auf, und zudem darf ich ja auf Ihr Gebet rechnen."

Das war ganz die Sprache der Schwester Augustine, und so schrieb sie am Fenster des Wartesaals unter den oben erwähnten Eindrücken und während ein französischer Consul neben ihr stand und ihr „immer dazwischen plauderte". Sie konnte nicht mit trockenen Augen den Händedruck den Bekümmerten erwiedern! Das war es ja eben, was ihr die wunderbare Macht der Tröstung der Unglücklichen verlieh, die so viele Thränen des Dankes hervorgelockt hat! Wer Mitleid wahrhaft und wirk-

sam üben will, der muß das Leid mit erleben können, mit zu leiden wissen. Daher das „süße Bewußtsein“, weil sie tiefinnerlich es verstand, zu weinen mit den Weinenden: „Ich bin mehr zu beneiden als zu bedauern“! so schloß sie den Brief, — „Ho, da kommt der Zug, Adieu!“ Vorher hatte sie bemerkt: „Mit meiner Gesundheit geht's noch immer wunderbar gut, und mit meinem Muthe noch möglichst besser.“

Und das that auch noth, denn schon in Schleswig sollte sie die Verwirrung wie die Arbeit ungleich größer finden als in Kiel, und noch Weiteres stand ihr bevor.

Die Entwicklung des Heeres-Lazarethwesens ließ damals viel mehr zu wünschen übrig als heute. Der Gedanke, daß auch der durch Verwundung wehrlos gemachte Feind in die Arme der christlichen Liebe fallen soll, — daß der Feind, so bald er selbst nicht mehr Wunden schlägt, ein Bruder ist, den wir heilen sollen, offenbart sich als ein Lichtstrahl des Evangeliums, der gegenwärtig auch erleuchtend unter die nichtchristlichen Völker dringt. Mit der Erkenntniß der Pflicht, den verwundeten Feind (nach dem allgemeinen Gesetze der Nächstenliebe) zu pflegen und zu heilen, steigerte sich natürlich, bei der gleichen Verpflichtung gegenüber den Verwundeten des eigenen Volkes, die Aufgabe der Lazarethe. Es zeigte sich bald, daß die wirkliche Hülfsbedürftigkeit nach schnell auf einander folgenden Gefechten und Schlachten aller

bisherigen Vorkehrungen zur Hülfeleistung spottete. Die kriegschirurgische Technik und vieles Andere, was zur Rettung und Heilung der Verwundeten beiträgt, war im Jahre 1864 noch sehr ungenügend.

Während der Tage, welche die Schwester Augustine dem Lazareth in Kiel widmete, fand z. B. Herr Clason aus Bonn, der unter andern Menschenfreunden auch nach Schleswig-Holstein geeilt war, um zu nützen, wo er könne, in den Lazarethen zu Rendsburg noch auffallende Rathlosigkeit. Es waren dort die beiden Kronwerk-Casernen in Hospitäler umgewandelt. Da traf er denn in der einen vier junge Schwestern in einem völlig leeren Zimmer traurig, eine jede auf ihrem kleinen Reisekoffer sitzend, um die sich Niemand kümmerte. Er fragte nach dem Grunde und hörte, daß die Burschen der Militär-Aerzte das Regiment führten, sie zur eigentlichen Pflege nicht heranließen und ihnen dafür die gröbsten Arbeiten aufbürden wollten. Er begab sich darauf in die andere Caserne, wo Alles in bester Ordnung war und andere Schwestern, die allerdings etwas kräftiger organisirt zu sein schienen, eifrig und erfolgreich arbeiteten, um diesen davon Mittheilung zu machen. Da gab ihm deren Oberin den tröstlichen Bescheid: „Genau so haben sie es uns gemacht, doch bin ich sofort zum General gegangen und habe ihm erklärt, daß wir augenblicklich abreisen würden, wenn wir nicht als Krankenwärterinnen dienen könnten. Hierauf bekamen die Burschen

strenge Ordre, uns zu pariren, und seitdem geht Alles gut. Sagen sie den Schwestern drüben, daß sie es ebenso machen." In der Oberleitung war also auch hier die beste Absicht; aber es war bei der immer sich erneuernden Fülle der Sorgen nicht sogleich möglich, zur rechten Zeit überall zugegen zu sein und einzugreifen.

In Schleswig aber war die Verwirrung Anfangs viel größer. Die Schwester Augustine schrieb von dort aus am 22. Februar: „Hier in Schleswig schickte uns die sog. Lazareth-Commission in's Lazareth (Scherers Hof). Es mußten nämlich alle leeren Gebäude gleich zur Aufnahme der Verwundeten hergegeben werden, da hier in der kleinen Stadt allein deren 700 liegen, meistens sehr schwer Verwundete und gefährlich Erkrankte, die nicht weiter fortgebracht werden können. Es ist schrecklich anzusehen, wie diese Unglücklichen zugerichtet sind! Bei mehreren hier im Hause, die in den Leib geschossen sind, kann man immer die Kugel noch nicht finden. — Ein Däne, der hier liegt, hat die Beine und Hände so schwarz erfroren, daß sie stückweise jetzt ihm abfallen, weil er zwei Tage im Felde lag, durch einen Schuß in den Leib nicht fort konnte und so liegen bleiben mußte, bis man ihn endlich mit hierher nahm." Am 24. schrieb sie Professor Hilgers, es sei Thatsache, daß in Schleswig „die Verwundeten erst am dritten Tage ärztliche Hülfe und Verbände bekommen hätten, weil man ein so rasches Zusammenstoßen der

Truppen nicht erwartet hätte." „In einem Lazareth hier", fuhr sie fort, „liegen die armen Verwundeten noch heute auf einen Strohsack am Boden gebettet."

Da hatte sie nun ein Feld der Liebesarbeit, wie sie es sich früher nicht vorgestellt. Da standen die Kisten mit Naturalien uneröffnet; über die am nothwendigsten zu gebrauchenden waren andere aufgethürmt. Aerzte, Pfleger, Dienstpersonal rc., alle und Alles nicht ausreichend. Da lagen die nach ihrer Erbarmung verlangenden Hülfsbedürftigen aus vielen Nationen und Bekenntnissen! „Wir haben hier Polen", schrieb sie, „Ungarn, Oesterreicher, Dänen, Preußen und Italiener, so daß ich vielfach nur durch Zeichen mit ihnen sprechen kann." Weit aufgethan war ihr Herz; sie kannte keinen Unterschied, alle waren ihr leidende Brüder. Sie arbeitete rastlos Tag und Nacht; die Kranken nahmen Schlafpulver, sie mußte auf Mittel gegen den Schlaf sinnen, um für alle zu wachen. Die Barmherzigkeit war bei ihr am allerwenigsten engherzig confessionell. In Bonn waren protestantische Familien (v. d. Goltz, Beseler, Mendelssohn, Perthes u. a.) unter den Eifrigsten, gerade ihr Naturalien für die Verwundeten zu senden, große Kisten voll, und nebenher auch Geld. So brachte ihr schon in den ersten Tagen Herr Cl. einen Ballen Charpie von der Gräfin v. d. Goltz. Auch waren die Protestanten dort zu Lande ihr überaus freundlich, namentlich die evangelischen Pfarrer wie deren Frauen und Töchter waren ihr und den

Schwestern überhaupt zu allen Diensten stets bereit. „Sie glauben kaum", schrieb sie, „wie man gerade von Hamburg an bis Schleswig uns mit einem Wohlwollen, fast Verehrung behandelt, die uns wiederholt ganz beschämt hat. Desgleichen sorgt man so großmüthig für die Soldaten, daß ein Schleswiger gewiß eher Noth leidet, um für die Verwundeten desto reichlicher beisteuern zu können." Sie war daher nicht wenig erstaunt, als am 22. Febr. ein mit einem hohen Hofamte bekleideter römisch-katholischer Graf ihr im Vertrauen sagte, er sei theils deshalb nach Schleswig gekommen, „um zu sehen, ob die katholischen Schwestern nicht über die Kräfte von den Protestanten zu leiden hätten." „Welche Antwort ich ihm gab", schrieb sie in dem erwähnten Briefe an Prof. Hilgers, „können Sie Sich denken." Sie also kannte auch ihrerseits keinen Unterschied der Confession im Annehmen wie im Geben auf ihren Wegen der Barmherzigkeit, dienstwillig bei Jedem und in Allem, gleichviel, ob materielle Hülfe oder geistiger Beistand verlangt wurde. Eines Tages brachte der lutherische Pastor einem sterbenden dänischen Offizier das Abendmahl. Aber er hatte Niemanden, der ihm assistirte. Da eilte die Schwester Augustine herbei und leistete in frommer Weise die Assistenz. In demselben Augenblicke trat der katholische Geistliche ein, der seinen eigenen Augen nicht zu trauen schien, indem er ein gar zu verwundertes Gesicht zeigte. Sie erzählle bald hernach den Vorfall

„in ihrer lebhaften, fast humoristischen Weise“ dem Herrn Cl., der auf ihre Bitten einen andern genesenden dänischen Offizier bewogen hatte, Geld zu einem neuen Anzug von ihm anzunehmen. Der Däne war, wie sie sagte, darauf „heilfroh“ gewesen. So wußte sie zu helfen und zu vermitteln. Unermüdlich schaffte und arbeitete sie. Als Johanniter und Malteserritter ihr Hülfe anboten, dankte sie, Hülfe sei nicht nöthig; als dieselben Herren aber von der in Aussicht genommenen Erstürmung der Düppeler Schanzen sprachen und ihr mittheilten, sie wollten in der nächsten Nähe des Kriegsschauplatzes neue Lazarethe einrichten, und nun fragten, ob sie wohl, wenn dort größere Noth bei den Verwundeten einträte, als in Schleswig, dorthin mit zwei Schwestern kommen werde, sagte sie gleich zu. Von Erleichterung der Arbeit wollte sie nichts wissen; Erschwerung war ihr recht. Und sie betrachtete das als selbstverständlich.

Aber es war in Schleswig die Aufgabe schon hart und oft bitter genug. Freilich drückte sie nichts nieder. „In dem Bewußtsein“, schrieb sie am 24. Februar, „so manchfaches Elend wenigstens lindern, wenn auch nicht verschwinden machen zu können, fühle ich mich in gehobener Stimmung und vermag so über manches Schwere meiner gegenwärtigen Stellung leicht hinweg zu gehen.“

In den Uebungen der leiblichen Werke der Barmherzigkeit Tag und Nacht beschäftigt, hat sie das

innere Leben nicht nur nicht vernachlässigt, sondern bereichert und reicher gemacht. „In den letzten Wochen habe ich Jahre durchlebt," bemerkte sie in demselben Briefe, „gemäß den inneren und äußeren Erfahrungen, die ich in den so verschiedenen Kreisen gemacht habe."

Auch in Schleswig war ihres Bleibens nicht. In Rendsburg hatte eine Oberin, — durch confessionelle Eigenthümlichkeit, wie es scheint, — den gleichen Tact mit Aerzten und Beamten nicht finden können, und so gab das Werk der Barmherzigkeit keinen harmonischen Zusammenklang. Es kamen die Klagen der Schwestern selbst nach Trier, und hier fand man schnell das Richtige, und eine Aufforderung aus dem Mutterhause wies die Schwester Augustine an, sofort nach Rendsburg sich zu begeben, um dort im dritten schweren Feld-Lazareth, wo die barmherzigen Schwestern die Pflege übernommen hatten, abermals an die Arbeit zu gehen. Am 1. März meldete sie dies an Professor Hilgers. „Der Grund dieses Wechsels ist der Umstand, daß die dortige Oberin nicht zurecht kommt, wie ich glaube, weil sie" — hier gibt sie deren religiösen Standpunkt an. „Ob es mir gelingen wird, die verfahrene Karre wieder auf rechte Bahn zu bringen, muß ich abwarten." In Schleswig war ohnehin die Arbeit leichter geworden, — vorläufig. „In den letzten Tagen ist es mit unserm Krankenpersonal (in allen [andern] Lazarethen gleichfalls) ruhiger geworden,

weil theils die gefährlich Verwundeten gestorben, und die leichter Verwundeten in so weit hergestellt sind, daß sie in ferner liegende Lazarethe transportirt worden sind."

Sie eilte also am 2. März nach Rendsburg zu der neuen Aufgabe. Nach wenigen Tagen konnte sie schon von dort aus schreiben: „Hier in Rendsburg habe ich es so gefunden, wie vorhergesagt; aber, Gott Lob, schon heute alle Mißgriffe so vergessen gemacht, daß ich mir die Aerzte- und Beamtenwelt nicht liebenswürdiger noch machen möchte. Unser Wirkungskreis entspricht so ganz meinem heißesten Wunsche; mithin können Sie denken, wie glücklich wir fünf Schwestern uns fühlen." Es war nicht so leicht, die prompte Pflege herbeizuführen. Denn das dritte schwere Feld-Lazareth bestand aus fünf Häusern, die bis zum Speicher mit Kranken gefüllt waren. Ihr gelang es. Bei aller Fülle der Arbeit schrieb sie, meist zur Nachtzeit, in's Einzelne eingehende Berichte nach Bonn, Trier und Berlin (an die dortige Oberin Angelica Eschweiler). In Rendsburg konnte sie sich länger als einen Monat der geschaffenen Ordnung und der reichsten Erfolge der vortrefflich ineinandergreifenden Liebesarbeit freuen. Von Bonn aus wurde sie kräftig unterstützt. Da schickte Mendelssohn mehrere Kisten mit allerlei Nützlichem, Wessel (Fabrikbesitzer) aus den Beständen seines Lagers eine Kiste mit Lazareth-Utensilien, die Bonner Lese- und Erholungs-Gesellschaft wiederholt

eine reiche Weinspende (Rüdesheimerberg); auch das Coblenzer Casino sandte Wein u. s. w. Kurz, die Schwester Augustine war zugleich die Hand der Hülfeleistung, welche der Wohlthätigkeitssinn der Bürger der Stadt Bonn den Verwundeten in Schleswig-Holstein darbot. Das war bei einem großen Theil der Bonner Bürgerschaft so gewiß, daß, wenn die Oberin ihres St. Johannes-Hospitals wegen ihrer Thaten in den fernen Lazarethen gerühmt wurde, man sich selbst geehrt fühlte.

Doch schauen wir einmal in's dritte schwere Feld-Lazareth zu Rendsburg, wie sie's machte. Je näher die Zeit des Sturmes auf die Düppeler Schanzen heranrückte, desto eifriger bemühten sich die Aerzte, in den großen Feld-Lazarethen Raum zu schaffen. Sie berichtete darüber: „Dieser Tage haben sich die General- und Oberstabs-Aerzte so besorgt über das blutige Resultat der bevorstehenden Stürmung bei Düppel ausgesprochen und (erklärt), daß wir Schwestern hier am allerwenigsten daran denken dürften, die armen Soldaten im Stiche zu lassen. Seit fünf bis sechs Tagen (dies schrieb sie am 13. März) heißt es immer von oben herunter: »Im dritten schweren Feld-Lazareth soll so viel Platz als möglich gemacht werden!« Unsere Aerzte hatten demnach schon nach Spandau und nach den Düppeler Schanzen (die vollständig Genesenen) so Viele als thunlich entlassen." Aber dafür waren täglich neue Transporte von Verwundeten und Neuerkrankten wieder ange-

kommen, so daß die Schwestern kaum Zeit hatten, die eben leer gewordenen Betten von Neuem zu ordnen. Am 13. März waren 200 Betten im dritten Feld-Lazarethe besetzt. Am 12. Abends waren noch zwei Wagen voll verwundeter gefangener Dänen dort angekommen. Denken wir uns nun zu der Pflege von 200 Verwundeten und Kranken den täglichen Wechsel, so mögen wir uns von der Arbeit der sechs Schwestern annähernd eine Vorstellung machen. Nicht nur waren die neu Ankommenden in der mannigfachsten Weise der augenblicklichen Hülfe bedürftig, eh' sie nur einmal ruhig auf ihrem Lager waren, sondern auch die Entlassenen gingen nicht bloß mit dem ärztlichen Zeugniß davon. Hier möge eine Scene uns einen Blick in diese Arbeit thun lassen, wie die Schwester Augustine sie selbst erzählt. „Unsere armen Schlucker, die kaum hergestellt nach Düppel zurückmüssen, haben auch vielfach das Herz recht schwer, weil sie schon aus Erfahrung wissen, daß sie der Noth und dem Tod entgegengehen. Damit sie in den ersten Tagen wenigstens noch Mundvorrath haben, schieben wir ihnen ein Weißbrod und Käse in ihren Ränzel und füllen ihre Feldflaschen mit gutem Wein, — geben ihnen auch noch einen Nothpfennig mit auf den Weg, nachdem wir mit gutem reinem Anzuge sie versehen. Auf diese Weise suchen wir ihnen den düstern Blick in die Zukunft in etwas zu nehmen. Gestern (d. i. den 12. März) stand Hausgang und unser Zimmer gedrückt voll Abreisender nach

Düppel. Ich war allein hier und theilte eine ganze Stunde lang immer aus, als auf einmal die Office-Schwestern kamen, die Gesichter durchmusterten und mir sagten: »Die sind alle aus den anderen Lazarethen in der Stadt!« Ich frug nach, und da hieß es: »Ja, da sind keine Schwestern, und da bekommen wir somit auch nichts.« Die Meisten hatten dabei die hellen Thränen in den Augen stehen, und somit bereute ich den Irrthum durchaus nicht."

Kannte sie bei dem täglichen zahlreichen Wechsel nicht immer die als Leichtverwundete nur auf Tage in ihrem Lazarethe gepflegt worden, so prägten die Schwerverwundeten ihrer Seele sich um so tiefer ein mit allem Leid und Jammer. Ihnen war sie denn auch immer wieder zur Seite, häufig Linderung und Trost bringend. Vielen war sie daher wie der Engel, an dessen rechtzeitigem Erscheinen ihre Genesung hange. Sie wurde ihnen unentbehrlich, wie dem kranken Kinde die Mutter. Sie selbst wußte es. Als sie in der zweiten Woche des März von Dr. Velten die Nachricht erhielt, daß der Gesundheitszustand ihrer treuen Schwester Gertrud im Bonner Hospital beunruhigend sei, schrieb sie, die Sorge um die arme S. Gertrud und um das Hospital „würde sie gewiß schon nach Hause getrieben haben, wenn sie nicht wüßte, daß sie mit diesem Schritte (der Rückreise) vielem Gutem einen tödtlichen Stoß versetzte." Die Dankbarkeit und Anhänglichkeit war bei Manchen unbegrenzt. Man weiß ja, wie dankbar

oft gerade Verwundete sind. Ein Altonaer, der mehr aus Neugierde bald nach dem Gefechte bei Oeversee ein Lazareth in Schleswig besuchte und zufällig einem noch nicht verbundenen Dänen, der eine Kugel im Unterleibe hatte, ein in Wasser getunktes Stück Zucker reichte, sah, wie dem Armen vor Dankbarkeit die hellen Thränen über die Wangen rollten. Wie dankbar waren die Verwundeten erst einer Schwester Augustine?

In Rendsburg konnte sie die Leistungsfähigkeit in ihrem Berufe erproben und, man möchte sagen, erschöpfen. Das Feld der Arbeit groß, der Mittel genug, die Mitarbeiter gut. „Meine Mitschwestern hier", schreibt sie, „sind ganz nach meinem Wunsche, und ihre ganze Art und Weise des Umgangs scheint günstig auf die armen Pfleglinge zu wirken, weshalb wohl auch die H. Aerzte sehr für sie eingenommen sind. Es würde mir schwer, Ihnen zu beschreiben, wie wohlwollend auch hier die Einwohner der Stadt für die fremden Soldaten sind." Doch machte sie die Beobachtung, daß die letzteren den Oesterreichern mehr warme Sympathien und Vertrauen entgegenbrachten, als den Preußen, was heute wohl anders sein wird. Auch später, am Ostersonntag (den 28. März), bemerkte sie: „Die Behörden hier in Rendsburg sind fortwährend sehr liebenswürdig gegen uns (Schwestern), was uns natürlich die Stellung sehr erleichtert." In demselben Briefe vom 28. März erzählt sie: „Vor einigen Tagen stellte sich mir der General-

Feld=Propst (d. i. der evangelische Feldpropst, — der katholische kam erst im April auf den Kriegsschauplatz) mit den Worten vor: »Unsere verehrte Königin hat mir bei der Abreise in Berlin befohlen, überall die katholischen Schwestern aufzusuchen und denselben in Ihrem Namen zu danken für die Pflege, die sie den armen Soldaten widmen.«"

Am Ostertage hatte sie zum ersten Male in Schleswig=Holstein die Freude, dem katholischen Gottesdienste beiwohnen zu können. Ein sächsischer Geistlicher celebrirte die Messe in Rendsburg „in einer schönen protestantischen Kirche", und die Schwestern konnten derselben beiwohnen. Da hat sie denn so recht innig wieder einmal vor Gott all' ihrer Lieben gedacht, wie sie freudig schrieb, und ihr Herz ausgeschüttet.

Aber auch in Rendsburg sollte sie nicht bis zum Ende des Krieges bleiben. Seit dem 17. März, an welchem Tage die Dänen einen Ausfall auf Rackebüll machten, der die Eroberung von Wester= und Oster=Düppel durch die preußischen Truppen zur Folge hatte, reihten sich die blutigen Gefechte in kurzen Zwischenräumen (besonders heftig am Ostermontag) einander an, so daß die Verwundeten sich häuften. Es wurde freilich zur Hülfeleistung viel aufgeboten. Schon zu Ende März, wo gegen 70 Aerzte in den Lazarethen Schleswigs bis auf den Kampfplatz hin thätig waren, leisteten mehrere Hundert Ordensschwestern und Diaconissinnen nebst vielen

barmherzigen Brüdern und Brüdern des rauhen Hauses und zahlreichen andern freiwilligen Krankenpflegern und -Pflegerinnen den Verwundeten Liebesdienste. Wer aber die Schwester Augustine in einem Lazareth kennen gelernt, der dachte leicht an sie, wo in einem neu errichteten Lazarethe ungewöhnliche Umsicht und Opferwilligkeit gefordert wurde.

Das Feld-Lazareth in Gravenstein, am Orte des preußischen Hauptquartiers, war wohl versehen. Seit dem 22. März gelang es auch, Verwundete aus dem Sundewitt zu Wasser nach Flensburg zu bringen. Ganz in der Nähe des Kriegsschauplatzes bis in die Schußweite hinein entwickelte der Johanniter-Orden eine durchgreifende und segensreiche Thätigkeit. Der von dem Berliner Central-Comité für Verwundete nach Schleswig-Holstein zur Berichterstattung gesandte Professor Dr. Gurlt fand die von den Johannitern gegründeten Lazarethe in jeder Beziehung ausgezeichnet. Sie hatten auch Magazine angelegt, von denen aus die Feldlazarethe mit Requisiten versehen wurden. Hervorragend thätig war der menschenfreundliche und reichbegabte, von wahrhaft christlicher Gesinnung geleitete Commendator des Ordens, Eberhard Graf Stolberg-Wernigerode, nebst Gemahlin und Schwester, die beide werth waren, ihm nahe zu stehen und mit ihm zu arbeiten. Seit Beginn des Krieges waren sie in der Nähe des Kriegsschauplatzes, unablässig wirkend für die Vervollständigung der Krankenpflege. Das

vorgeschobenste Lazareth, das allerdings nur aus 10 im Schulhause aufgestellten Betten bestand, war zu Nübel; dort widmete der junge Fürst Pleß sich so hingebend der Rettung der Verwundeten, daß von ihm berichtet wurde, er habe in der Nacht des Ostermontags „aus dem Kugelregen des Feindes mit heldenmüthiger Aufopferung 25 Verwundete holen helfen, überall zugreifend und ordnend.“ Alle, die transportirbar waren, wurden von Nübel aus zu Wagen weiter zurückgebracht, oder auf dem in Nübel-Noer ankernden, von dem Johanniter-Orden dazu eingerichteten Schooner durch den Flensburger Meerbusen nach dem Central-Lazareth in Flensburg gefahren, in welchem die Diakonissinnen aus Bethanien und Schlesien die treuen Pflegerinnen waren. Noch andere vorgeschobene kleine Lazarethe waren in Stenderup und Satrup; die Johanniter errichteten noch eines in Büffelkoppel. Auch gab es sogenannte fliegende Lazarethe.

Das Hauptlazareth der Feldtruppen wurde damals aber in Rinkenis eingerichtet. Die Einrichtung war Anfangs April ganz vorzüglich getroffen; doch fehlte für die eigentliche Pflege noch eine organisirende und Alles beseelende Kraft. Dorthin wurde Amalie von Lasaulx von den Aerzten berufen. Am 9. April schrieb sie nach Bonn: „Unser Stabsarzt und (ein) Assistenzarzt sind vor einigen Tagen nach Rinkenis abgereist in ein neu errichtetes preußisches Lazareth. Gestern Abend erhielt unser Ober-Stabs-

arzt von Ersterem einen Brief mit der Bitte, mich zu bewegen, wenigstens mit noch einer Schwester, doch gleich zu ihm zu kommen, weil den dort schwer Verwundeten es so sehr an Pflege fehle. Obgleich es keineswegs ein Kunststück ist, mich zu rühren, so habe ich heute nach Rinkenis doch noch vorab telegraphiren lassen, ob wirklich keine andere Hilfe dort zu haben ist, und ob ich dort eine Wohnung finden würde im Lazarethe selbst? Da so furchtbar viel Truppen dort liegen, ist Letzteres fraglich. Nachdem die Antwort morgen ankommen wird, gehe ich also getrost nach Rinkenis, welches ein ¾ Stunde langes Dorf sein soll, und zwar kaum eine Stunde von den Düppeler Schanzen entfernt. Werde mithin dort in der nächsten Nähe des Kriegs-Schauplatzes sein und stets ein schauerliches Bild vor Augen haben. Gott hat aber bisher so treulich geholfen, daß es mir doppelt unmöglich ist, jetzt vor dieser Aufgabe zurückzubeben." Sie fügt hinzu, sie sei auch körperlich kräftig und sehe blühend aus vor Gesundheit. Donnerstag 14. April fuhr sie in der That nach Rinkenis in Begleitung einer andern Schwester, wie sie selbst erzählt: „Heute Morgen sind wir beide nach Flensburg per Eisenbahn, dann mit einem Feldwagen von der Commandantur in Begleitung einiger Soldaten weiter hier (her) nach Rinkenis gefahren, und schon vor der Dämmerung hier wohlbehalten angekommen. Die Herren Aerzte haben uns mit nicht geringer Freude hier in Mitte so schwer Verwundeter

begrüßt. Aber unsere Freude ist noch unendlich viel größer durch das Bewußtsein, so unglücklichen Menschen Trost und Linderung spenden zu können. . . . . . Die Nähe des Kanonendonners macht unser Fenster zwar erzittern, allein unsere Verwundeten und uns erreichen sie doch nicht."

Hier war es nun, wo ihr Gemüth am tiefsten erschüttert wurde. Das freudige Bewußtsein wurde hervorgerufen durch ihre heroische sittliche Erhebung; aber das hinderte nicht, daß sie von den Schmerzen der Verstümmelten und Sterbenden selbst innerlich fortwährend erbebte. Daß der Leidende ihr ein Bruder sei, war nicht Phrase in ihrem Munde, sondern leidvolles Erlebniß in ihrem Herzen.

In Rinkenis kam sie faktisch nicht mehr zu einem Momente der Einkehr und inneren Sammlung. Es wurden verschiedene Locale für das schwere Feldlazareth daselbst benutzt. Die Schwester Augustine pflegte in einem Gasthofe, als Schwester ganz allein. Unten war die unruhigste Wirthschaft bei Tag und bei Nacht. Der obere Stock bestand aus einem großen, aus der Friedenszeit noch bunt geschmückten Tanzsaale mit vielen Nebenzimmern: hier lagen die Verwundeten, wohnten Aerzte und Beamte und waltete die Schwester Augustine. Der Gasthof lag an der Landstraße nach Düppel. Kaum hatte sie die Pflege nach ihrem Sinne geordnet, da kam der heiße Tag von Düppel. Sie war bei Zeiten vorbereitet; aber die wirklichen Anforderungen spotteten

aller Vorbereitung. Sie erzählte von dem Tage dem Herrn Clason, der sie bald darauf auch in Rinkenis besuchte, also: „Ich hatte einen großen Braukessel voll Bouillon und einen dito voll Chokolade, sowie die sämmtlichen Fußböden des Hauses mit Stroh belegt, für die Verwundeten bereit gehalten. In unabsehbarem Zuge kamen die Wagen mit den Verwundeten heran. Um die Kranken abzuladen, mußte ich mit auf den Wagen steigen, da es schwer hielt, die unterwegs Gestorbenen von den Lebenden zu trennen. — Die Klage der letzteren über die Eiseskälte, die von den Todten ausging, war erschütternd. Die Zahl der (nach Rinkenis gebrachten) Verwundeten überstieg bei weitem den Raum, der mir zur Verfügung stand; nur eine kleine Erquickung von Suppe und Chocolade konnte ich den Weiterziehenden reichen, deren Jammer, noch nicht am Ziele zu sein, mir das Herz zerriß." Wenn ein Schwerverwundeter bei der Mittheilung, er könne in Rinkenis nicht bleiben, es sei kein Platz mehr, wehklagend ausrief: „Dann werde ich sterben!" so mußte sie sich leider im Stillen sagen: wahrscheinlich wird es so sein! Und das that ihr namenlos wehe, — sie konnte es nicht ändern.

Aber auch die Verwundeten, welche sie aufnehmen konnte und nun so gut als möglich bettete, sah sie täglich von Martern zerrissen und bald diesen, bald jenen, dem sie Trost zugesprochen, der ihr von dem Jammer seiner Lieben daheim erzählt, vom un=

erbittlichen Tode dahingerafft. Es lag ja in der Natur der Sache, daß in Rinkenis diejenigen zurückbehalten wurden, welche am schwersten oder entschieden tödtlich verwundet waren. Anfangs Mai schrieb sie: „In dieser kurzen Zeit seit der Stürmung (der Düppeler Schanzen) ist schon mehr als der dritte Theil unserer Verwundeten unter den gräßlichsten Qualen gestorben.“ Für ein ermunterndes frommes Wort von Freundes Hand dankend, bemerkte sie, es habe ihr Freude gebracht „in Stunden, wo so tausendfaches Elend und unaussprechlicher Jammer sie umgebe.“ „Ach, ich kann Ihnen nicht sagen“, fuhr sie fort, „wie die Erlebnisse der letzten 14 Tage jeden freudigen Aufblick mir unmöglich machen! Man hat wirklich in Friedenszeiten keine Ahnung, welches unbeschreibliche Elend der Krieg nach allen Richtungen hin verbreitet!“ Bei diesen Empfindungen und Erwägungen hörte sie fortgesetzt den fernen Kanonendonner, wodurch die Vorstellung erhalten wurde, daß das Unglück der Einzelnen sich mehre. So litt sie unendlich, während in der Ferne das deutsche Volk jubelte und Redner und Dichter die Siege feierten. Wohl dankte sie im stillen Gebete während der Liebesarbeit Gott auch für die Siege, aber sie war im beständigen Anblicke der Opfer wie eine Mitgeopferte. Gegen Ende des Monats April erhielt sie von Bonn eine reiche Sendung für Reconvalescenten (Schlafröcke ꝛc.). Sie mußte einen Theil an die Lazarethe in Broacker und Flens=

burg abgeben, da sie so viele Reconvalescenten nicht zu versorgen hatte. Ihre Schützlinge waren zahlreich in den ewigen Schlaf gesunken.

Sie schrieb auch damals noch: „Mit meiner Gesundheit geht es gut und so werden hoffentlich meine Kräfte ausreichen für die Lösung der Aufgabe.“ Aber in dem Alter von 49 Jahren gingen doch die Gemüths-Erschütterungen, die schlaflosen Nächte und Tages-Strapazen nicht spurlos an ihr vorüber. Die Folgen zeigten sich später.

Da am 12. Mai ein allgemeiner Waffenstillstand auf die Dauer eines Monats begann, so wurde es allmälig auch in den Lazarethen ruhiger. Gegen Ende des Monats Mai wurde die Oberin mit der Schwester Theodosia (auch einer geborenen Coblenzerin) durch einen Befehl aus dem Mutterhause in Trier abberufen. Doch nicht zur augenblicklichen Abreise: erst nach sechs Tagen sollte sie zunächst nach Rendsburg gehen und dort noch mehrere Schwestern vom h. Carl Borromäus unter ihren Schutz nehmen, um sie in die Heimath zurückzubringen. Ueber diese Abberufung bemerkte sie: „Wahrscheinlich verdanke ich und S. Theodosia diese Abberufung dem Umstande, daß ich im Juni in die Retraite nach Nancy muß.“ Die Aerzte und die Kranken wollten von der Abreise nichts wissen; allein sie mußte dem Mutterhause gehorchen und hielt sich auch nicht mehr für unentbehrlich. Sie schrieb: „Unsere Kranken hier sind größtentheils so weit, daß wir sie nun bald

verlassen dürfen, obgleich sie selbst dies durchaus in Abrede stellen und es heute schon Thränen deshalb gab."

Sie hatte viele Thränen getrocknet: das weckte Thränen des Dankes und — des Abschieds.

Als sie wieder bleibend in ihrer stillen Wirksamkeit zu Bonn sich befand (seit dem 21. Juni), traten bei dem Andenken an Schleswig-Holstein die erlebten Schrecknisse in den Hintergrund vor dem überwiegenden Gefühle der Erhebung und des Dankes gegen Gott, der ihr eine Erfüllung des Liebesdienstes gewährt, wie er nicht größer sein könnte. Der heißeste Wunsch vollkommener Hingebung alles Sinnens und Trachtens und aller Kräfte an ihren herrlichen Beruf war so verwirklicht worden, daß sie eine Steigerung sich nicht mehr vorstellen konnte. Selbst jene Scene unendlichen Jammers am Tage der Stürmung der Düppeler Schanzen, wo sie auf immer neue Wagen der Schwerverwundeten, Sterbenden und Todten stieg, den Einen, den Glücklichsten, mit herunterhebend, den Andern von der eisigen Last eines unterwegs Gestorbenen, der als Leichnam auf ihn gefallen, befreiend, Jenem Erquickung reichend, Diesen tröstend, verklärte sich in der Erinnerung durch den stärker hervortretenden Lichtschein der heroischen Liebesthat. Daher machte ihr eine Photographie, welche sie auf einem solchen Wagen in ihrer Berufsthätigkeit darstellte, später selbst Freude.

Der Uebergang aus dem Lazareth in die Retraite

nach Nancy war für sie ein schroffer. Schon früher hatte sie die Retraite zu Nancy als eine Gefangenschaft betrachtet, in welcher die dargereichte Nahrung ihrem wahren religiösen Leben fast nur störende Stoffe und Einflüsse zuführte, die sie daher von dem Eindringen in ihren Geist fern zu halten suchte. Eine Stunde Nachtwache am Schmerzenslager eines schwer Leidenden, z. B. in Rinkenis, wo sie bald zum Sternenhimmel aufblickte, bald auf's Meer weit hinausschaute, war ihre beste Retraite; da gelang ihr die innere Einkehr, da merkte sie das Wachsthum der Gottinnigkeit und das Erstarken der Nächstenliebe. In Schleswig-Holstein hatte sie überdies noch gelernt, daß eben der Liebesdienst bei Armen und Unglücklichen als der echte Gottesdienst mit der höchsten Erhebung und Andacht verbunden sein könne, auch in der Entbehrung des üblichen liturgischen Gottesdienstes und des Empfanges der Sacramente. Es war ihr das Verständniß jener Worte des Apostels Jacobus nun ganz erschlossen, welche die von ihrer Würde und Macht am meisten eingenommenen Priester am wenigsten zu fassen vermögen: „Ein reiner und unbefleckter Gottesdienst vor Gott und dem Vater ist der: der Waisen und Wittwen in ihrer Trübsal sich annehmen und unbefleckt von der Welt sich erhalten" (Jac. 1, 27).

Sie hatte auch mehr als je erkannt, daß alle gesunden und schönen Blüthen der Religion nach dem Gesetze der Freiheit sich entfalten. Ihr Brief

vom 24. Februar an Hilgers enthält die folgenden, dem Nichteingeweihten kaum verständlichen Worte: „In den letzten Wochen habe ich Jahre durchlebt, gemäß der inneren und äußeren Erfahrungen, die ich in den so verschiedenen Kreisen gemacht habe. Eine, über die ich so oft mit Ihnen gesprochen, ist wiederholt in einer, für mein Gemüthsleben vielleicht nicht wünschenswerthen Klarheit mir geworden. — Sie werden Mühe haben, später mich wieder zu lehren, mich mit dem Unabänderlichen auszusöhnen. — Und doch ist es etwas Schönes um die Wahrheit, selbst wenn sie uns schmerzlich verwundet." Nach eigenen Gesprächen mit ihr glaubt der Verfasser nicht zu irren, wenn er behauptet, daß eine Erfahrung darin bestand, daß sie unter den religiös gesinnten Protestanten eine Fülle von sittlicher Kraft und Tüchtigkeit fand, die trotz ihres unbefangenen Blickes und ihrer früheren Beziehungen zu ausgezeichneten protestantischen Familien ihr dennoch auffiel. Sie begegnete dort Menschen von einem wahren Adel der Gesinnung, wahrhaft und treu; „herrlich" schienen sie ihr. Und eine andere Erfahrung war diese, daß sie in wenigen Wochen von dem Leid der Menschen und von dem Wege, auf dem es, wenn nicht ganz gehoben, doch gemildert werden könne, mehr gesehen und auf letzterem mehr gewandert, als sonst in Jahren. Wir wollen deutlicher sein. Mit größerer Klarheit hatte sich ihr die Ueberzeugung aufgedrängt, daß der Mechanismus der herr=

schend gewordenen Jesuiten-Frömmigkeit in der katholischen Kirche der wahren Gottseligkeit, die etwas in sich Lebendiges ist, fern bleibe, und daß insbesondere in ihrem von ihr so geliebten Orden dadurch der gesunde, dem realen Christenthume allein innewohnende Geist gebunden, wenn nicht hinausgetrieben werde. Daß diese Deutung ihrer Worte richtig ist, zeigt auch ihr letzter Brief aus Rinkenis an Hilgers, der folgende Stelle enthält: „Er (Gott) weiß aber auch, wie schwer es mir werden wird, alsdann (wenn sie nach Bonn zurückgekehrt sein werde) sobald wieder neuerdings nach Nancy gehen zu müssen. — Sie kennen alle die Reflexionen, die sich daran knüpfen! gewiß mehr als jemals werden bekannte Elemente Sturm in mir aufrufen, jetzt, nachdem ich hier in Schleswig-Holstein nicht nur Besseres habe kennen gelernt (reineres Christenthum als in den Jesuiten-Exercitien), sondern es so vielfach verwirklicht gefunden, in einer Weise, wie wir uns es niemals möglich gedacht haben. Allein was nützen alle Klagen, sie ändern die Sache nicht, sondern steigern ihr drückendes Gewicht."

Die Nanziger Retraite kam ihr wie eine moralische Folterkammer vor, in welcher die freigewordenen Arme des christlichen Geistes, die Gott selbst beim Donner der Schlachten ihr gelöst und gelenkt, wieder zurückgeschraubt, verrenkt und verkürzt werden sollten. Selbst im Hospital zu Bonn beengte sie jetzt ein gewisses Gefühl der Unfreiheit. Was sie

dort leisten konnte zur Linderung des Unglücks der Menschen, schien ihr nun gar zu wenig. In dem erwähnten Briefe finden wir auch einen Ausruf der Freude über die Heimkehr: „Gott weiß, wie ich mich freue, nun bald wieder in Bonn zu sein!“ In Schleswig-Holstein hatte sie mit Entsetzen in das grausame Angesicht des Krieges geblickt und von der furchtbaren Verantwortung Derer gesprochen, die ihn hervorgerufen. In Bonn dachte sie fast nur noch an die Liebesarbeit in den Lazarethen und immer mit fast schmerzlicher Sehnsucht. Was der Geist zu schaffen vermöge, wenn er frei walte, das hatte sie in den Feld-Lazarethen mit eigenen Augen geschaut und an sich selbst erfahren. Es war eine Art Hochgefühl für sie, gleichsam schrankenlos über ihre Kräfte verfügend sich den Leidenden vieler Nationen zugleich zu widmen. Sie konnte Aeußerungen thun, schriftlich und mündlich, als wünsche sie einen neuen Krieg herbei, um abermals mit der vollen Freiheit ihres christlichen Geistes zu zeigen, wie unerschöpflich ihre Menschenliebe war. Den Krieg an sich zwar verabscheute sie, aber die Arbeit, die er ihr brachte, machte sie glücklich. Was sie wünschte, sollte ihr gewährt werden.



13.

In Böhmen.

Drei Folgen ihrer bewundernswerthen Hingebung und Arbeit in Schleswig-Holstein waren augenscheinlich. Die erste war, daß sie eine höhere Stufe zur religiös-sittlichen Vollendung erstiegen hatte; als die zweite ergab sich die gesteigerte Anerkennung und Verehrung, welche den Schwestern vom h. Carl Borromäus sich zuwandte, insbesondere auch ihr persönlich. Während sie noch in Rinkenis Barmherzigkeit übte, besuchte Se. Majestät König Wilhelm I. das St. Johannes-Hospital zu Bonn, am 10. Mai 1864, nachdem Allerhöchstderselbe am Tannenbusch die Parade des Leib-Husaren-Regiments abgenommen hatte. Ueber diesen Besuch berichtete die „Bonner Zeitung" (No. 109, 12. Mai): „Auf die Einladung des Herrn Oberbürgermeisters waren Se. Majestät gern bereit, bei der Rückkehr vom Exercierplatze einen größern Theil der Stadt zu durchfahren; es wurde deshalb an der Sternthorbrücke die Richtung nach dem Kölnthore genommen; am St. Johannes-Hospitale wurde Se. Majestät von dem Prä-

sidenten des daselbst versammelten Curatoriums, Herrn Geheimerath Professor Dr. Walter, ehrfurchtsvoll begrüßt, und auf die Mittheilung, daß die Oberin der Anstalt noch jetzt in Rinkenis für die Pflege der verwundeten Truppen thätig sei, erhoben sich Se. Majestät mit großer Huld und Freundlichkeit, um der Einladung zur Besichtigung der Anstalt zu entsprechen. Bei der Vorstellung der Ordensschwestern sprach sich der König gegen dieselben mit großer Wärme über die Verdienste aus, welche sich ihre Ordensgenossinnen auf dem Kriegsschauplatze erworben; diese Verdienste würden auch von der Armee gewürdigt und es gereiche ihm zur Freude, deren Anerkennung und Dank auch im eigenen Namen wiederholt auszudrücken. Hierauf ließ sich der König in mehrere Krankensääle geleiten, in welchen er an jeden der Kranken einige freundliche Worte und Fragen richtete." Hierin spiegelte sich der Eindruck wieder, den die Königlichen Worte hervorgerufen. Am andern Tage brachte die Zeitung „den möglichst genauen Wortausdruck" der Ansprache Sr. Majestät an die Schwestern:

„Ich wünsche" — so sprach der hohe Monarch in sichtbar erregter Stimmung zu den Schwestern gewandt — „Ihnen aus der Tiefe Meines Herzens Glück zu dem edlen Berufe, der leidenden Menschheit Pflegerin zu sein. Es gereicht Mir auch zur ganz besonderen Freude, hier Meine höchste Anerkennung über die Leistungen der Schwestern in Schleswig=

Holstein aussprechen zu können, und kann Ich auch versichern, daß die Armee, so wie Ich, von Dankbarkeit gegen dieselben erfüllt ist."

Auch Ihre Majestät die Königin versäumte keinen Anlaß, wie den barmherzigen Schwestern überhaupt, so namentlich der Oberin im St. Johannes-Hospital zu Bonn Huld und Ehre zu erweisen. Schon vor dem Kriege mit Dänemark befand sich unter ihren Verehrerinnen die Wittwe Louis Philipp's, die Königin Marie Amalie, die Bonn wiederholt besuchte. Als dieselbe bereits 84 Jahre alt war (1861), sandte sie der Schwester Augustine durch einen deutschen Prinzen (von Coburg) ihr Bild zum Gruß und Andenken. Wie eine Freundin behandelte sie die Fürstin Marie zu Wied (Tochter des † Wilhelm Herzogs von Nassau), die bei öfteren Besuchen einen herzlichen Verkehr mit ihr einging und ihrer Tochter Elisabeth, der jetzigen Fürstin von Rumänien, die gleiche Verehrung für sie einflößte.

Wenn schon früher hervorragende Persönlichkeiten jedes Standes und jeder Richtung sie besuchten und ihr Verehrung bezeugten, — wenn darin im Bekenntnisse schroff einander gegenüberstehende Gelehrte, wie Ferd. Walter und von Bethmann-Hollweg, oder die Dichterinnen Louise Hensel und Bettina von Arnim, einig waren, so war dieses nach ihrer bewunderten Thätigkeit in Schleswig-Holstein noch in gesteigertem Maße der Fall. Sie wurde täglich allgemeiner geschätzt und geehrt.

Die dritte Folge ihres Lazarethdienstes war leider eine Erschütterung ihrer Gesundheit. Mit übermächtiger sittlicher Kraft erhob sie sich über mahnende Zeichen und verhüllte sie den Freunden beunruhigende Symptome. Auch vertraute sie auf ihre gute Natur. „Mit meinen Kräften", schrieb sie, „geht es etwas bergab, indem mein Hauptleiden (Brustbeschwerde) noch nicht ganz gehoben ist. Beunruhigen Sie Sich aber im Geringsten nicht darüber, Sie kennen ja meine vortreffliche Natur."

In der That, als im Sommer 1866 der Krieg zwischen Preußen und Oesterreich entbrannte, konnte sie sich so weit aufraffen, daß der Ruf an ihre Barmherzigkeit sie freudig gerüstet fand. Da der Befehl des Mutterhauses sie auf den Kriegsschauplatz entsandte, zeigte sie so kräftige Energie und so frohen Muth, daß Diejenigen, welche ihr nahe standen, sich zu der Hoffnung erhoben, sie werde nicht erliegen, vielleicht gar in befestigter Gesundheit wiederkehren.

Bei den ersten blutigen Zusammenstößen der Armeen in Böhmen, in den letzten Tagen des Juni, eilte sie den Schlachtfeldern zu. Die Bonner Zeitung berichtete unter dem 1. Juli (No. 150, 3. Juli): „Die Oberin unseres St. Johannes-Hospitals, von Lasaulx, welche bekanntlich während des schleswig-holsteinischen Krieges mit anderen Schwestern in den dortigen Feldlazarethen eine so überaus rühmliche, unermüdliche Thätigkeit entfaltet hat, ist wiederum von hier in die Nähe des Kriegsschauplatzes abge-

reist, um bei unseren in Böhmen verwundeten Brüdern dasselbe Werk der Liebe auszuüben. Mit ihr sind fünf Schwestern aus Andernach und Trier. Von Köln aus ist den Schwestern als Reisebegleiter der Johanniter-Ritter (Malteser) General von Geyer beigegeben und ist das Reiseziel Dresden, wo die Schwestern in dem zu einem großen Lazareth eingerichteten früheren königlich sächsischen Cadettenhause sofort ihre Wirksamkeit beginnen werden." Aber so leicht sollte sie nicht ihr Reiseziel finden noch so einfach ihre Wirksamkeit. Am 26. Juni hatte die erste Armee unter dem Prinzen Friedrich Karl die Kämpfe begonnen, am 27. die zweite Armee unter dem Kronprinzen Friedrich Wilhelm ihre Gefechte eröffnet, und von da an stürmten die beiden auf blutigen Bahnen drei Tage einander entgegen, um, wo sie sich die Hand reichten, unter dem Feldherrnstabe des Königs vereint die große Schlacht zu schlagen und einen Sieg von ungeahnter Größe zu erringen. In drei Tagen hatten ein Dutzend heiße Gefechte der einzelnen Armeecorps viele Tausende Verwundete auf's Schmerzenlager geworfen. Da fehlten an zahlreichen Orten die Mittel der Hülfe und mehr noch die helfenden Hände. In das Elend der drei ersten Tage kam die Schwester Augustine mitten hinein: sie durfte, sie mochte in Dresden nicht Halt machen. Fort ging's bis Gitschin, von wo aus sie mit Bleistift schrieb: — „Leider nur einige sehr flüchtige Zeilen, — allein meine gräßliche Umgebung

entschuldigt Alles. Von Dresden ging's gleich am folgenden Morgen nach Turnau. Da, im Begriffe, ein Lazareth zu übernehmen, traf eine Depesche ein, daß hier, in Gitschin, ein furchtbarer Kampf gewesen. Geyer wollte gleich mit uns aufbrechen, zur Armee. So fuhren wir auf Holzkarren also gleich ab. In Niporen (oder Liban), eine Stunde von hier arretirte man uns den Wagen, weil ohne hinreichende Hülfe 50—60 Officiere und sehr viele Soldaten in Schoppen, in der Dorf-Kirche auf Stroh am Boden lagen. Es blieben demnach die Hälfte dort, und wir fuhren über das blutgedüngte Schlachtfeld weiter und kamen spät in der Nacht hier an. Wie lange wir hier bleiben, ist schwer zu bestimmen. Da die Armee vor Josephstadt schon angekommen, werden wir bald wieder der Armee nachzuziehen haben, indem auf den umliegenden Dörfern völlig alle Hülfe fehlt und doch die Unglücklichsten Zerschossenen nicht transportirt werden können und bleiben müssen. Allen Meinen Alles gleich mittheilen und grüßen.

Gott sei Dank, ich bin ganz gesund, nur geschwollene Füße, die heut schon besser sind. Vergnügt bin ich, wie noch nie im Leben!

Gitschin.

S. Augustine."

Dieser Brief scheint am 1. Juli geschrieben zu sein. Der Kampf bei Gitschin und die Erstürmung dieses Ortes hatte am 29. Juni stattgefunden, an

welchem Tage Truppen der zweiten Armee Josephsstadt erreichten.

Wie es um die Verwundeten in Gitschin stand, als die Schwester Augustine dort ankam, mag die folgende Schilderung eines Correspondenten der „N. Pr. Ztg." darthun, der am frühen Morgen des 3. Juli, als der König mit seinem Gefolge eben zur Schlacht ausgezogen, bevor er diesem selbst nacheilte, noch einmal die Kirche besuchte: „In den Betstühlen sitzt ein ungarischer Grenadier im weißen Mantel, den verbundenen Kopf zum Gebet auf die Hände gebeugt — vor dem Hochaltar liegt still und regungslos ein anderer — auf einem Seitenaltar stöhnt leise ein dritter, dem beide Füße zerschmettert sind, und auf den Stufen davor liegt ein Husar, dem der Tod auf den ermatteten Zügen steht, zwischen den blassen Lippen noch die blühende Rose.

Einen tiefen Eindruck macht es überhaupt, in diesen Stätten des Schmerzes und der Leiden Verwundete und Sterbende darin einen Trost finden zu sehen, daß sie mit Rosen spielten, die ihnen eine mitleidige Hand gereicht. Eine der rührendsten Scenen sah ich unfern des Mittelganges, in welchem die verwundeten Sachsen lagen, an einem Pfeiler. Eine der armen böhmischen Frauen, die hier allein Hülfe leisteten, hatte einen schwer verwundeten durch die Schenkel geschossenen Landsmann während des ganzen Tages gepflegt, dann war sie ermattet am Lager niedergesunken und eingeschlafen. Der ver-

stümmelte Soldat hatte den Arm um sie gelegt und ihren Kopf auf seine Brust gezogen. So schliefen sie beide, bis durch den wiederbeginnenden Jammer eines nebenliegenden, in furchtbarster Weise rettungslos Verwundeten, den man am Abend vorher eingebracht, die Pflegerin und ihr Schützling erwachten — die erstere mit einem so wirren, fragenden und erschrockenen Blick auf die traurige Umgebung, daß ich ihn nie wieder vergessen werde."

Wie die Kirche, so war jedes irgend geeignete Haus in Gitschin ein Lazareth; dennoch konnten nicht alle Verwundeten ein Obdach erhalten. Von der Schwester Augustine wird uns jede Schilderung ersetzt durch die Worte: „Meine gräßliche Umgebung entschuldigt Alles." Erfrischungen waren fast unerreichbar; eine Flasche Wein konnte sie für 2 Thaler in der ganzen Stadt in jenen Tagen nicht erhalten. Doch war das Maß des Jammers für sie noch nicht voll. Sie hatte das Bewußtsein, daß sie immer dorthin gehöre, wo die am unglücklichsten Zerschossenen stöhnten. Das dachten auch Andere. Schon Mittwoch den 4. Juli wurde sie telegraphisch in die Nähe des grausenerregenden meilenweiten Schlachtfeldes von Königgrätz gerufen. Sie sagt selbst, sie sei „am Mittwoch" (d. i. am 4. Juli) telegraphisch gerufen augenblicklich abgereist.

Von der Noth und dem Jammer in dem großen Bereiche jenes Schlachtfeldes während der ersten acht Tage ist es fast unmöglich, sich eine Vorstellung zu

machen, weil kein Mensch einen Totaleindruck all' jener Scenen des Entsetzens erlebt hat, und auch in der Erinnerung die Vergegenwärtigung und Empfindung nur das Einzelne nach einander erfassen kann. Die zurückweichende österreichische Armee — Oesterreich war zur Genfer Convention noch nicht beigetreten — nahm ihr ganzes Sanitätscorps mit; das siegreich im raschen Laufe nachstürmende Heer durfte sich seiner Aerzte und Lazarethmittel nicht vollends berauben: da verhallte Tage lang tausendfacher Hülferuf — in's Leere. Der Verfasser dieser Schrift, welcher in jenen Tagen zu Breslau einem Privatlazareth mitvorstand und auch das Elend der bestgepflegten Verwundeten nicht gering zu achten schon gelernt hatte, wird den erschütternden Eindruck nie vergessen, den er bei der Schilderung eines von der Stätte des Jammers zu ihm geeilten Menschenfreundes empfand, der ihn (als damaligen Rector der Universität) mit heißen Bitten drängte, die Studirenden zur Hülfeleistung auf das Schlachtfeld von Königgrätz zu entlassen. (Den Bitten wurde willfahrt, auch Seitens des Curatoriums, und über 100 Studenten eilten hin, die das Lob und den Dank der Verwundeten, der Aerzte, der Officiere und des Königs ernteten.)

In die Nähe dieses Schlachtfeldes also wurde Amalie von Lasaulx gerufen. Es liegt ein Brief von ihr an Professor Hilgers darüber vor, datirt „Sonntag". Damit kann nur der 8. Juli bezeich=

net sein, obgleich sie wiederholt sagt, die große Schlacht habe „vor 8 Tagen" stattgefunden. Bei der allgemeinen Verwirrung ist dieser Irrthum wohl begreiflich. Oder sie müßte sich im Tage geirrt und „Sonntag" statt „Dienstag" geschrieben haben. Sie spricht auch davon, daß der „gräßliche Zusammenstoß der Truppen" bei „Hornitz" geschehen. Darunter ist Horsitz zu verstehen, von wo aus der König das Sieges-Telegramm an die Königin sandte. Sie schreibt also: „In Gitschin erhielt ich am Mittwoch (d. i. den 4. Juli) eine Depesche mit den Worten: »Fr. Lasaulx sofort zum Generalarzt Busch auf Schloß Hradeck.« Unser Oberstabsarzt packte mich also ohne Weiteres mit Sr. Leopoldina in einen Wagen, und so fuhren wir gleich nach Tisch ab und kamen gegen 9 Uhr hier an, wo zu meinem nicht geringen Erstaunen H. Professor Busch (er hatte für den Feldzug den Titel „Generalarzt") uns aus dem Wagen half."

Da lag das „vollständig vereinsamte Jagdschloß des Grafen Harrach" vor ihr — nicht etwa Zeuge des Uebermuthes einer reichen vornehmen Jagdgesellschaft, sondern erfüllt von Elend und Noth! Durch einen kleinen Wald war es vom Schlachtfelde getrennt gewesen; aber Hunderte der Schwergetroffenen hatte man in seine Einsamkeit, wo Anfangs auch alle Mittel der Hülfe fehlten, gebracht. Das war ein Gegensatz von Ueppigkeit und Armuth, von Zeichen der Lust und Seufzern

des tiefsten Menschenleids! Denn hier waren fast nur Wunden zu schauen, die daheim in engeren und weiteren Kreisen zahllose Thränen erpressen sollten. Schwester Augustine schrieb: „Welch' prachtvolles Schloß und welch' unbeschreiblicher Luxus uns (auch) aufgenommen und umgibt, — so bildet dies doch nur noch einen gräßlicheren Contrast zu dem Jammer und Elende der armen Verwundeten, die noch bis heute von der Reitbahn bis zum Speicher alle Räume des Schlosses füllen, meistens im offenen Stroh liegend, deren Wunden durch Mangel an Pflege in Fäulniß übergegangen sind. Daß die Armen nach der Schlacht noch 4 bis 6 Tage auf dem Felde ohne Speise und Trank liegen bleiben, ist nichts neues; ja vorgestern kam noch ein Transport hier an, die nach 8 Tagen erst (die Zahl ist irrthümlich, oder die Verwundeten waren aus den Kämpfen der Juni-Tage, was ganz unwahrscheinlich) im Walde entdeckt wurden, — in welchem Zustande, erlassen Sie mir zu schildern. In drei bis vier Wochen wird wohl der Tod die Meisten von ihren Qualen erlöst haben."

Es mag hier eine Schilderung des Breslauer Domherrn Dr. Künzer sich anschließen, welcher nach der Schlacht von Königgrätz in den Lazarethen thätig war, und über dreizehn derselben am 21. Juli von Horsitz aus an die „Bresl. Hbl." berichtete; er sagt unter No. 5: „In Schloß Hradek, dem schönsten und prächtigsten, reizendst gelegenen Gebäude der

Art, mit unglaublicher Pracht und Geschmack ausgestattet, das ich je gesehen, liegen fast 500 Verwundete, theils in den Prachtsälen, theils in den Galerien, in der Reitbahn, selbst auf dem Theater zwischen den Coulissen und theils unter herrlichen Zelten. Hier seufzen neben hundert Amputirten Prinz Hohenlohe, Graf Hompesch, Graf Erbach, Graf Hoditz und viele Andere aus den edelsten Häusern Oesterreichs dem Tode entgegen. Zwei Borromäerinnen aus Bonn und Danzig, sechs Franciscanerinnen aus Nonnenwerth und zwei Franciscaner-Fratres versehen die schwierige Krankenpflege, während zwei Franciscaner-Patres die Seelsorge haben. Niemals ist das Elend schreiender in prachtvoller Umgebung erschienen, als in diesem Schlosse mit seinen gegenwärtigen Leidensbewohnern; ein Schlacht- und Todtenbild im goldenen Rahmen."

Die Schwester Augustine war unter den Pflegerinnen zuerst auf dem Platze, die Franciscanerinnen langten ein paar Tage später an; sie konnte also in den Prachtsälen die Pflege übernehmen: das that sie nicht, sie stellte sich nie gerne oder gar freiwillig in einen „goldenen Rahmen". Sie wählte sich die Reitbahn, in welcher es keine Pracht-Säle, keinen Luxus und auch keine Prinzen, Grafen und Officiere gab; und als man anfing, „herrliche Zelte" zu errichten, ging sie auch nicht hinein. Die Reitbahn neben dem Schlosse war die Armuth neben dem Reichthum!

Es war gewiß schön und menschenfreundlich, daß der dirigirende Hospitalarzt Geh. R. Dr. H. B. Berend zu Berlin beim Beginne des Krieges für das Krankenzelt als den heilsamsten Aufenthalt für Verwundete eintrat, und „an alle diejenigen, welchen die Hut verwundeter Krieger anvertraut sei ....., die dringendste und ernste Mahnung, dazu beizutragen, daß der Errichtung von Zelten überall ungesäumter Vorschub geleistet werde", richtete. Denn er hatte ja unbedingt Recht, wenn er sagte: „Die geläuterte ärztliche Erfahrung der Neuzeit hat es zur unerschütterlichen Wahrheit erhoben, daß der verwundete Krieger trotz der ungesäumten, besten Hülfe auf dem Schlachtfelde und trotz der sorgsamsten Kur und Pflege im Krankenhause elendiglich dahinschmachten und verkommen muß, wenn nicht, als erste Bedingung zu seiner Genesung, seine Lagerstätte von einer reinen, aller vergiftenden Ausdünstungen baaren Luft umgeben ist." Aber nach Schlachttagen, wie der von Königgrätz, spottet die Noth allen Erfahrungen und weisen Regeln. Das Lazareth der Reitbahn des Schlosses Hradek wurde eilig hergestellt mit den ärmlichsten Mitteln. Strohdächer von kleinen Gebäuden und Hütten wurden abgedeckt und das Stroh aus den Bivouaks der geschlagenen Armee wurde aufgelesen, um den Verwundeten ein elendes Strohlager zu bereiten. Darauf wurden über 80 Verstümmelte und auf dem Schlachtfelde Tage lang verwahrloste Verwundete in vielfach verwildertem Zustande gebettet, ge-

meine Soldaten vieler Zungen, Italiener, Magyaren, Slaven, Deutsche: zwischen ihren Lagern faßte die Schwester Augustine Posto, unter ihnen harrte sie aus bis zu Ende. So war sie vertieft in ihre Aufgabe, daß sie nicht einmal erfuhr, daß im Schlosse der Sohn einer ihr befreundeten Familie sterbend lag; sie sah dann plötzlich die arme Mutter, die herbeigerufen worden, hinter der Leiche desselben zum Friedhof gehen. „Sie konnte in den reichen Räumen des Schlosses ihre Beschäftigung wählen", so erzählte Prof. Busch, — „Officiere pflegen und an vielen Bequemlichkeiten Theil nehmen. Das that sie nicht; sie wählte das größte Elend und die äußerste Armuth, und dabei blieb sie. Wenn ich hineintrat in die Reitbahn, dann fand ich sie wohl im Stroh knieend, einem Unglücklichen, der den Kinnkrampf hatte, etwas einflößend, Jenem eine bessere Lage gebend, diesen tröstend 2c. Ging sie einmal zur Nachtruhe, was selten geschah, so konnte sie sagen: »Ich habe heute vollauf meine Pflicht gethan!«" — Aber sie ging selten zur Nachtruhe, auch wenn die Pflege es erlaubt hätte; denn stets gab es etwas zu waschen oder auszubessern, wofür eben Niemand zu finden war. Dabei konnte sie wenigstens zuweilen innere Einkehr halten, um in Gott ihren Muth zu stärken.

Sie selbst erklärte, daß die Schrecknisse in Schleswig-Holstein nicht zu vergleichen gewesen mit dem, was sie in der Reitbahn erlebte. Sie fühlte

mehr als je, daß sie des ermunternden Zuspruchs bedürfe; aber sie schrieb trotzdem: „Es wird mir recht schwer, gerade in dieser schauderhaften Zeit kein Wort aus Freundes Mund hören zu können; allein es gehört zu den Opfern, mit welchen ich mir das Glück erkaufe, so Vielen, — Vielen Trost und Linderung bringen zu dürfen, für welches Glück ich nie genug dem lieben Heilande danken kann." Am 26. Juli bemerkte sie, daß sie auf dem Wald-Schlosse „gar so abgeschnitten von der ganzen übrigen Welt lebe, sei ihr persönlich sehr lieb, indem ihr dadurch mancher an sich unangenehme Verkehr mit zornigen Heiligen erspart bleibe."

Sie hatte nun drei Wochen der schwersten Arbeit und Gemüthserschütterung durchgerungen. Sie war auch diesmal von Bonn aus unterstützt worden. Am 10. Juli dankte sie für eine ursprünglich für Gitschin von ihr erbetene Weinsendung, die sie in Hradek erhalten: „Danken Sie doch ja im Namen unserer armen Verwundeten für die so großmüthige Sendung des guten Weines, welcher gleich Oel auf die verlöschende Lampe wirkt bei unseren Armen, denen wir bisher nur so wenig Wein geben konnten (6 bis 7 Flaschen für 80 Mann), daß er wirklich nicht den Weg in den leeren Magen finden konnte." Am 8. August schrieb sie: „Der großmüthige Beutel der guten lieben Freunde Mendelssohn hat Vielen, Vielen wieder auf die Beine geholfen vermittelst Zusatz der an sich dünnen La-

zarethkost, bei der die Armen doch schlecht fahren würden."*)

Aber Vielen, ach so Vielen half doch Alles nicht mehr; und das that ihr so weh! Am 26. Juli klagte sie: „Der Tod hat leider schon während dieser wenigen Wochen eine bedeutende Erndte gehalten, und Viele wird er noch dorthin führen, wo jedes Leid verstummt." Wenn Verwandte der in Todesgefahr Schwebenden oder Verstorbenen ankamen, so schnitt deren Schmerz ihr „in's Herz". Indem sie die gesunde Lage des Schlosses rühmt, fügt sie voll Mitleid hinzu: „Nur bei unseren armen Verwundeten verliert die gute Luft etwas an ihrer Kraft, wahrscheinlich weil dieselben, ehe sie zu uns kamen, zu schauderhaft gelitten hatten." In erschreckender Weise räumte der Tod auf in diesen Lazarethen der Schwerverwundeten. Künzer bemerkt in dem erwähnten Berichte vom 21. Juli, zu Horsitz seien namentlich von den österreichischen Verwundeten bereits gegen 80 Procent gestorben. Auf diese traurige Weise wurde auch der Dienst in der Reitbahn des Schlostes Hradek allmälig etwas erleichtert. Da wanderte denn die Schwester Augustine zuweilen in's Schloß hinein, aber nur besuchsweise. Sie sah

*) Das Datum lautet zwar „den 8. Juli". Da sie aber von den eingetretenen Friedens-Aussichten spricht und von den Verheerungen der Cholera, so kann nur der Monat August gemeint sein.

dort die verwundeten vornehmen Herren; auch für ihr Leiden hatte sie tiefes Empfinden, aber sie schrieb: „Ich betheilige mich möglichst wenig an deren Pflege, weil diese ihnen ohnehin doch reichlicher wird als meiner armen Mannschaft in der Reitbahn und in den Durchgängen des Hauses, die so verlassen in ihren Qualen liegen."

Zu diesen „Verlassenen" zog es sie immer wieder hin, und wie eine treue Mutter jede Minute des Fernseins von ihren schutzbedürftigen Kindern fast bereut, selbst wenn sie im Interesse derselben beschäftigt ist, so war ihr zu Muthe, wenn sie kurze Zeit nicht in der Reitbahn gewesen, etwa um einen kurzen Brief über oder für die Verwundeten zu schreiben. So schloß sie den Brief vom 10. Juli mit den Worten: „Jetzt muß ich wieder in meine große Reitbahn eilen, wo meine arme Mannschaft liegt, deren verschiedenartigste Mundart ich meistens nur durch Zeichen zu beantworten vermag. Preußen sind kaum ein Sechstel unter ihnen." Aber sie antwortete auch durch Thaten und — wurde verstanden. Wo sie erschien, da fühlte sich Keiner mehr verlassen. Wie der Gesunde, welcher Zeuge ihres Waltens und Schaffens wurde, z. B. der Arzt, der Seelsorger, das reinste Gefühl der Verehrung — ja der „Ehrfurcht", wie ein Pfarrer bekannte, empfand, so der von ihr gepflegte Verwundete das der Beruhigung, der Tröstung und der unbegrenzten, freudigsten Dankbarkeit. Jedes Auge hing an ihr; sie merkte nur

den Trost und die Linderung, — die Wirkung, welche all ihr Thun beabsichtigte. Doch konnte es ihr nicht immer entgehen, wie die Verwundeten persönlich anhänglich wurden, wie sie ihr im Herzen den rechten Himmelslohn erflehten. Sie behandelte sie ja auch in der That wie Brüder. Nach Jahren noch, wenn sie von „ihrer Mannschaft in der Reitbahn" redete, sagte sie mit wahrer Empfindung: „meine lieben Verwundeten!" Wie diese ihr aber dankbar waren, mag ein Beispiel veranschaulichen: Da lag unter Andern ein armer blutjunger schwerverwundeter Italiener in der Reitbahn. Er war ihr so dankbar für die Pflege und fühlte sich so getröstet in ihrer Nähe, daß selbst in den größten Qualen sein Gesicht sich erheiterte, sobald er sie erblickte. Er litt furchtbar und war rettungslos. Eines Tages, als die Todesahnung ihn schon ergriffen, sah er die Schwester Augustine vorübergehen. Er winkte eifrig, sie möge zu ihm kommen. Sie kam, und als sie an seinem Lager stand, raffte der Sterbende noch einmal den Rest seiner Kräfte zusammen und sprach die Worte: „Wenn Sorella (Schwester) stirbt, — gleich bei Jesus!" „Und dabei sah er mich", so erzählte sie selbst, „mit solch' einem unvergeßlich dankbaren, fragenden Blick an, ob ich seine stammelnden Worte auch wohl verstanden habe, daß ich nicht umhin konnte, zu seiner Befriedigung mit dem Kopfe „Ja" zu nicken, worauf er mich frohlockend anschaute und in die Hände klatschte." Die Form

der Anrede war italienisch gedacht, nach der Höflichkeitsweise, die der italienischen Sprache eigen ist; wenn er deutsch hätte denken können, so würde sie in seinem Sinne so gelautet haben: „Wenn Sie, Schwester, sterben, kommen Sie gleich zu Jesus", d. h. in den Himmel, den Sie an mir und meinen Kameraden verdient haben. Bald darauf erlöste der Tod den Armen von seinen Leiden, und so war er wohl auch „gleich bei Jesus", denn eine dankbare Seele hat Gott lieb.

Wenn sie einmal in's Freie trat, um aufzuathmen, erquickte sie sich am Waldesduft. Sie nannte die Bäume ihre „dicht belaubten, hochstämmigen Nachbarn, die in enggeschlossenen Reihen" die Umgebung des Schlosses bildeten; und wenn die zahlreichen Hirsche, die unter denselben umherwanderten, ihr in den Weg traten, freute sie sich an den schönen Thieren.

Aber sie empfing noch andere Eindrücke als die des körperlichen Elendes auf der einen und des frischen gesunden Naturlebens auf der anderen Seite; sie wurde auch unwillkürlich aufmerksam auf die sittlichen Zustände. In einem Punkte machte sie eine erhebende Erfahrung, worüber sie sich also äußert (26. Juli): „Eigenthümlich, — noch haben wir Schwestern aus dem Munde dieser Unglücklichen das erste Wort der Erbitterung oder unchristlicher Klage zu hören! — Bei den verschiedenen nicht deutschen Stämmen der Oesterreicher (sie meint bei dem einen

oder andern) mag es auf Stumpfheit beruhen; allein bei den Preußen, Sachsen und Oesterreichern und, namentlich bei den so vielen Officieren beruht es doch wahrscheinlich auf sittlicher Größe." Diese Beobachtung war unzweifelhaft richtig. Wo die Armee eines Culturvolkes nicht aus gedungenen Söldnern besteht, sondern das Volk selbst in Waffen ist, da bilden Vaterlandsliebe und Liebe zum eigenen Herde und in monarchischen Staaten noch die Verehrung und Hingebung an das angestammte Herscherhaus die sittlichen Beweggründe für Tapferkeit und Starkmuth in Ertragung der Wunden, — da gehört die stille Geduld in großen Schmerzen zur Soldatenehre, wie der Heldensinn im Kampfe.

Aber die „sittliche Größe" fand die Schwester Augustine nicht in jeder Hinsicht; nach anderer Richtung begegnete ihr auch geistiges Elend, namentlich Verwahrlosung im religiösen Leben. Das that ihr sehr weh; doch niemals war sie hart im Urtheil, niemals verdammte sie Jemand nach Art der Selbstgerechten, die in der äußeren angeblichen Orthodoxie den untrüglichen Himmelsschlüssel zu besitzen wähnen.

Ueber das Einzelne hinaus erhob sich ihr betrachtender Blick. In den Erinnerungen an die Kaiser des h. römischen Reichs aus dem Hause Habsburg waren innerhalb des römisch-katholischen Clerus und seines intimen Anhangs in Preußen beim Beginn des Krieges Sympathien kund geworden, welche nach

der Schlacht von Königgrätz zu Klagen über den Fall des „katholischen Oesterreichs" führten. Jeder katholische Geistliche, aber auch mancher Laie hatte Gelegenheit, dergleichen zu hören. In den Ordenskreisen war längst die Politik zu einer religiösen Angelegenheit geworden. Jeder wußte, wohin die Neigung der römischen Curie gerichtet war. Auch die Schwester Augustine kannte jene Sympathien. Mit Beziehung auf dieselben wurde sie gegen Ende ihres Wirkens auf dem Schlosse Hradek zu folgender Aeußerung veranlaßt: „Sie hätten die Aufregung unter unseren verwundeten Oesterreichern (allen, ohne Ausnahme) sehen und hören sollen, als sie vernahmen, daß die österreichischen Aerzte kommen und sie behandeln sollten! Jeder unter ihnen wußte einen andern Grund für seine Abneigung anzugeben, die im großen Ganzen die österreichischen Behörden sehr der Rohheit und (des) Mangels aller religiösen Bildung bezüchtigten.

„Daß unsere Zornigen sich ihres Aergers und ihres Kummers um das verlorene, in seinem tiefinneren Kerne so faule Kaiserreich nicht schämen, ist eigentlich gut, indem sie sich dadurch bei dem wirklich gebildeten Publikum sichtbar entlarven. Wenn ich auch noch nicht weiß, ob es jetzt wirklich besser mit uns wird, so tröste ich mich doch mit der festen Ueberzeugung, daß mit dem Siege auf österreichischer Seite wir mit raschen Schritten dem Untergange alles Höheren und Besseren zugeeilt sein würden."

Von einem Jammer, der in jenen Tagen die böhmischen und mährischen Lazarethe erfüllte, blieb ihre Reitbahn und das Schloß Hradek verschont: die Cholera konnte sich dort nicht festsetzen. Die Schwester Augustine schrieb am 8. August: „Der Tod hat seither in der Armee gewaltig aufgeräumt, nicht allein durch Blei und Eisen, sondern auch durch die Cholera, welche bis zur Stunde in der ganzen weiten Umgegend unzählige Opfer fordert. Alle unsere Schwestern aus Prag wurden nach Brünn berufen zur Pflege der Cholera-Kranken bei unserer Armee. Zwei Mal wurde sie uns schon hier in's Schloß eingebracht, allein die Kranken wurden wieder hergestellt, und hat sie, Gott Lob, gar nicht weiter um sich gegriffen." Sie schreibt dies der „herrlichen Waldluft" zu.

Am 22. August meldete sie nach Bonn, ihre Rückkehr werde sofort erfolgen, wenn die österreichischen Aerzte das Lazareth übernähmen, was jeden Tag geschehen könne. Die Schwestern sollten ihr daher nicht mehr nach Schloß Hradek schreiben. — Aber die Rückkehr erfolgte erst im September.



14.

Ein drittes Mal ging es noch.

Es schien in der That, als sollte sie nach all' den körperlichen Anstrengungen und Gemüthserregungen in ihrer Gesundheit gestärkt, ja völlig hergestellt zurückkehren. Statt der anfänglichen Notizen über Anschwellen der Füße brachten ihre späteren Briefe nur freudige Mittheilungen in Betreff ihrer Gesundheit. Denn daß sie in der Nacht vom 25. auf den 26. Juli einen leichten Anfall von Cholerine hatte, würde sie kaum bewogen haben, den 26. sich ruhig auf der Stube zu halten und von der Sr. Leopoldina in der Reitbahn vertreten zu lassen, wenn nicht damals wegen der ringsum herrschenden Cholera die größte Vorsicht Pflicht gewesen wäre. Diese Pflicht leuchtete ihr um so mehr ein, als wenige Tage vorher zwei Franziscanerinnen von Nonnenwerth, die in Benatek gewesen, an der Cholera gestorben waren; aber ihr allgemeiner Gesundheitszustand wurde von jenem Anfall nicht berührt. Derselbe Brief vom 26. meldet: „Ich bin wirklich bisher so kräftig und gesund hier in

dem Walde gewesen, wie sehr selten in Bonn." Am 8. August schrieb sie voll Freude: „Sie können Sich aber auch gar nicht vorstellen, welche herrliche Waldluft hier ist, in welcher ich vollständig alle Athemsnoth verloren habe und mich gesunder fühle, als seit vielen, vielen Jahren, so daß Sie Freude an meinem guten Aussehen hätten." Und am 22. August konnte sie mit großer Befriedigung in ähnlicher Weise berichten und die Fortdauer der Befreiung von der Athemsnoth bestätigen: „Gestern war ich an die Bauernhütte spaziert, worin der unglückliche Held Benedek die Nacht vor der Schlacht zugebracht hat. — Die Hochebene von Chlum, auf welcher die österreichische Armee sich so trefflich und günstig verschanzt hatte, bestieg ich mich raschen Schritten, ohne auch im Geringsten athemlos zu werden; — so gesund und vergnügt fühle ich mich."

Aber diese Besserung war leider nur vorübergehend; durch das Aufbieten ihrer ganzen moralischen Kraft Angesichts ihrer Aufgabe kam sie der guten Einwirkung der gesunden Waldesluft entgegen, so daß ein momentanes Wohlgefühl sie über ihren Zustand leicht täuschen konnte. Nach Bonn zurückgekehrt, gewahrte sie bald, daß die Wurzel ihres Uebels nicht beseitigt war. Die Athemsnoth, wie sie es in der Regel nannte, war wieder da. Sie merkte, daß ihr „Hauptleiden noch nicht ganz gehoben" und „daß sie mit ihren Kräften etwas bergab gekommen sei." Die Freunde wurden besorgter, der

Arzt (Dr. Velten) noch vorsichtiger und strenger. Wenn nun zuweilen düstere Ahnungen durch ihre Seele zogen, so waren diese Schatten der Trauer nur verursacht durch die Besorgniß, daß sie in ihrem Arbeiten und Schaffen gehindert werde; den Tod hat sie nie gefürchtet. Da der Arzt bedenklicher geworden, so mußte sie sich jetzt manchmal Befehlen fügen, welche sie in ihrer Thätigkeit und Gewohnheit beschränkten. So geschah es einmal, daß sie wochenlang auf die Stubenluft angewiesen war, und ihr die Feste Weihnachten und Epiphanie dadurch getrübt wurden. Die Strenge des Arztes fiel ihr auf, und sie kam auf den Gedanken, es sei von Außen Einfluß auf denselben geübt worden. Sie vermuthete, Professor Hilgers, von dem sie einerseits wußte, wie sehr er sie dem Hospital noch viele Jahre erhalten zu sehen wünschte, und andererseits, wie groß die Hochachtung des Arztes für denselben sei, habe diesen allzu besorgt gemacht. Da schrieb sie ihm den köstlichen Brief, in welchem Malchen und die Schwester Augustine zusammen erscheinen und ganz eins sind:

„Verzeihen Sie, verehrter Herr Professor, daß ich mit meinem Klagelied die wenigen Augenblicke der Ruhe ihnen verkümmere, aber — bedenken Sie: dem lieben Jesukindlein durfte ich in der Krippe keinen Besuch abstatten, die heiligen drei Könige haben mich auch fein zu Hause gelassen und sind allein ihres Weges gezogen. Der Herr Doctor ist so unbarmherzig streng, hält mich unter der Knute

wie ein russischer Staatsminister, und sieht mir lächelnd zu, wenn ich wie versimpelt mit meinen zehn Fingern Schattenspiel halte. Sitze ich doch hier wie ein Staatsgefangener, der zur Abkühlung seines Eifers Strümpfe zu stricken oder flicken bekommen hat! — Mein letztes Restlein Geduld ist ohne Sang und Klang zu Grabe getragen und mein guter Muth hat einen solchen moralischen Katzenjammer, daß er, einem Maulwurf gleich, sich in die Erde eingegraben hat, damit das freundliche Sonnenlicht nicht Muße finden möge, seiner zu spotten.

„All dies Elend und Noth haben Sie, mein theuerster Freund, größtentheils auf dem Gewissen. Ihr Wort hat den Herrn Doctor so taub gegen meine Bitten gemacht. Jetzt ist es an der Zeit, daß Ihr Wort mir die Fesseln wieder löse. — Verspreche Ihnen dafür, daß ich künftig ein wahrer Engel an Sanftmuth und Duldsamkeit werde. Gewiß werden Sie die goldenen Früchte der herben Prüfungen sehen. Hoffentlich hat diese rührende Schilderung meiner traurigen Lage sie gerührt und bringt somit Hülfe ihrer armen Gefangenen.

S. Augustine."

Aber ihr heiterer Sinn konnte den Ernst des Uebels doch nicht ändern. Es kamen leider Tage, wo sie zugeben mußte, daß ihre Körperkräfte „klein" geworden, und daß ein Spaziergang, der ihr wohl thun sollte, ihr „theuer zu stehen kam", weil er etwas zu weit gewesen, und daß sie die bösen Folgen

von der Ueberanstrengung noch am andern Tage „gehörig fühle".

Der Schwester Gertrud konnte sie nicht verbergen, daß in den Lazarethen in Schleswig = Holstein und Böhmen ihre Gesundheit gebrochen worden sei. Diese war davon auch vollkommen überzeugt und sprach sich oft in diesem Sinne aus. Hatte sie früher der Oberin treu zur Seite gestanden, so suchte sie jetzt noch mehr ihr die Arbeit und Sorge zu erleichtern, wo und wie sie konnte.

Die Oberin aber stand dem Johannes-Hospital wieder vor in der gewohnten Weise, oder besser gesagt, in dem alten Geiste, Trost und Linderung, oft volle Hülfe Andern bringend, auch wenn sie selbst leidend war. Bis zum Jahre 1870 floß ihr Leben wieder gleichmäßig dahin, in selbstloser Arbeit, in Liebesthaten und Gottesfurcht.

Es kam das verhängnißvolle Jahr mit seinen politischen und kirchlichen Umwälzungen. In beiden Richtungen regte sich ihr innerstes Leben auf. Als der Kaiser von Frankreich, Napoleon III., in frevelhafter Weise dem Könige von Preußen den Krieg erklärte, und dieser mit seinen Bundesgenossen auf die gerechte Sache, auf Gott und auf die Hingebung des deutschen Volkes vertrauend, den Fehdehandschuh in würdevoller Entschlossenheit aufhob, flammte eine Begeisterung auf für die Wacht am Rhein und für das deutsche Vaterland, die wohl selten so stürmisch und allgemein gewesen. Auch die

Schwester Augustine war entflammt für — die Thaten der vollkommenen Nächstenliebe. Lange vor dem deutsch-französischen Kriege hatte sie, besonders wenn von der Zunahme ihrer Krankheit die Rede war, mit der größten Bestimmtheit erklärt, sie werde noch nicht sterben, sie werde erst einen dritten Krieg erleben und zum dritten Male Wunden heilen oder Schmerzen lindern helfen; darnach werde sie am Ziele ihrer Laufbahn sein. So hatte sie oft und vor Verschiedenen sich geäußert, einmal auch vor einer Freundin mit den sie kennzeichnenden Worten: „Noch ein drittes Mal wird Gott mich mit Kanonen zum Liebesdienste rufen, aber dann nicht mehr, — dann wird's zu Ende sein.“ Sie hatte Recht, ein drittes Mal ging es noch.

Der dritte Ruf erging nun an sie; aber zu „den am unglücklichsten Zerschossenen“ konnte sie nicht mehr gehen; es war ihr nicht mehr möglich, „am Feldzuge selbst theilzunehmen“, wie sie sagte, und das that ihr unbeschreiblich weh', so daß der Schmerz als Klage bei ihr laut wurde, was sonst nicht leicht der Fall war. Ihr Gesundheitszustand erlaubte ihr nicht mehr, zu den Schlachtfeldern zu eilen. Weil man dies wußte, wurde sie von dem Mutterhause auch nicht mehr dazu aufgefordert.

Aber sie war doch dabei. Bald (seit dem 8. August) kamen die Verwundeten, selbst Schwerverwundete, zahlreich den Rhein herunter, so daß auch hier viele Lazarethe entstanden. Und nun ging's

auch bei der daheimgebliebenen Schwester Augustine an's rastlose Schaffen und Arbeiten, so weit Raum und Mittel, soweit die Kräfte reichten. Sie richtete ein Lazareth ein; jedes Plätzchen benutzte sie; Gänge und Speicher; wo nur ein Lager sich aufschlagen ließ, da war es auch bald hergerichtet. Es gelang ihr, neben den Hospitalbetten noch fünfzig Betten für Verwundete aufzurichten. Diesmal legten auch viele ihrer Verehrerinnen und Freundinnen mit Hand an's Werk, und sie wußte jede für die geeignete Leistung zu bestimmen. Schnell waren alle Betten besetzt. Für die Nachtspflege hatte sie Gymnasiasten der oberen Classen gewonnen. Die ihr befreundeten reichen Familien gaben ihr Spenden mit vollen Händen. So konnte sie Alles nach ihrem Wunsch ordnen und leiten.

Gerne wird hier hervorgehoben, daß die Stadt Bonn während des Krieges mit Frankreich durch menschenfreundliche Hülfe sich überhaupt auszeichnete. Die Behörden und die verschiedenen Vereine und Comités verstanden es, eine weise Arbeitstheilung zu machen und alle einzelnen Kräfte anzuspannen, alle Hülfsquellen zu öffnen. Tüchtige Kräfte und reichliche Mittel wurden fort und fort zum Kriegsschauplatz entsandt; aber am Orte selbst entfaltete sich eine so umfassende Lazareththätigkeit, daß man kaum begreifen mochte, wie die Sorge noch darüber hinausgehen konnte. Am 13. August berichtete die Bonner Zeitung (15. August, 1. Blatt): „Um den

Umfang, welche diese Thätigkeit (für die Pflege der Verwundeten) in Bonn gewonnen hat, zu bezeichnen, wollen wir einige Zahlenangaben kurz aneinanderreihen, die ohne weitere Erläuterung selbst reden. Es werden jetzt in unserer Stadt Verwundete oder kranke Soldaten in zehn Anstalten verpflegt, in vier Lokalen der Militärbehörde . . . ., sodann in dem St. Johannes-Hospital und in dem Friedrich-Wilhelmstift (d. i. dem evangelischen Hospital), ferner in beiden Kliniken der Universität, in einem Lazareth des preußischen Localvereins an der Höhe (bei der Lazaruskapelle) und in dem Lazarethe des vaterländischen Frauenvereins in der Poppelsdorfer Allee. Ein zweites Lazareth desselben Vereins ist zur Aufnahme Verwundeter bereit. Im Laufe der nächsten Woche werden vollständig eingerichtet sein noch zwei Lazarethe des preußischen Localvereins und endlich ein Lazareth der rheinischen Genossenschaft der Johanniter (in der Vinea Domini). Heute sind etwas über 500 Verwundete in Pflege, die eben genannten Anstalten werden noch für 200 Raum geben können und etwa 80 haben Privatpersonen aufnehmen zu wollen erklärt. Alles zusammengenommen wird Bonn binnen wenigen Tagen im Stande sein, auf je 25 Einwohner einen Verwundeten unterbringen zu können." Schon am 22. August waren alle diese Lazarethe fertig gestellt, besetzt und in voller Thätigkeit. Außerdem waren noch unermüdlich im Gutesthun das Erfrischungs-Comité am Bahnhofe, der

Verein zur Unterstützung der Angehörigen der ausmarschirten Krieger, der Verein der Nothhelfer 2c.

Es liegt auf der Hand, daß bei dieser allgemeinen und allseitigen, zum Theil nothwendiger Weise auch geräuschvollen und augenfälligen Arbeit das Walten und Schaffen der Schwester Augustine sich mehr in der Stille vollzog und nur von einem kleineren Kreise ganz überschaut und bewundert wurde. Da ihr alle Hülfsmittel diesmal zu Gebote standen, so zeigte sie in der Verwendung wie die Liebe erfinderisch sei. Nur Einiges mag hier erwähnt werden, woran ihre Eigenthümlichkeit leicht erkennbar ist.

Es war selbstverständlich, daß zur Pflege und Heilung Alles geschah, was Arzt, Apotheke, Küche, Lager, Kleidung 2c. fordern und leisten konnten; aber die Schwester Augustine that noch mehr. Sie wußte, wie viel Zufriedenheit und Gemüthserheiterung zur Heilung und Genesung beitragen. So sann sie denn unablässig und erfolgreich darauf, Trost zu spenden, Hoffnung zu wecken, Genuß der Gegenwart zu bereiten, in Allem die Lage zu verbessern und die Schmerzen vergessen zu machen. An erster Stelle verschaffte sie Jedem, nach seiner Confession und Empfänglichkeit Alles, was die Religion ihm darbieten und geben konnte. So vertheilte sie auch gewissenhaft die von protestantischer Seite ihr für Verwundeten und Kranken zugeschickten Bibeln, Schriftchen und Kirchenzeitungen oder Sonntags-

blätter, wofür sie allerdings vom Vatican keine Erlaubniß würde erhalten haben.

Hatte die Verwundung einen schlimmen Verlauf oder nahm die Krankheit des Soldaten eine tödtliche Wendung, so ließ sie ihre Beobachtung oder die Aeußerung des Arztes dem Geistlichen der betreffenden Confession unverweilt mittheilen, mit der Bitte, daß er sobald als möglich kommen und den religiösen Trost spenden möge. Als sie einmal drängte, daß der evangelische Geistliche sofort gerufen werde, sagte eine andere Schwester, die Verzögerung entschuldigend: „Die Protestanten haben doch wenig Trost von ihren Geistlichen in der Sterbestunde.“ Das verwies die Oberin ihr ernstlich.

War Einer gestorben, so ruhte sie nicht, bis eine der Pflegerinnen aus der Stadt sich hinsetzte, um den Angehörigen ausführliche Mittheilung zu machen über die letzten Tage und Augenblicke desselben, über seine Wünsche und sein Lebewohl. Und dann schärfte sie immer ein, ein gutes Wort des Trostes hinzuzufügen. Waren die Verwandten arm, so legte sie zu der Sendung der kleinen Nachlassenschaft noch etwas Geld.

Auch in dem zum Lazareth umgewandelten St. Johannes-Hospital machte Jeder die Beobachtung, daß das Erscheinen „der Mutter“ auf die Verwundeten eine ähnliche Wirkung übte, wie die plötzlich hervortretende Sonne auf lichtbedürftige Menschen, die lange Zeit der kalte dichte Nebel drückte. Denn

jeder Verwundete wußte, daß der aufleuchtende Sonnenstrahl ihm schien, daß der Mutter Wohlwollen ihn trösten sollte. Da sie nun wegen ihres zunehmenden Herzleidens häufiger beim Treppensteigen von asthmatischen Beschwerden befallen wurde, so mußte sie die Besuche in den oberen Räumen beschränken. Das beklagte sie oft, aber noch öfter that sie sich Gewalt an und ging doch hinauf.

Für jeden Einzelnen hatte sie erfreuende Ueberraschungen und Aufmerksamkeiten. Mancher kam sich da vor wie ein verwöhntes Kind, das immer voll Erwartung ist, wenn es die Mutter kommen sieht, weil sie selten erscheint, ohne ihm etwas mitzubringen. Sie war bemüht, wie absichtslos, die verschiedenen Beschäftigungen und Liebhabereien der Verwundeten zu erfahren, um ihnen unvermuthet dazu Gelegenheit darzubieten. Entdeckte sie, daß Einer musikalisch war: gleich hatte er, sobald er im Stande war, dasselbe zu spielen, sein Instrument zur Stelle: Violine 2c., selbst Harmonika. Auch sonst wurde Alles herbeigeschafft, was den Pfleglingen Zeitvertreib und damit Vergessenheit ihrer Schmerzen bewirken konnte. Die Damen, welche täglich aus der Stadt zu ihr eilten, um zu helfen, waren stets mit Aufträgen versehen und kamen jedesmal mit Einkäufen beladen. Viele, welche die Schwester Augustine innig verehrten, und Jahre lang vergebens nachgedacht, womit sie der Selbstlosen eine Freude bereiten könnten, wußten sich jetzt zu rathen. Keine größere

Freude für sie, als ihre Verwundeten erfreuen, Ihnen Gaben bereiten und mitbringen; das geschah denn nun auch reichlich. Bei den Katholiken merkte sie sich den Namenstag und bei den Protestanten den Geburtstag. Da war denn bald ein Geburtstag zu feiern, bald ein Namenstag, und nicht selten sah man den Gefeierten erstaunt, indem daheim der Arme kaum je seinen Tag als ein Fest betrachtet oder erlebt hatte. „Und in solcher Art", so erzählte eine der mitwirkenden Damen, „wußte die Mutter die Feier zu veranstalten, daß die armen Verwundeten uns oft versicherten, sie hätten diesen Tag noch nie in ihrem Leben so froh gefeiert, trotz der traurigen Lage, in welcher sie sich befänden, und daß sie dies auch niemals vergessen würden."

Wenn der Himmel heiter war, sah man Wagen vor dem Johannes-Hospitale halten. Die Mutter hatte sie bestellt. Sie ließ nämlich die Genesenden nach allen Richtungen hin um die Stadt und nach den nächsten Ortschaften Spazierfahrten machen, „damit sie die schöne Umgegend kennen lernten", indem sie natürlich im Stillen auch hoffte, daß in der reinen Luft ihre Genesung gefördert werde.

Im Hause und im Garten wurden gemeinsame Spiele getrieben; gegen Abend, — an den warmen Sommerabenden, — führte sie alle, die im Freien sein durften, in den Garten. Dann wußte sie die musikalischen Kräfte zu vereinigen zu förmlichen Concerten, so daß die zufällig Vorübergehenden sich so-

wohl an der Musik als an dem Frohsinn und an der Heiterkeit der Soldaten erfreuten.

So oft der Telegraph aus Frankreich einen Sieg meldete, veranstaltete sie für die Verwundeten ein Siegesfest. Dann wurden Musikstücke aufgeführt und mit Hülfe der an der Pflege (zur Nachtzeit) betheiligten Gymnasiasten theatralische Vorstellungen gegeben, und alle Schwestern und Pflegerinnen mußten als Zuschauerinnen herbei, was den spielenden Soldaten die Freude reichlich mehrte. Sie wurden beschenkt und bewirthet, und zuletzt erklangen zur besonderen Freude der Oberin, — „der Mutter" —, patriotische Lieder: „Die Wacht am Rhein", „Ich bin ein Preuße" &c.

Während die Verwundeten voll der rührendsten Dankbarkeit waren, und auch draußen Viele die erfinderische Liebe der Oberin bewunderten, kamen doch „fromme" Stimmen ihr zu Ohren, die sie tadelten: „der laute Ausdruck der Freude sei nicht passend an solcher Stätte (in der Gegenwart ehrwürdiger Klosterfrauen) und zu so trauriger Zeit" (der deutschen Siege). Sie antwortete „den zornigen Heiligen" ohne Umschweife: „es ist hier kein Kloster, sondern ein Hospital, ein Lazareth, und Heiterkeit und Frohsinn sind auch Arznei für die Kranken und Verwundeten; diese letzteren haben durch ihren Muth und ihre Tapferkeit zu einem der glorreichen Siege mitgeholfen; sie haben ein Recht, bei jeder neuen Siegesnachricht sich mit zu freuen und mit zu jauchzen."

Und so fuhr sie fort, die „frommen Ohren" zu verletzen und Gottes Willen zu thun.

Zur Einrichtung des Lazareths an der Höhe hatte sie wesentlich mitgewirkt und mitgesorgt, daß die Pflege dort ebenfalls ihren Mitschwestern übertragen wurde. Auch während der Pflegezeit erstreckte sich ihre liebevolle Sorge über das Johannes-Hospital hinaus auf andere, in der Nähe liegende Lazarethe, denen sie von ihrem Reichthum mittheilte: Lazarethgegenstände, Wagen zu Spazierfahrten, helfende Hände, da bei ihr an Allem Ueberfluß war.

So fand man sie auch das dritte Mal, obgleich es mit ihren körperlichen Kräften scharf bergab ging, standhaft auf der Höhe der christlichen Liebesthaten.

15.

Ein Krieg anderer Art stand ihr noch bevor.

Als das Kriegsgeräusch verstummt war und der Schmerzenslaut der Verwundeten, die entweder in den ewigen Frieden eingegangen oder genesen waren, verhallt, — mußte die Schwester Augustine sich gestehen: „ein viertes Mal ginge es nicht mehr; wenn ich Gottes Ruf wieder höre, so ruft Er mich in's

Jenseits.". Sie durfte mit Ruhe, ja sie konnte mit freudiger Sehnsucht auf diesen Ruf zur Krone der Gerechtigkeit harren. Unterdessen hatte sie sich hier in weiten Kreisen einen solchen Grad der Verehrung erworben, daß er kaum der Steigerung fähig schien. Wäre sie nun gestorben, so würde die Stadt Bonn einen Begräbnißzug gesehen haben, wie er dort seit Menschengedenken nicht mehr stattgefunden. Denn jeder Stand und jede Confession hätte es für eine Pflicht erachtet, ihr die letzte Ehre zu erweisen. Aber der Kelch ihrer Leiden war noch nicht geleert, die Prüfung ihrer Gottesliebe noch nicht erschöpft und ihre sittliche Kraft noch nicht genug bewunderswerth erschienen.

Es war in der alten Kirche den Besten zur Ueberzeugung geworden, daß das Martyrium (das Bezeugen der Wahrheit bis auf's Blut) eine Krone und das standhafte Bekenntniß unter Schmach und Verfolgung eine Ehre sei, die den Auserwählten zu Theil werde. Ein reiches Leben der Liebe und Gottseligkeit schien herrlicher nicht beschlossen werden zu können, als mit solcher Krone und Ehre. Schon Polycarp nannte die Bekenner „die Abbilder (nach dem Urbilde) der wahren Liebe" und die Zeichen der Verfolgung an ihnen, die den Heiligen wohl anstehenden Fesseln (nur den Verbrechern sind sie zur Schande) „Diademe der wahrhaft von Gott und dem Herrn Auserwählten" (Ad. Phil. 1). „Wenn die Verfolgung ausbricht", schrieb der h.

Cyprian der Gemeinde zu Thibaris, „dann thun sich die Himmel auf, dann bewähren die Streiter Gottes ihren Muth, dann senken sich die Kronen der Herrlichkeit auf ihre Häupter nieder." Aber freilich meinte er nur die Verfolgung, welche die Christen um des Namens Jesu und der von dem Herrn und seinen Aposteln verkündeten und bezeugten ewigen Wahrheit willen erdulden.

Es war ein Gedanke, welcher das ganze Leben der Schwester Augustine beherrschte, daß Gott seine Ehre keinem Andern geben könne, daß die Anbetung Ihm allein gebühre und daß sie „im Geiste und in der Wahrheit" geschehen müsse. Wie sie die Vollkommenheit der einzelnen Christen nach dem Maße ihrer Nächstenliebe beurtheilte, so schätzte sie die Kirche nach der Reinheit des Zeugnisses für den Herrn und seine Wahrheit. Alles, was davon ablenkte, flößte ihr Besorgniß ein und erweckte ihre Abneigung. Es war ihr ebenso gewiß, daß das Erkennungszeichen der wahren Jüngerschaft Jesu die Nächstenliebe sei (Joh. 13, 35), als daß die Jünger des Herrn nur „in der Wahrheit", welche ist das Wort Gottes, geheiligt werden können (Joh. 17, 17). Daß aber das Licht und Feuer der Wahrheit und Liebe in der Kirche durch den heiligen Geist bewahrt und genährt werde, daran glaubte sie so fest, wie an die Wahrhaftigkeit Gottes. Doch ebenso unerschütterlich war auch ihr Glaube, daß der heilige Geist vom Vater durch den Sohn der Kirche ge=

schenkt worden und unausgesetzt gesandt werde, und zwar durch den bis an's Ende der Welt bei der Kirche, wenn auch unsichtbar, doch wesenhaft bleibenden Sohn, und nicht durch einen Menschen, den er der Kirche vorgesetzt.

Bei der Schärfe und Klarheit ihres Geistes erkannte sie bald, daß die seit dem Jahre 1850 immer deutlicher hervortretende und auch von den deutschen Staatsregierungen eifrig unterstützte centralistische Bewegung innerhalb der römisch-katholischen Kirche, welche auf die sogenannte Dogmatisirung der kirchlichen Allgewalt und Unfehlbarkeit des Bischofs von Rom hinauslief, mit dem Inhalt ihres Glaubens und dadurch mit ihrem Gewissen in unlöslichen Widerspruch gerathen werde, wenn Gott nicht in seiner Gnade erleuchtete Bischöfe als Retter sende, die der verderblichen Bewegung Einhalt geböten. Daher versetzte die Bischofswahl zu Köln um die Mitte der sechsziger Jahre sie schon in die lebhafteste Erregung. Sie theilte Furcht und Hoffnung der besten Geistlichen, um schließlich in trübe Resignation überzugehen. Sie war bereits so überzeugt, daß die römische Curie nur knechtische Naturen für die Bischofs-Sitze aussuche und bestätige, daß sie aus Anlaß der bekannten Aeußerung des Papstes, er werde den Abt Haneberg nie zum Bischofe machen, die Nichtbestätigung als eine Ehre für den Nichtbestätigten erachtete.

Doch erwartete sie von Haneberg kein Heil für die Sache; sie traute ihm nicht die sittliche Charak-

terstärke zu, um sich von der mönchischen Gehorsams-theorie frei zu machen und dem Geiste Jesu Christi gegen die römische Vergewaltigung zu dienen. Daß die Hoffnungen, welche sich aus einer Wahl Haneberg's zum Erzbischofe von Köln ergeben würden, „erfreuliche" seien, wollte sie nicht gelten lassen; ja, als sie berichtete, sie habe von einem Kölner Domherrn erfahren, es sei wahrscheinlich, daß es zur Erzbischofswahl komme, und noch wahrscheinlicher, daß dann Haneberg gewählt werde, fügte sie hinzu: „also nur traurige Aussichten".

Für den menschenfreundlichen Bischof Pelldram zu Trier hegte sie Sympathie. Sie wußte wohl, daß er weder ungewöhnliche Geistesgröße noch eine Heldennatur besitze, um eine glückliche Wendung in dem Gange der kirchlichen Ereignisse herbeizuführen; aber sie hielt seinen Geist für einen ächt christlichen, sie rühmte die Reinheit seiner Gesinnung, seine Milde, seine Vaterlandsliebe. Durch diese Eigenschaften fand sie ihn ausgezeichnet unter den deutschen Bischöfen. Daher ihre besondere Theilnahme für ihn. Am 26. August 1865 schrieb sie in einem Briefe an Hilgers die folgenden Worte, welche zeigen, daß sie Pelldram als außerhalb der vaticanischen Strömung stehend betrachtete: „Knoodt vertritt Ihre Stelle an den Sonntagen (in der Hospitalkapelle), wofür ich ihm dankbar bin. Er will diesen Herbst noch nach Trier, um dort mal mit dem neuen Bischof sich zu unterhalten, der dort schon von den Bürgern mit Miß-

trauen angesehen wird, weil er aus dem protestantischen Land komme und nicht so katholisch aussehe als sein Vorgänger." Während des Krieges mit Oesterreich 1866 verdarb Pelldram es gründlich mit den „zornigen Heiligen" durch seine unverhohlene Vaterlandsliebe und Anhänglichkeit an das Haus der Hohenzollern. Im Jahre 1867 schrieb die Schwester Augustine, nachdem sie Trier besucht hatte, von Luxemburg aus an Hilgers: „In Trier lag gerade der arme Pelldram im Todeskampfe, umgeben von Denjenigen, die denselben so frühe heraufbeschworen. — Wie wenig man seinen Tod betrauerte, hat mich angeekelt. — Und doch wußten die Armseligen keine gewichtigere Anklage gegen ihn, als daß er zu harmlos Jedem geglaubt und Jedem es zu Dank machen wollte." Hierin war die Schwester Augustine selbst zu unbefangen. Die Anklagen sind allerdings gewichtig. „Er glaubte zu harmlos Jedem": d. h. er hatte keine Praxis in der Moral des h. Alphons von Liguori und des Jesuiten Gury von den inneren Vorbehalten oder Mentalreservationen; „er wollte es Jedem zu Dank machen": d. h. er ließ auch Diejenigen am Leben, welche keinen Eifer für den Jesuitismus zeigten, und redete sogar freundlich mit ihnen, nahm ihnen nicht einmal die Aemter, um sie den Fanatikern auszuhändigen.

Als im Jahre 1854 Pius IX. seiner religiösen Eigenart und schlechten Rathgebern folgend, das neue Dogma von „der unbefleckten Empfängniß" schuf

und, ohne Gott zu fragen, die Entscheidung für Verdammniß oder Seligkeit daran knüpfte, wurde die Schwester Augustine wohl beunruhigt über die Neuerung; indessen sie hoffte mit dem intelligenten Theil des Clerus, daß ein künftiges ökumenisches Concil den trotz der Unfehlbarkeits-Tendenz in der Form der Proclamirung fehlbaren Papst corrigiren werde. Mit denselben Beruhigungsgrund tröstete sie sich bei der Veröffentlichung des Syllabus. Von diesen 80 Verdammungsurtheilen sah sie mehr als ein Dutzend auf ihr Haupt fallen; aber sie fühlte ihr Leben in Christo davon nicht getroffen. Ein Mönch, Bilio, 1864 noch ein ganz dunkler Name, hatte die Welt auf 80 Todsünden (kraft päpstlicher Sprüche) aufmerksam gemacht; aber Alles blieb ruhig: die in ihrer Souverainetät bedrohten Kaiser und Könige, wie die Bischöfe und Priester. Canonisten und Theologen bestritten die Verbindlichkeit des Syllabus, Bischöfe legten ihn „milde" aus und machten aus Finsterniß Licht. Niemand muthete der Schwester Augustine ein neues Bekenntniß zu; ihr Gewissen nöthigte sie zu keinem Proteste!

Anders wurde die Lage, als man in Rom die Fertigstellung des Unfehlbarkeitsdogmas in Angriff nahm. Aus Anlaß des angeblichen Centenariums der Apostel Petrus und Paulus zu Rom hielt Pius IX., umgeben von seinem Hofstaate mit orientalischer Kaiserpracht inmitten von 500 adorirenden Bischöfen am 26. Juni 1867 eine Allocution, in

welcher er die Bemerkung hinwarf, daß ihn der Gedanke, ein ökumenisches Concil zu berufen, beschäftige. In der Antwort der 500 Bischöfe wünschten die maßgebenden Persönlichkeiten der römischen Curie den Glauben an die Unfehlbarkeit des Papstes ausgesprochen zu sehen. Das geschah dem Wortlaute nach nicht; wohl aber so ziemlich dem Sinne nach. Der Stil hätte von byzantinischen Panegyrikern und Hofadulatoren nicht erreicht werden können. Da sie nun vor Freude sich nicht fassen konnten über den Gedanken an ein ökumenisches Concil und denselben für eine göttliche Inspiration erklärten, so sagte Pius IX. in seiner Antwort, ihnen das Wort im Munde wendend, ein ökumenisches Concil, das sie nicht blos für nützlich, sondern für nothwendig erachteten, sei ihre allgemeine Sehnsucht; um diesem gemeinsamen sehnsüchtigen Verlangen entgegenzukommen, verkünde er jetzt schon, daß er demselben entsprechen werde, und zwar am Tage „der unbefleckten Empfängniß". Das Jahr wurde noch nicht bestimmt, der Zweck des Concils in allgemeine Phrasen eingehüllt.

Es war Alles schon vorher eingefädelt; am 6. Juni hatte der Cardinal Caterini 17, zum Theil kleinliche und einfältige Fragen an den gesammten Episcopat gerichtet, in denen man Vorlagen für das Concil suchen sollte und suchte.

Allein es wurden vom Papste noch im Sommer 1867 sieben Specialcommissionen zur Vorbereitung

des Concils mit der Verpflichtung zur strengsten Geheimhaltung der Berathungen und Resultate, auch vor den Bischöfen, die nie eine Mittheilung davon erhielten, eingesetzt, und eine derselben war die theologisch-dogmatische unter dem Vorsitz des Cardinals Bilio, welche sich mit dem eigentlichen Zwecke des Concils, mit den neuen Dogmen von dem Universal-Episcopat und der Unfehlbarkeit des Papstes zu befassen hatte. Da es mit dem „päpstlichen Geheimniß" zu Rom selbst nicht so schlimm gemeint ist, so darf es nicht Wunder nehmen, daß im Spätherbste 1867 die Mitglieder der Curie bis zum jüngsten Streber bereits wußten, daß die dogmatische Commission über die Nothwendigkeit des Dogma's der Unfehlbarkeit einig sei. Ein Jahr später nahm man ein paar harmlose Professoren aus Deutschland in den geheimnißvollen Schooß der Commission auf.

Am 29. Juni 1868 erließ der Papst die feierliche Bulle, durch welche er das Concil auf den 8. December 1869 nach Rom berief. Von da an wurde noch rüstiger gearbeitet, um die künstliche Maschinerie herzustellen, welche unfehlbar die Unfehlbarkeit produciren sollte. Noch lange Zeit blieben die katholischen Massen indifferent dagegen; die Theologen und vor Allen die hochgebildeten Laien in Deutschland waren geneigt, die Sache noch für einen Scherz zu halten; schüchterne diplomatische Wißbegierde wurde von Antonelli vornehm abgewiesen.

Erst als die officielle päpstliche und zugleich jesuitische Presse, die Civiltà catt., im Frühjahr 1869 das Ziel deutlich kennzeichnete und durch ihre Aeußerungen über die Bulle Unam Sanctam, die durch das Concil zur unabänderlichen Grundlage für das Verhältniß von Kirche und Staat werden würde, die Staatsregierungen aufschreckte, gelang es einem Diplomaten, dem Staatssecretär Antonelli das Geständniß abzunöthigen, daß bei der Curie allerdings die Absicht bestehe, die Unfehlbarkeit des Papstes auf dem nächsten Concil proclamiren zu lassen. Daran anknüpfend machte ein Artikel in der Augsb. Allg. Ztg. vom 20. Mai („Aussichten vom Concil") auf die Gefahren aufmerksam, dem weitere bedeutsame Artikel (11., 20., 21. Juni, 19. August, 25. September und 19. und 20. November) folgten. Rasch entstand eine Concils-Literatur, eh' dasselbe zusammengetreten war. Die Gewissen wurden beunruhigt. Die Civiltà hatte „die guten Katholiken" aufgefordert, ein Gelübde vor Gott abzulegen, die Unfehlbarkeit des Papstes festzuhalten und zu bekennen bis zur Vergießung des Blutes. Anders redete das deutsche Gewissen, dem es mit dem Glauben noch ernst war und dem mit jener frevelhaften Neuerung so recht der Krieg erklärt wurde.

Die Coblenzer Laien-Adresse, die dem Bischof Eberhard von Trier und dem Erzbischof Melchers von Köln überreicht wurde, berührte den Freundeskreis der Schwester Augustine schon ganz nahe; allein

wäre dies auch nicht der Fall gewesen, so wäre es ihr doch klar geworden, daß ein Krieg sich ihr ankündige, aber ganz anderer Art wie die Kriege in Schleswig-Holstein und Böhmen. Aengstlich schaute sie aus nach den Bischöfen und horchte auf ihre Stimme. Da kam die Stimme von Fulda, der Hirtenbrief (6. Septbr. 1869) von neunzehn deutschen Bischöfen! Dieser Hirtenbrief gestand ein, daß auch „warme und treue Glieder der Kirche" beunruhigt seien, suchte die Unruhe zu beschwichtigen und erklärte die Befürchtungen für grundlos, drückte sich dabei aber aus nach Art des delphischen Orakels und hinderte nicht, daß die Verfasser im Innern selbst höchst beunruhigt waren, die Befürchtungen für sehr begründet hielten und in einer flehenden Bittschrift an den heiligen Vater, hingewälzt zu seinen Füßen, inständigst baten, er möge sich doch nicht für unfehlbar erklären lassen, vielmehr die in der Oeffentlichkeit ihm zugeschriebenen Pläne aufgeben.

Zu den warmen und treuen Gliedern der Kirche gehörte gewiß die Schwester Augustine; aber sie wußte, daß die lautere Wärme und Treue nicht von der Doppelzüngigkeit sich nährt und war daher durch eine solche Kundgebung nicht beruhigt. Ihr Gewissen trieb sie an, der Mahnung des Apostels folgend, zu prüfen. Sie las die erwähnten Artikel in der Allg. Ztg., suchte Aufschluß in den Schriftchen von Michelis und Liaño, in welchen sie Trost fand, aber die Hoffnung auf eine günstige Wendung

in Rom hatte sie bereits aufgegeben, wenn sie auch während des Concils noch zuweilen hoffte, — wider Hoffen. Sie hatte die traurige Ueberzeugung gewonnen, daß im Vatican ein unheimlicher Geist sich wirksam erweise, im deutschen Episcopat aber das Salz schal geworden. Unterdessen las sie eifrig „Janus“, Döllinger's „Erwägungen“, „Die Reform der Kirche an Haupt und Gliedern“ (von Gintzel) und alles Wichtige, was um diese Zeit erschien. Ihr Freund Cornelius, mit dem sie eine lebhafte Correspondenz führte, sandte ihr Alles und gab, wo es nöthig war, Erläuterungen.

Das vaticanische Concil wurde nun, wie weltbekannt, in Scene gesetzt, für die Oekumenicität nicht einmal, vor Wissenden, der Schein gewahrt, aber Alles drastisch, ja vollständig dramatisch aufgeführt nach den fünf Akten der Einfangung, der List, der Gewaltthätigkeit, der Usurpation und des Triumphgeschrei's, dem gegenüber bei den Bischöfen der Opposition Kurzsichtigkeit, Unbeholfenheit, Schwäche, Charakterlosigkeit und Flucht zur Geltung kamen. Die Briefe, welche die Schwester Augustine in dieser Zeit schrieb, namentlich an Cornelius (veröffentlicht in den „Erinnerungen an Amalie von Lasaulx“), waren wie ihre Unterhaltungen von Gedankenblitzen durchleuchtet. Hoffnung lag ihr ferne; sie sah düster in die Zukunft und gedachte in großer Sorge dessen, was man, wenn die gewaltige Umwälzung im Vatican vollzogen sei, ihr im Orden für Zumuthungen

stellen werde, deren Erfüllung das Gewissen ihr untersage. Sie fand, daß in Rom die christliche Temperatur unter Null sei, — nicht eine Spur mehr von reinem Christenthum.

Jesuiten-Exercitien, welche sie im Frühjahr 1870 zu Nancy zehn Tage hindurch mit fast hundert Schwestern mitmachen mußte, wurden so ungeschickt geleitet und von der Generaloberin mit so thörichten Ueberraschungen unterstützt, daß sie mit noch größerem Widerwillen gegen das römische Wesen zurückkehrte und um so eifriger die Geschichte des Concils verfolgte.

Nach dem 18. Juli, an welchem die Unfehlbarkeit des Papstes „als göttlich geoffenbartes Dogma" verkündet worden war, wurde die Schwester Augustine von den Sorgen der Lazareth-Einrichtung und der Pflege der Verwundeten ganz erfüllt. Die grausamen Wunden und Verwüstungen des schrecklichen Krieges zogen sie in's tiefste Mitleid; aber tiefer und schmerzlicher empfand sie die durch das aufgezwungene angebliche Dogma der Kirche geschlagene Wunde, die nicht bloß für das äußere Dasein störend wirke, sondern das innerste Leben gefährde. Blutige Thränen glaubte sie vor Schmerz weinen zu müssen; das Ende des so geschaffenen geistigen Elendes werde man wohl nicht erleben.

Als Diejenigen, welche während des Concils der Wahrheit noch Zeugniß gegeben hatten, anfingen, sich zu „unterwerfen", d. h. abzufallen,

weinte sie in der That. Der sogenannte Hirtenbrief der ersten abtrünnigen Bischöfe, die (Ende August 1870) den Gläubigen Frieden entboten, aber Krieg der Wahrheitsliebe und dem Gewissen, warf sie ganz darnieder und verursachte ihr bittere Thränen. Sie verlor alles Vertrauen zu der sittlichen Kraft der Bischöfe; Hefele, der erst am 10. April 1871 fiel, gab sie schon um Weihnachten 1870 so ziemlich auf, und aus Anlaß seines Falles äußerte sie, der Klerus sei mit wenigen Ausnahmen tiefer gesunken als jede andere Classe der menschlichen Gesellschaft. Die zu Tage tretende sittliche Verkommenheit unter den Kirchenfürsten habe sie früher nicht für möglich gehalten.

Ein stummes Bekenntniß dessen, was das Herz verwerfen und verurtheilen muß, galt ihr mit Recht als die Sünde wider den h. Geist. Auch ein stummes Hinnehmen Seitens des Clerus erachtete sie als charakterlos und sündhaft. Sie forderte von demselben die offene Vertheidigung der Wahrheit. Sie war so unsicher geworden in Bezug auf die Treue selbst der Besten unter den Geistlichen, daß sie in Gotteslob und Freuderuf ausbrach, als sie die Nachricht erhielt, daß ihre Bonner Freunde an der Universität suspendirt seien und Standhaftigkeit bewahrten.

Aber gerade diese Suspension schuf Verhältnisse, die Anlaß boten, daß ihrem Walten der Liebe im St. Johannes-Hospital vor der Zeit ein Ziel gesetzt wurde.

16.

Denunciation. Summarisches Verfahren.

Wenn die römische Curie einen Scheiterhaufen errichten will, so liebt sie als Feuerbrand die Denunciation. Die Index-Congregation untersucht grundsätzlich nur denuncirte Bücher; bei der Inquisition gehört die Denunciation zum Wesen des Instituts.

Im Sommer 1871 kam eine Person in das St. Johannes-Hospital, Obdach suchend, die ihrer Unverträglichkeit wegen nirgendwo eine Wohnung mehr haben konnte. Ueberall hatte man ihr bald kündigen müssen, und jetzt war es dahin gekommen, daß Niemand sie aufnahm. Ihr Name ist nicht werth, in dieser Schrift genannt zu werden; die Undankbare mag sie heißen. Die treue Mutter, welche sich Allen verpflichtet glaubte und durch den Geist der Liebe bisher so manchen Dämon in den Herzen unglücklicher Menschen bezwungen hatte, dachte: auch das ist ein Werk der Liebe, — und gewährte ihr gegen geringe Vergütung Wohnung und Kost.

Das Hospital hatte in dieser Art über einige Zimmer zu verfügen. Die also nur von der Liebe Aufgenommene schien auch ruhiger und friedfertiger seit ihrem Einzuge in das Haus des Friedens, nur daß sie zuweilen in die Verwaltung des Hauses hineinreden wollte. Sie war aber nach den Anforderungen — nicht der katholischen Kirche, sondern — des Ultramontanismus sehr fromm. Zu dieser Frömmigkeit gehört wesentlich, daß man „im Dienste der h. Kirche und zur größeren Ehre Gottes" undankbar, unwahrhaftig und angeberisch ist, seinen Nächsten zu beobachten und bei Wort oder That zu fangen sich bemüht. Die Undankbare erfüllte ihre desfallsigen Pflichten mit großem Eifer. Sie beobachtete ihre Wohlthäterin genau, erforschte ihren Umgang, ihre Lectüre, horchte auf ihre Worte und berichtete Alles sorgfältig zunächst an ihren besonderen Seelenführer, dann, — ob durch diesen oder durch einen Dritten oder direct, ist nicht constatirt worden, — nach Trier oder Nancy an das Mutterhaus, natürlich nicht objectiv, nicht wahrheitsgetreu, sondern wie solcher Personen Art ist, vergrößert, verschlimmert, entstellt.

Ein erzbischöflicher Commissar, dessen inquisitorisches Wesen dem reinen, dem Gesetze des ungeheuchelten Glaubens und der Liebe ganz zugewandten Gemüthe der S. Augustine von jeher zuwider gewesen war, trat mit in die Action. Dieser Mann, von unfeiner Art und schroffer Härte, von geringer scho-

lastisch-theologischer Bildung, — doch im Besitze vieler Kirchenväter, — deutscher Sitte fremd, selbst der deutschen Grammatik nicht besonders mächtig, aber correct römisch, der Nachahmung römischer Weise bis in die kleinsten Aeußerlichkeiten beflissen, zählt wohl zu den wenigen Clerikern in Deutschland, die ehrlich an die päpstliche Unfehlbarkeit glauben, weil dieselbe ihren geistigen Bedürfnissen entspricht. Sein Glaube ist nicht Gefälligkeit gegen die Jesuiten; diesen war er persönlich stets abgeneigt, weil er die ihm anvertrauten Gläubigen lieber selbst überherrscht, als daß er bei der Unterwerfung derselben den Diener Anderer machte.

Schon im Herbste 1870 kam er in's Johannes-Hospital, wo ihm die Oberin eben im Corridor entgegentrat, mit der Meldung, er habe von dem Herrn Erzbischof (Melchers) den Auftrag, ihr zu sagen, daß sie ja nicht einen Geistlichen in der Hospital-Kapelle Messe lesen lassen dürfe, der dazu nicht berechtigt sei. In seiner natürlichen Unart sprach er sofort von „geistlichem Betrug". Die Schwester Augustine behandelte ihn denn auch nach Verdienst, indem sie ihn auf solche Rede nicht in's Empfangzimmer führte, sondern an der Stelle, wo er stand, ihm antwortete: das geschehe ja nie, es würden nur bekannte Geistliche aus Bonn zugelassen. „Eben solche meine er," fuhr er fort, „die jetzt suspendirt seien." „Das weiß ich," erwiederte die Oberin, „sie brauchen deshalb sich nicht zu beunruhigen." Von den Freunden

war damals erst Professor Knoodt suspendirt. Es soll hier aber ausdrücklich bemerkt sein, daß keiner auch der später suspendirten Geistlichen, weder vor noch nach jener erzbischöflichen Weisung, den Versuch gemacht hat, im Hospital Messe zu lesen.

Im Jahre 1871 nun finden wir den erzbischöflichen Commissar mit jener undankbaren Person in Verbindung, welche besonders wichtig für ihn wurde, als die Altkatholiken begannen, die ungerechte Excommunication mit ihren Folgen zurückzuweisen und die geistlichen Functionen zunächst im Nothfalle wieder auszuüben. Obgleich nämlich die Vaticaner gegen den bisherigen einmüthigen katholischen Glauben dem Volke weis machen, die gottesdienstlichen Handlungen excommunicirter Priester seien ungültig und unwirksam, so haben sie doch eine heillose Angst und einen unbegrenzten Respect vor der Kraft derselben. Daher sind sie von einem beispiellosen Eifer, den Altkatholiken alle Cultmittel zu entziehen, bis zum Abschneiden der Glockenseile, wenn die Glocken zu einer gottesdienstlichen Handlung der Altkatholiken einladen sollen, während diese niemals und nirgendwo eine Feier der Unterworfenen zu hindern versuchen, ja täglich versichern, bereitwillig in den Simultangebrauch der Kirchen und Paramente einzugehen.

Da gilt es denn auch als kirchliches Verbrechen, den Altkatholiken liturgische Gewänder, Paramente, sei es öffentlich, sei es heimlich, zugänglich zu machen. Auf diesen Punkt richtete der Commissar nun die

Inquisition gegen die Oberin im St. Johannes-Hospital. Sie, die allen Menschen ohne Unterschied der Confession zu helfen für ihre erste und letzte Pflicht erachtete: sollte sie ihr Herz allein gegen die Altkatholiken verhärten? Beobachten wir sie genau, so dachte der würdige Vaticaner, hier muß das Netz ausgeworfen werden. Hat die Oberin den Altkatholiken liturgische Gewänder geliehen oder gar geschenkt? das war die wichtige Frage. Bejahte man sie, so war alles Verdienst eines langen Lebens der bewunderten barmherzigen Schwester null und nichtig. So fuhr denn jene Undankbare zu der Paramenten-Handlung D. in Köln, um zu erfragen, was in den letzten Jahren dort für das Hospital in Bonn gekauft worden sei. Sie führte unter unschuldigen Vorwänden den Auftrag auf's Beste aus. Darauf nahm der Commissar kraft seiner erzbischöflichen Vollmacht eine Revision der Kirchengeräthe und Paramente vor, und richtig: es fehlte eine schwarze Stola — nach den Angaben der Spionin nämlich. „Ich habe es mir wohl gedacht," bemerkte er darauf mit besonderer Genugthuung, „daß die bei der Beerdigung Baltzers gebrauchten Sachen aus dem Hospital seien." Was er von seinem Standpunkte aus Arges gedacht, war aber falsch. Am 1. October 1871 war der muthige Bekenner, Domcapitular Prof. Dr. Baltzer aus Breslau, nach den ungerechtesten und schwersten Verfolgungen bischöflicherseits im Hause seines Freundes, Prof. Dr. Knoodt in Bonn, gestorben. Dieser

vollzog die Begräbnißfeierlichkeit, wozu ihm nicht die Mutter im Hospital, sondern Prof. Dr. Reusch die ihm gehörige schwarze Stola sammt den übrigen nöthigen Sachen lieh. Wenn aber, abgesehen hiervon, die Oberin hätte liturgische Gewänder in Köln kaufen lassen, nicht für ihre Kapelle, sondern um sie armen Gemeinden, auch Altkatholiken, zu schenken, so wäre die Frage, ob ihr dies erlaubt gewesen. Darauf haben wir die Antwort. Sie war der Ansicht, daß auch in dieser Hinsicht ihrer Wohlthätigkeit Niemand Schranken zu setzen das Recht habe. Was aber die materielle Seite betrifft, so liegt uns ein Brief vom 9. Oct. 1871 vor, in welchem sie erklärt, sie „beziehe auch im Kloster eine kleine Leibrente, welche sie zu guten Zwecken (nur nicht für sich selbst) verwenden dürfe.“ Ueber gute und schlechte Zwecke entschied aber ihr Gewissen. Indessen der Commissar hatte einen Anklagepunkt. Dazu kam die Vermuthung, daß sie zu Gunsten der Unfehlbarkeit der Kirche gegen die Unfehlbarkeit des Papstes die Schwestern einnehme; — die Vermuthung war auch irrig, aber ein zweiter Anklagepunkt war gefunden; — und bald war das Netz der Anschuldigungen fertig. Es wurde ausgeworfen.

Unterdessen verbreitete sich in der Stadt das Gerücht, die gute Mutter im Hospital sei bedenklich erkrankt. Ihre übermäßige Hingebung an die Pflege der Verwundeten während der Kriegsjahre 1864 und 1866 hatte, wie berichtet wurde, ihre Gesundheit er=

schüttert, mit den letzten Kräften hatte sie während des französischen Krieges den Leidenden und Unglücklichen gedient: da sank sie, nachdem sie im Frühjahr von einem heftigen Anfalle sich wider ihr Erwarten noch einmal erholt hatte, im Herbste abermals hin auf's Krankenlager, um als eine Sterbende der Wahrheit, die sie frei und stark gemacht für die größten und schönsten Thaten der Nächstenliebe, ein heldenmüthiges Zeugniß zu geben.

Am 31. October 1871 erhielt sie nämlich Besuch von der Novizenmeisterin aus Trier, was sie nicht befremdete, da sie, wenn auch in unveränderter Heiterkeit, dem Tode mit Bestimmtheit entgegensah. Wer sollte auch Befremdliches darin finden, wenn eine Schwester, die für Tausend gearbeitet und geschaffen, sterbend von einer der ersten Beamtinnen der Congregation besucht wird? S. Augustine freute sich also. Doch im Verlaufe des Gespräches kam die Novizenmeisterin, so wie im Vorbeigehen und beiläufig auf die päpstliche Unfehlbarkeit zu sprechen, und indem sie mit schlauer Berechnung einen vertraulichen Ton annahm, theilte sie mit, man habe nach Nancy berichtet, daß die Oberin im Bonner St. Johannes-Hospital wegen der Unfehlbarkeit des Papstes nicht ganz ruhig sei; die General-Oberin von Nancy glaube aber nichts davon. Freilich sei es ja am Ende nicht ganz unerklärlich, da Einer der suspendirten Professoren gegen zwanzig Jahre im Hospital gepredigt, ein Anderer mehrere Jahre cele-

brirt und ein Dritter viele Jahre Beichtvater gewesen. Aber alle Pädagogik der Novizenmeisterin wurde zu Schanden an dem klaren Auge der einfachen Seele, die jedem Winkelzuge damit ein Ende machte, daß sie fragte, ob das Gespräch eine ernste Bedeutung habe, indem sie etwa im Auftrag handele? Als diese Frage bejaht wurde, und die Novizenmeisterin bekannte, daß sie im Auftrage der General-Oberin von Nancy gekommen sei, erklärte ihr die Mutter: „wenn ich auch keinen jener Herren gekannt hätte, so würde ich doch ebenso entschieden die Unfehlbarkeit des Papstes für unrichtig gehalten haben, wie ich es jetzt thue; ich bin darüber nicht eine Secunde im Unklaren gewesen und bin in diesem Augenblicke, Angesichts des Todes, dabei ruhiger als je."

Auch „die unbefleckte Empfängniß" lag der Novizenmeisterin am Herzen. Die Oberin erklärte freimüthig, daß sie auch diese als Dogma nicht anerkenne. Die Untersuchungsrichterin reiste ab und machte ihren Bericht nach Nancy. Die Schwester Augustine aber war voll Freude im h. Geiste, der sie gelehrt, in einfacher Rede der Wahrheit Zeugniß zu geben.

Eine Woche später kam die General-Oberin von Nancy, begleitet von der Trierer Oberin, ohne vorherige Anmeldung. Die General-Oberin trat zuerst mit derselben hohen Sicherheit auf, wie der unfehlbare Papst, und führte auch dessen lieblose Sprache. Sie stürzte mit dem leidenschaftlichen Ausruf in's

Krankenzimmer: „Unselige Ketzerin!" Aber die General-Oberin kam in eine Lage, in welcher sie während ihres Amtes und wohl auch während ihres Lebens sich noch nicht befunden hatte. Es begegnete ihr nämlich eine andere, mächtigere Hoheit als die der klösterlichen Obrigkeit, jene sittliche Reinheit des Herzens in dem Leben des Glaubens und der Liebe, welche das Zeugniß des guten Gewissens hat und den über alle Leidenschaft der Menschen erhabenen Frieden in der unzerstörbaren Gemeinschaft mit Gott. Der Pfeil prallte ab; sie sah die Schwester Augustine etwa wie jene ungerechten Richter zu Jerusalem den Diacon Stephanus, als sie wider diesen mit den Zähnen knirschten. Obgleich die kranke Schwester eben tief leidend war durch eingetretenes Asthma, so konnte sie doch ihr Bekenntniß schlicht und einfach, aber auch voll Würde wiederholen. Die Oberinnen forderten ihr darauf alle Schlüssel ab, auch den ihrer Briefmappe, um alle ihre Sachen zu durchsuchen. Allein S. Augustine, die das Unwetter hatte kommen sehen, hatte auch Vorsorge getroffen. Sie wußte, daß im Kloster kein Alter, keine Leistung, keine Stellung davor schützt, wenn es die römischen Interessen fordern, wieder einmal als Unmündige oder als Verbrecherin behandelt zu werden. Um nun nicht das Beste und Schönste, was edle Menschen ihr geschrieben hatten, und nur ihr, zu dessen Einsicht Niemand auf Erden sonst, so lange sie lebte, ein Recht besaß, profaniren zu lassen, hatte sie einige Tage, bevor sie

sich auf's Krankenlager legte, Alles verbrannt, auch ihr Tagebuch, einen Brief des Königs an sie und „viele, viele liebe Correspondenzen“. Verloren war es ja doch, wenn es in die Hände der Dienerinnen der römischen Gerechtigkeit fiel. „Das hat mir der h. Geist eingegeben, gerade zur rechten Stunde,“ sagte sie später. Ja, es gelang ihr noch, während die Oberinnen schon im Hause waren, einen Rest, der sich schließlich zusammen gefunden, dem Feuer zu übergeben, so daß die Dienerinnen der Inquisition von all' ihren geistigen Schätzen nichts erreichten. Doch wie müssen wir den Verlust beklagen, vor Allem auch ihres Tagebuches! Nur ein Heft, welches zufällig außerhalb des Hospitals war, ist erhalten worden. Die Oberinnen also fanden nichts. Es wurde versucht, durch Drohungen sie zu schrecken: ob sie denn wisse, daß sie als Oberin abgesetzt, als Schwester aus dem Orden gestoßen werden könne? In vollster Ruhe erwiederte sie: das wisse sie wohl, aber die Verantwortung dafür werde die Oberinnen treffen. Die Sache war beschlossen. Es handelte sich bei diesem peinlichen Processe gegen die Zierde der Schwestern vom h. Carl Borromäus um nichts als um den Glauben an die göttlichen Prärogativen Pius' IX.; die Charitas Christi sollte sich beugen huldigend dem unfehlbaren Pontifex in Rom, — sonst durfte sie nicht mehr arbeiten für die Menschheit, nicht mehr Segen verbreiten, ja auch nicht in wohlverdienter Ruhe und Ehre sterben!

Die angebotene Bedenkzeit nahm die Mutter im St. Johannes-Hospital über eine Lehre nicht an, an deren Unrichtigkeit sie keine Secunde gezweifelt hatte. Sie wurde abgesetzt am 7. November und die neue Oberin sofort nach Bonn berufen.

Schwieriger war die Ausführung der Drohung, sie aus dem Orden auszustoßen. Es spielten sich zwei Tage hindurch unbeschreibliche Scenen ab, so daß der (nicht altkatholische) Hospitalarzt, der Geheimerath Dr. Velten, sich dahin äußerte, daß es gegen menschliche Sitte sei, eine zum Sterben darniederliegende Kranke also zu behandeln.

Wie ein Raubvogel seine Beute an dem Orte, wo er sie ergreift, zwar verwundet, aber nicht vollends erwürgt, sondern erst sie forträgt an eine Stelle, wo keinerlei Hülfe möglich ist, so wollte man die dem Tode entgegenharrende Schwester erst nach Trier schleppen, um dort, im deutschen Mutterhause, wo deutsche Sitte fehlt, die Ausstoßung vorzunehmen. Vielleicht fürchteten die Oberinnen, es könne eine zu große Aufregung in der Bonner Bürgerschaft entstehen, wenn man den Lohn der edelsten barmherzigen Schwester dort sähe, wo eine 22jährige unermüdliche Wirksamkeit die Armen und Kranken der Stadt mit Wohlthaten überhäuft hatte. War doch schon im Hospitale selbst, als die Chère-Mère durch die Schwester Gertrud in den Sälen die Absetzung der „Mutter“ und die Einsetzung der Schwester Emmanuel (Frl. E. v. Biegeleben) hatte verkünden lassen, ein solches Weinen

und Klagen entstanden, daß ihr die Zuversicht sehr geschwunden war.

Die Generaloberin fragte also die Schwester Augustine, ob sie glaube, in kurzen Tagereisen die Fahrt nach Trier anshalten zu können. Sie antwortete: „Ich weiß es nicht, aber thuen Sie mit mir, was Sie wollen; mir ist es gleich, ob ich im Bette oder unterwegs sterbe." Der Arzt hatte schon einige Tage vorher, weil er das schnelle Eintreten des Todes erwartete, dem im Hospital fungirenden Geistlichen gesagt, er möge der Mutter die letzte Oelung spenden. Als er nun von dem Vorhaben der Generaloberin hörte, trat er ihr entgegen mit der Bemerkung, die Kranke sei durchaus nicht transportabel, und als jene meinte, sie müsse trotzdem nach ihrem Gewissen handeln, setzte er sein ärztliches Gewissen ein. Er werde den Transport nicht dulden. Die Generaloberin, welche durch den Erzbischof von Köln und dessen Mittelspersonen aufgestachelt wurde, verlor wieder ganz alle Fassung und sagte heftig zu der Kranken: „Hinaus aus diesem Hause müssen Sie!" Darauf die Schwester: „Gut, setzen Sie mich auf die Straße; es wird sich wohl noch ein Mensch finden, der Erbarmen mit mir hat und mich in sein Haus aufnimmt." Bei alledem bewahrte sie ihren Frieden und damit auch ihren heiteren Sinn, so daß ihr selbst der Humor nicht entging, der darin liegt, daß die christliche Liebe fortan nur noch Gültigkeit und Berechtigung hat unter der Fahne der päpst-

lichen Unfehlbarkeit, nachdem sie 18 Jahrhunderte lang ohne dieselbe als Dogma zu kennen ihres Amtes walten durfte!

Mitten aus diesen grausamen Scenen schrieb sie am 8. November an eine geistvolle Dame, die dem rheinischen Adel angehört, folgende Zeilen:

„Liebe Freundin! Im größten Vertrauen theile ich Ihnen mit, daß vorige Woche die Oberinnen von Nancy und Trier gekommen sind, um ein Glaubensbekenntniß mir abzufordern. Ich habe es abgelegt nach Wahrheit, Pflicht und Gewissen. Gott sei Dank dafür! Nun haben sie gestern mich als Oberin abgesetzt, — eine neue Oberin bereits kommen lassen, die nun hier das Haus regieren wird — ganz unfehlbar! —, während ich als sehr fehlbare Ketzerin verurtheilt hier im Bette liege. Schreiben Sie mir daher nicht mehr, weil mir jetzt alle Briefe erbrochen und zurückgehalten werden, sobald sie nicht heilig sind. Ich meines Theils **freue** mich unendlich, und wenn die schmerzlichste Verfolgung zu erdulden, die ja so Viele getroffen hat. Sagen Sie Niemand von diesen meinen Mittheilungen, behalten Sie mich lieb und beten für mich. Gott sei Dank, darf ich auf einen *baldigen* Tod hoffen.

Mit aller Liebe

Ihre Augustine."

Gleichzeitig schrieb sie einige Worte an ihren früheren Beichtvater mit dem Schlusse:

„Es wird schwerlich auch nur irgend Jemand

zu mir gelassen werden; daher auf ein frohes Wiedersehen dort oben!

Ihre Augustine."

Der Erzbischof von Köln war nämlich in voller Thätigkeit. Er hatte angeordnet, kein Herr dürfe zu ihr kommen, und auch keine Dame, die nicht zuvor ihren Glauben an die päpstliche Unfehlbarkeit bekannt habe! Das war das neue Mittel, den der römischen Curie für ihre Zwecke unentbehrlich gewordenen Unfehlbarkeitsglauben zu erzeugen: Absperrung und Isolirung! Absolute Unmündigkeitserklärung der Gläubigen!

Unterdessen war ihr weiter Freundeskreis in Mitleidenschaft gezogen; die größte und herzlichste Theilnahme gab sich kund, Jeder sann auf Milderung ihres Looses oder auf Rettung aus den lieblosen und undankbaren Armen der sogenannten Chère Mère. Doch wir wollen diese nicht richten; sie handelte ja auch nur als Unterworfene, sklavisch die Befehle der Hierarchie vollziehend. Eine treue Freundin meinte, es könne der Einfluß Ihrer Majestät der Kaiserin angerufen werden, und so schrieb sie nach Koblenz an die Allerhöchste Adresse, die so sehr der Kaiserlichen Huld sich erfreuende Oberin des St. Johannes-Hospitals „liege todtkrank darnieder und ihre letzten Stunden würden ihr durch rücksichtslose Behandlung von Seiten ihrer Ordensvorgesetzten in trauriger Weise verbittert, was der Hausarzt, Herr Geh. Rath Dr. Velten, bestätigen könne." Einer ihrer

ältesten und liebsten Freunde fand noch Gelegenheit, ihr brieflich den Rath zu ertheilen, das Hospital unter diesen Umständen freiwillig zu verlassen und in dem Hause Eines ihrer Bonner Bekannten den Tod zu erwarten. Das wollte sie nicht: „Nur wenn man mich förmlich aus dem Orden ausstößt", sagte sie, „nur dann werde ich das Hospital verlassen und wohl zu Frl. v. D. ziehen." Das aber in Bonn zu thun, dazu hatten die Oberinnen, wie bereits hervorgehoben wurde, keinen Muth.

Erst am Abende des 8. erhielten in Bonn lebende Verwandte der Schwester Augustine Kunde von den seltsamen Vorgängen. Eine Tochter des Hauses wurde aber an diesem Abende von der Generaloberin noch nicht zu ihrer Cousine gelassen, sondern erst am andern Morgen. Auch diese Verwandten boten ihr ein freundliches Asyl in ihrem Hause an, was sie ebenfalls vorläufig dankend ablehnte.

Am 9. November machte der erwähnte Hospitalarzt der Generaloberin wieder ernste Vorstellungen; desgleichen ein anwesender Verwandter der S. Augustine. Dieser letztere, obgleich selbst nicht in Opposition gegen die Unfehlbarkeit, verlor die Geduld, sprach lauten Tadel aus und äußerte unter Andern, er werde die Hülfe des Oberprocurators in Anspruch nehmen. Das scheint die Generaloberin dahin verstanden zu haben, er wolle gegen sie einen Haftbefehl erwirken, was in Deutschland eine Französin, deren Haupt gewiß noch erfüllt war von den grau-

sigen Märchen über die Deutschen aus der Kriegszeit, gar sehr erschrecken mußte. Eilig vertraute sie den Austrag der Sache der Oberin von Trier an und — reiste ab.

Seit dem 10. November durfte die Schwester Augustine dann wieder ohne besondere Schwierigkeiten Besuche ihrer Freundinnen und Verwandten annehmen. Der Befehl aber, daß sie das Haus in dem todkranken Zustande verlassen müsse, blieb noch bestehen.

Die Trierer Oberin, welche den Weg einer milderen Behandlung einschlug, veranstaltete nunmehr am 11. November einen Bekehrungsversuch durch einen von Haus aus harmlosen, nicht unbegabten Geistlichen (W.), der, kränklich und etwas menschenscheu, sich eine gewisse Freiheit der Lektüre bewahrt, daher mehr unterrichtet war als der gewöhnliche Kaplan und Pfarrer, und die bessere sittliche Natur nicht eingebüßt hatte. Er erfüllte den Auftrag mit Anstand; aber früheren Umgangs eingedenk und in freisinnigen Erinnerungen suchte er bei Aufopferung des Intellects das Gewissen zu retten durch Abschwächung sowohl in der Beweisführung als in der Auffassung der vaticanischen Decrete. Der 2stündige Versuch, die Entschiedene auf die Halbheit herabzuziehen, scheiterte, wenn auch die Schwester Augustine nachträglich über einige der Feßler-Hefele'schen Auslegungs-Kunstgriffe und über die Aussichten auf „Milderungen" der schroffen Decrete durch das fortgesetzte (!)

Concil sich neue Belehrungen zu verschaffen dadurch veranlaßt wurde.

Der Befehl, daß sie das Bonner Hospital verlasse, wurde gegen den fortwährenden Protest des Arztes aufrecht erhalten. Im Gefühl des Unvermögens für die Reise schwankte die arme Schwester am 13., ob sie nicht doch ihrer Pflicht folge, wenn sie sich in das Haus des Frl. v. D. bringen ließe, was, wie es scheint, auch geschehen wäre, wenn man sie aus dem Orden ausgestoßen hätte. Doch sie entschloß sich wieder, nicht freiwillig das Haus des Ordens zu verlassen. Endlich, der Nothwendigkeit weichend, machte sie den Vorschlag, man möge sie nicht nach Trier, sondern nach dem Hospital der Barmherzigen Schwestern zu Vallendar (bei Neuwied), mit deren Oberin Hedwig sie in gutem Einvernehmen stand, bringen lassen, wenn der Arzt dies gestatte. Dieser erlaubte es mit schwerem Herrzen. Es geschah am 14. November. Das ganze Hauspersonal, die Schwestern und die Kranken, alle weinten sie in bitterer Betrübniß, als sie erfuhren, daß die gute Mutter, die so manchem Sterbenden die letzten Tage und Stunden erleichtert, selber dem Tode nahe, durch harten Befehl weggeschafft worden von der Stätte ihrer Liebesthaten, — weil sie Gott gab was Gottes ist, und für Christus nicht den Papst eintauschen wollte.

Der Hospitalarzt, der seit dem Beginn der Anstalt 1849 in gewissenhafter Treue dem Hause gedient, legte sofort sein Amt nieder, dort, wo sein

ärztliches Gewissen verachtet und Menschenliebe mit Grausamkeit belohnt wurde. Ihn hatte 6 Jahre vorher der Präsident des Curatoriums, der Geheime Justizrath Professor Dr. Walter in seinem Buche „Aus meinem Leben" (S. 164—165) gerühmt, daß er „in völliger Uneigennützigkeit" als Arzt für die inneren Krankheiten „in täglichen angestrengten Bemühungen zur Linderung menschlicher Leiden dem Hospital das wirksamste Almosen darbringe" und „dadurch ein Verdienst mehr denjenigen hinzufüge, wodurch er in der Liebe und Hochachtung seiner Mitbürger hervorrage." Und dies Lob war wohlverdient.

Das Curatorium des St. Johannes-Hospitals und die Bonner Bürgerschaft rührten sich nicht. Der hochbetagte und fast erblindete Präsident des Curatoriums aber, offenbar durch falsche Angaben der Oberinnen von Trier und Nancy selbst irregeleitet, zeigte diesem an, S. Augustine sei wegen ihrer Kränklichkeit (!) durch eine andere Oberin ersetzt worden! —

17.

Eindrücke und Stimmungen in der Außenwelt.



Wie ungewöhnlich auch die Bescheidenheit der Schwester Augustine war; wie sehr sie es mied, persönliche Angelegenheiten vor die Oeffentlichkeit gelangen zu lassen, so stand es diesmal doch nicht in ihrer Macht, die Vorgänge vom 7. bis zum 14. November 1871 im Bonner St. Johannes-Hospital geheim zu halten. Auch war die Sache, um derentwillen sie litt, schon eine Angelegenheit der ganzen Christenheit geworden. Die gesammte Presse nahm davon Kenntniß, und vielfach mit Erstaunen. Ein von Bonn datirter Artikel der „Köln. Ztg." machte die Runde, welcher mit dem Satze begann: „Es erregt hier großes Aufsehen, daß die Oberin der barmherzigen Schwestern im hiesigen Johannes-Hospital, eine Schwester des verstorbenen Münchener Professors E. von Lasaulx, eine in den weitesten Kreisen hochgeachtete, geistvolle und thätige Dame, plötzlich ihres Amtes entsetzt ist." Als Motiv dieser Absetzung wurde in dem Artikel ganz richtig „die unglückliche

Infallibilitäts-Angelegenheit" bezeichnet. Die vaticanische Presse war offenbar in großer Verlegenheit. Die „Köln. Volksztg." meinte mit einer gewissen Schüchternheit, es sei doch natürlich, daß man der Schwester Augustine die Leitung eines Klosters (bezw. Hospitals) nicht habe lassen können, nachdem sie sich in Widerspruch mit dem Glauben ihrer Kirche (!) gesetzt habe. Es klang aber trotzdem selbst ultramontanen Ohren so unnatürlich, daß ein gut päpstlicher H. v. Z. über die Zeitungsnachrichten in Betreff der Absetzung wegen des Nichtglaubens an die Unfehlbarkeit in solche Aufregung gerieth, daß derselbe am 14. November an eine dem heiligen Vater heute noch unterworfene Familie in Coblenz folgenden Brief schreiben konnte:

„Das ist eine elende infame Lüge von Seiten des Correspondenten, der diese Insinuation einer so ehrwürdigen Schwester zum großen Gaudium des gemeinen Janhagels von München und des darmstädtischen Protestanten-Vereins in das lesende Publikum brachte. Schwester Augustine ist einzig und allein, und das kann ich auf mein Ehrenwort bestätigen, auf ihren eigenen Wunsch ersetzt worden, weil, fortwährend leidend, sie nicht mehr als Oberin ihrem Dienste bevorstehen kann" 2c. 2c.

Dies Ehrenwort konnte die Sache freilich nicht ungeschehen machen; es war bloß gut gemeint; der brave alte Herr war eben nicht recht unterrichtet.

Der Schwester waren die Erörterungen in den

Zeitungen unlieb. Sie schrieb am 17. November an eine Freundin:

„Gestern Abend brachte die Trierer Zeitung wieder einen Artikel über mich armen Schlucker, demgemäß ich noch manche derartige Erörterung in der Sache fürchte, die, wenn auch zu meinen Gunsten, doch die ganze männliche und weibliche Clerisei aufstacheln wird, mich zu verfolgen. Bitte, sorge, so Du kannst, durch die Herren (die Bonner Freunde) dafür, daß man mich in der Oeffentlichkeit vergißt und verschweigt, was ja ohnehin nicht mehr zu ändern ist." Damit wollte sie jedoch nicht der Lüge das Feld räumen. Schon am folgenden Tage schrieb sie an dieselbe:

„Zwar hatte ich Dir gestern geschrieben, Du möchtest fernere Zeitungsartikel zu verhindern suchen; allein so eben las S. Gertrud mir eine Entgegnung auf den Bonner Artikel vor, der jedenfalls aus dem trierischen Mutterhaus (der barmherzigen Schwestern) einem dortigen Geistlichen in die Feder dictirt worden ist und so in die trierische Zeitung gekommen ist. Darin hieß es: »Sie wollten meine Vorzüge nicht in Frage stellen; allein man müsse doch zugeben, daß ich als Oberin auch die Genossenschaft, also die Schwestern, zu leiten habe. Nun könne ich, weil nicht mit der Kirche mich in Einklang fühlend, doch auch wohl die Schwestern nur mißleiten und auf meinen Standpunkt zu versetzen suchen, — müsse somit meine Strafe hinnehmen u. s. w.« Mit dieser Aussage haben sie

in Trier nun selbst einmal gezeigt, daß sie dem Curatorium die Unwahrheit gesagt und dieses dieselbe nachgesprochen mit der Behauptung, daß ich wegen Kränklichkeit abgesetzt worden sei, — dann aber auch bewiesen, daß sie keine Ahnung mehr von Recht und Gerechtigkeit besitzen. Wenn ein armer Handwerker seinen Lehrjungen ohne Weiteres vor die Thür auf die Straße wirft, weil er es für wahrscheinlich hält, daß derselbe das Kind seines Meisters hat fallen und somit Schaden nehmen lassen, ohne sich erst von der Wahrheit seiner Befürchtung zu überzeugen, so bezeichnet man den Handwerker als ungerecht.

Nun stünde es aber den trierischen und Nancyer Heiligen sehr wohl an, wenn sie diesen niederen Grad von Gerechtigkeit geübt und zuerst mal sich überzeugt hätten, ob auch nur im Entferntesten ihre Befürchtung hinsichtlich der Schwestern in Bonn begründet gewesen. Niemand aber, als gerade sie selbst weiß es besser, daß bei ihrem Abfragen der Schwestern und (beim) Untersuchen im Hause nach jeder Richtung hin sich gerade das Gegentheil herausgestellt hat von dem befürchteten Einfluß. Erst also wurde gestraft und dann untersucht!

Ich meine, wenn auch (nur) mit einigen Worten, es müßte den Vertretern des neuen Katholicismus die Larve abgerissen und ihnen die sauren Früchte der Unwahrheit und Ungerechtigkeit gezeigt werden."

Dies geschieht am gründlichsten hier durch ihre eigenen oben mitgetheilten Worte.

Um dieselbe Zeit wurde dem „Rh. Merk." aus Bonn geschrieben: „Daß ihre Absetzung wegen Nichtanerkennung der päpstlichen Unfehlbarkeit und aus keinem andern Grunde erfolgt sei, wagen selbst die ultramontanen Blätter nicht zu leugnen. Sie suchen hingegen diese, alle besseren Gemüther empörende That nur dadurch zu beschönigen, daß die Dame in ihrer Stellung als Oberin ihren Einfluß auf die übrigen Nonnen in jener Richtung habe geltend machen »können«, und darum ihre Absetzung nöthig geworden sei." — „Von der Mosel" erhielt derselbe einen ergreifenden Artikel, datirt vom Tage der h. Elisabeth, mit biographischen Notizen. Derselbe schloß mit den Worten: „Es mag näheren Beobachtern vorbehalten bleiben, den Geist und die Kraft, mit welcher sie im Einzelnen dort (zu Bonn) gewirkt hat, näher darzustellen und zu würdigen, aber auch in weitere Entfernung ist der Ruf ihrer segensvollen hervorragenden Thätigkeit, insbesondere auch des mächtigen Einflusses, den ihre Persönlichkeit auf die Erweckung der religiösen Anschauungen ihrer Pfleglinge aus allen Bildungsstufen ausübte, gedrungen. Es erschüttert, zu sehen, mit welch' verhängnißvoller Eilfertigkeit die in den katholischen Machtsphären herrschende bornirte Einseitigkeit alle Brücken, die vom menschlich-Edlen zum christlich-Erhabenen hinüberführen, einzureißen sich bemüht. Zu dem excom-

municirten Döllinger und dem im Tode geschmähten Montalembert bildet die ihres Amtes entsetzte, krank in's Exil vertriebene barmherzige Schwester eine würdige Ergänzung. Erst wurde die christliche Wissenschaft in dem hervorragendsten Träger geächtet, dann die männlich offene christliche Gesinnung, das im Christenthum geadelte Selbstbewußtsein gehöhnt und nun, als nothwendige Consequenz, die christliche Selbstverleugnung und Barmherzigkeit vor die Thür gesetzt. Montsalvas, Kirche Gottes, wehe Dir!"

Es wurde auch ausdrücklich anerkannt, daß sie ein die Gegner tief beschämendes „religiöses Feingefühl" gehabt habe, vermöge dessen sie es stets zu vermeiden gewußt, der kirchlichen Streitfragen bei ihren Untergebenen auch nur Erwähnung zu thun. Man kann sich kaum der Ansicht entziehen, daß jene „verhängnißvolle Eilfertigkeit", mit welcher die Absetzung und Verfolgung der Schwester Augustine in Köln und Nancy betrieben und von dort her ausgeführt wurde, für diese reine Seele, welche Alles verlassen, um dem Herrn in seinen leidenden Brüdern und Schwestern vollkommen zu dienen, wie eine göttliche Fügung aufzufassen sei, durch welche ihr die Krone der heldenmüthigen Bekennerinnen dargereicht wurde. Es sollte dieses seltene Leben des Opfermuthes in der Nächstenliebe aus seiner Verborgenheit hervorgezogen und auf den Leuchter gestellt werden. Die Schwester Augustine gehörte von dem Momente jener

empörenden Behandlung Seitens ihrer undankbaren und beschränkten Oberen der Gemeinde, der Kirche als eine Zierde, auf welche sich noch die Augen und Herzen kommender Generationen richten werden.

Solche Gedanken und entsprechende Gefühle bemächtigten sich der Freunde der Dulderin, welche ihren Werth längst kannten. Sie klingen durch in den Briefen an die theure Freundin in dem Herrn, deren viele im Originale uns vorliegen, und sie wurden, wo Freunde einander begegneten, in mannigfachen Formen ausgesprochen. Nur in dem Kreise jener Verehrer, die aus Mangel an Einsicht oder religiöser Kraft sich dem Vaticanismus unterwarfen, ohne die praktischen Folgerungen zu ziehen und ihr Gemüth verderben zu lassen, herrschte eine mehr gedrückte Stimmung, während dieselbe in allen offenen Bekennern der katholischen Wahrheit eine durchaus gehobene war.

Das St. Johannes-Hospital war, wie wir wissen, zwar in seiner inneren Verwaltung den barmherzigen Schwestern anvertraut, aber in seiner Tendenz und Wirksamkeit nicht confessionell. Es war nicht der gewöhnliche sogenannte richtige Takt, den diplomatische Erwägung gibt, sondern die echt katholische allumfassende Liebe, durch welche die Oberin jener Tendenz genug gethan und die Verehrung aller Confessionen gewonnen hatte*). Diese allgemeine Ver-

*) Der gegenwärtigen Oberin gelingt dieses nicht in dem

ehrung wurde durch jene grausame vaticanische Procedur selbstverständlich nicht gemindert, sondern gesteigert.

Es gibt Regionen innerhalb der Christenheit, in welchen der Vaticanismus mit allen seinen Diffamationsmitteln Dankbarkeit und Liebe nicht auszutilgen vermag, und in allen diesen, wohin immer der Ruf der Schwester Augustine gedrungen, blieb ihr Bild ungetrübt und die Begeisterung für sie rein und groß.

Sie hatte die Thränen der Armen gesehen, als sie das Hospital zu Bonn verließ; nach ihrem Verbannungsorte folgte ihr auch die Huld und Theilnahme Ihrer Majestät der Kaiserin und Königin Augusta, welche Allerhöchstihre Palastdame, die Gräfin Adelaide von Hacke, und Allerhöchstihren Leibarzt, den Geheimen Sanitätsrath Dr Velten, Bruder des erwähnten Bonner Hospitalarztes, veranlaßte, persönlich in Vallendar sich von der Lage und dem Befinden der Schwester zu überzeugen und ihr Grüße zu bringen. Wenn ein Berliner Blatt diese Thatsache zur Zeit in Abrede gestellt hat, so sind wir in der Lage, sie in jeder Beziehung aufrecht zu erhalten. Es war dieser Erweis der Huld für Ihre

---

selben Maße. Im Januar 1878 wurde eine vornehme protestantische sterbende Dame unter so auffallenden Umständen „bekehrt“, daß der Geheimerath Professor Dr. Busch nur nach der bündigsten Erklärung des Curatoriums, daß dergleichen Dinge für die Zukunft vermieden werden sollten, sich entschließen konnte, als Hospitalarzt weiter zu fungiren.

Majestät die Kaiserin und Königin nicht minder ehrend wie für die edle Bekennerin. Es war ja doch von je her die Königliche Sympathie den barmherzigen Schwestern gegenüber nichts Anderes als das christliche Mitempfinden der katholischen Liebeskraft in der Genossenschaft, nicht aber eine Anerkennung des hinterher sich einschleichenden Ultramontanismus — dieses Krebsschadens an dem Christenthum und an der Menschheit. Der Secretär Ihrer Majestät der Kaiserin und Königin, der tiefernste, classisch fein gebildete Kabinetsrath Johannes Brandis sagte in jenen Tagen einer befreundeten Dame, „wie unzufrieden und betrübt man höhern Orts über das Verfahren mit Fräulein von Lasaulx sich ausgesprochen habe", aber auch, „wie man leider nichts thun könne". Nun, daß selbst der Kaiser in dieser Sache nichts thun könne, wußte die Schwester Augustine sehr wohl, aber das Zeichen der Theilnahme war eine That, die ihr zu Herzen ging und sie freute. Sie kannte auch das Herz der Kaiserin und Königin zu gut, um je den Gedanken an einen Wandel der Gesinnung Ihrer Majestät in sich aufkommen zu lassen; der thatsächliche Erweis der fortdauernden Huld konnte sie nicht überraschen, allein sie freute sich herzlich darüber, wie sie es in uns vorliegenden Briefen und mündlich vor mehreren Freundinnen in erneuter Dankbarkeit geäußert, und so blieb ihr auch dieser Trost bis an's Ende.

Nicht minder folgte ihr ungeschwächt die Liebe

und Verehrung jener edlen protestantischen Familien, welche sie zur Zeit ihrer reichsten Wirksamkeit bewundert und, wo sie konnten, im Liebeswerk unterstützt hatten, aber auch selbst oft Trost bei ihr gefunden. So schrieb ihr die Wittwe eines verstorbenen Freundes, sie möchte es so gern die Oberin merken lassen, wie sie mit ihren innigsten heißen Wünschen Gott bitte, daß Er ihr in all' den schweren dunklen Leidensstunden und Tagen nahe sein und so recht den stillen Frieden und die stille Freude eines Gotteskindes schenken möge; aber wenn sie dann die Feder nehme, um es ihr zu sagen, seien die Worte so sehr arm, das Mitempfinden und Mittragenwollen so sehr gering, daß sie schon manchmal stumm und traurig die Feder wieder hingelegt. Sie habe dann Beruhigung darin gefunden, daß sie beide ja doch vor ihrem treuen Herrn und Heiland sich im Gebete zusammenfänden, der immer helfe und zu Dank und Lob verpflichte, wie es der 34. Psalm so herrlich ausspreche. Und nun wendet sie ebenso sinnreich als von der Liebe geführt diesen Psalm in seinem tröstlichsten Inhalte auf die Lage der Oberin an, die dadurch allerdings wunderbar schön gekennzeichnet wird. Dann schließt sie: „Meine liebe Oberin, wie wird uns sein, wenn wir einst uns wiederfinden vor Unserm Herrn in reiner Liebe, frei von aller Erdennoth in jener Herrlichkeit, die an uns soll offenbar werden! Ich danke Ihnen noch so tausendmal für all' die Liebe, mit der Sie mir und meiner A. oft

so unbeschreiblich wohl gethan! A. grüßt herzinnig und gedenkt mit mir und vielen Menschen hier in Bonn Ihrer in herzlichster Liebe." (17. Dec. 1871.) Solche Sprache einer echten Christin that der Schwester Augustine in der Seele wohl; der Brief war ein Zeugniß dessen, was in tausend Herzen für sie empfunden ward.

Aus einem von alter Zeit her ihr näher stehenden protestantischen Hause erhielt sie ebenfalls einen herzinnigen Brief, der Aufschluß über die Stimmung in weiten Kreisen gibt: „...... O Du theure Liebe, wie mußt Du leiden und kämpfen, ehe Du erlöst wirst! Gott stärke Dich ferner wie bisher und schenke Dir noch manche Lichtblicke und erquickende Stunden! Es beglückt uns, zu hören, daß dann Deine herzgewinnende Freundlichkeit, Dein Humor Dich nicht verläßt, wenn die Schmerzen Dich ein wenig frei lassen. Mein alter lieber Mann hat so ernste Freude von seinem Besuche bei Dir gehabt; die Fahrt hat ihm Gott sei Dank nicht geschadet. Wenn es nach dem Fest Wetter und Befinden nur irgend erlaubt, mache ich mich auf den Weg zu Dir. Du glaubst nicht, wie alles hier nach Dir fragt, wie meine theure Schwägerin in Berlin sich in jedem Brief nach Dir erkundigt. Neulich war Brandis... (folgt dessen oben mitgetheilte Aeußerung). Auch in vielen katholischen Kreisen hier ist der Unwille laut ausgesprochen worden — aber gegen die finstern Mächte ist nichts zu machen. Du hast nicht wollen zu uns

kommen, Dich nicht vom Orden scheiden, möchten sie Dich nur nicht quälen, dort, wo sie Dich so gut erreichen können. Gott sei Dein starker Schild gegen alle Anläufe und wende in Gnaden ab, was Dich beunruhigen kann! Mein Mann und B. grüßen Dich viel tausendmal und ich küsse Deine armen lieben geschwollenen Hände und bitte Dich, denk zuweilen an mich, die Dich hier so schmerzlich entbehrt. Das Haus mag ich gar nicht ansehen, in dem Du nicht mehr segensreich waltest. H. Prof. Hilgers war zweimal hier in seiner milden, feierlichen Haltung, nun sahen wir ihn lange nicht, mein Mann sucht ihn nächstens auf. Grüße S. Gertrud und Deine Freundin." (22. Dec. 71.)

18.

Die Abrechnung.

Wenn die Schwester Augustine nach 22jähriger glänzender Leitung des St. Johannes-Hospitals zur General-Oberin erwählt worden und nach Nancy abgegangen wäre, so würde der Bonner Bürgerschaft keine Klage über den Fortgang der guten Mutter, keine Kundgebung der Dankbarkeit, kein Zeichen der Ehre genügt haben. Nun hatte sie ihre Gesundheit

im Berufe geopfert, und weil sie nicht ihr Gewissen den Interessen des unfehlbar gewordenen Papstes opfern konnte, war sie eine Abgesetzte und Verbannte, von der geistlichen Chère-mère mit Abscheu verstoßen, von den besten der Schwestern mit Scheu als Ketzerin betrachtet: da erinnerten die Katholiken der Stadt Bonn, mit Ausnahme von wenigen der älteren Familien, sich der Dankespflicht nicht mehr.

Mit um so größerer Anerkennung ist deshalb der beigeordnete Bürgermeister der Stadt, Herr Eller zu nennen, der seine Dankbarkeit für die Wohlthat, welche sie der Stadt erwiesen, und seine persönliche Verehrung und Theilnahme durch zweimaligen Besuch in Vallendar kundgab und später auch unter den wenigen Getreuen am Grabe stand. Das Curatorium des St. Johannes-Hospitals blieb bis zum zehnten Tage nach ihrer Uebersiedelung von Bonn nach Vallendar stumm. Die „Köln. Ztg." hatte bemerkt: „In wieweit das Curatorium des Hospitals bei der Entfernung der bisherigen und der Ernennung der neuen Oberin, einer bisher in Trier beschäftigten Ordensschwester (Fräulein v. Biegeleben), betheiligt ist, ist noch nicht bekannt." Das Curatorium hatte auch auf diese Interpellation geschwiegen.

Doch wie unschön und unfaßlich dies Benehmen auch Vielen erschien, so grollte die Schwester Augustine doch Niemandem von den Mitgliedern; aber tief empfand sie die Wandelbarkeit der Gesinnungen der Menschen, indem sie gedachte, wie viel des Lobes

sie von diesen Herren empfangen — bevor der Papst unfehlbar wurde. Sie hielt ein Wort des Abschieds nach dem 22jährigen Bündniß zu den Werken der Liebe für durchaus schicklich und nothwendig. Da entschloß sie sich, weil jene schwiegen, selbst zu reden. Indessen erachtete sie es andererseits auch für angemessen, eine Andeutung zu geben, wie sie das Verhalten der christlichen Mitglieder des Curatoriums beurtheile. Sie richtete nämlich ihr Abschiedswort an das dem jüdischen Bekenntnisse angehörige Mitglied, an den hochgeachteten Kaufmann Katz, welcher der Einzige von dem Curatorium gewesen, der ihr während der letzten schmerzlichen Tage in Bonn persönlich Theilnahme erwiesen hatte. „Es ist weit gekommen", sagte sie, „daß man so handeln muß!"

Unterdessen durfte ein für die ultramontane Presse abgerichteter Studirender der vaticanischen Theologie, ein geborener Bonner, in dem „Westf. Merk." die Verdächtigung aussprechen, die innere Verwaltung des Bonner St. Johannes-Hospitals sei unter der Leitung der S. Augustine derart gewesen, daß die katholischen Bewohner eine gewisse Scheu davor gehabt hätten und lieber in's protestantische Hospital gegangen wären. Wir zollen diesem Hospital gern alle Anerkennung; aber daß die innere Verwaltung in dem ersteren musterhaft war, darüber gab es unter allen Urtheilsfähigen nur eine Stimme. Der nicht altkatholische Vater des vorlauten Studirenden gab seinem unreifen Sohne einen Verweis und ver-

bot ihm jede fernere Correspondenz mit dem „Westf. Merk.". Aber die Verdächtigung war nun in der Welt, und deshalb fragte ein Inserat in der „Bonner Zeitung": „Wird denn das Curatorium auch dazu schweigen?" Zwar brachte nun noch ein anderes gegnerisches Inserat die müßige Frage: „Was berechtigt den Prof. R. das Curatorium für die innere Verwaltung des Hospitals verantwortlich zu machen?" Aber das Curatorium hatte seine Pflicht, dem jugendlichen Ankläger gegenüber für die innere Verwaltung Zeugniß abzulegen, schon anerkannt und, wenn auch nicht öffentlich, so doch in einem amtlichen Schreiben an die ehrwürdige Schwester Augustine erfüllt. Hatte das Curatorium sie bei dem Zeugnisse für die ewige Wahrheit verlassen und kein Wort der Theilnahme für sie gehabt in den grausamen Mißhandlungen, welche die zum Sterben Erkrankte erfuhr, so ist doch dieses Schreiben um so mehr wie eine Sühnung für das Versäumte aufzunehmen, als die Verzögerung durch das hohe Alter und die damals schon fast totale Erblindung des Präsidenten, der sich in dieser seinem Herzen nahe gehenden Angelegenheit nicht vertreten lassen wollte, zum Theil eine Erklärung und Entschuldigung finden kann. Es lautet:

„Geehrte, würdige Schwester!

Das Curatorium des St. Johannes-Hospitals hat während der langen Zeit von 22 Jahren die großen Verdienste kennen und würdigen gelernt,

welche Sie sich um dasselbe durch Ihre Wirksamkeit als Oberin erworben haben. Wenn unsere Anstalt aus kleinen Anfängen zu ihrer jetzigen Blüthe gelangt ist, so verdankt sie dieses großentheils der Kraft und Umsicht, womit Sie die innere Verwaltung geleitet, sowie der aufopfernden Hingebung, welche Sie nach allen Seiten Ihres schweren Berufes bewährt haben. Es ist dem Curatorium Bedürfniß und Pflicht, Ihnen dafür in den wärmsten Worten seinen Dank und seine Anerkennung zu bezeugen, mit der Versicherung, daß die Erinnerung daran immer im dankbaren Andenken unserer Anstalt fortleben wird.

Bonn, 24. November 1871.

Im Namen und Auftrag des Curatoriums:

Walter,

d. Z. Präsident.

Ich wollte mit meinen blinden Augen dieses doch selbst schreiben. Entschuldigen Sie die Fehler.

Walter."

Diese von jeder römischen Parteileidenschaft unberührten Zeilen ehren den greisen Präsidenten, der sie nicht bloß mit der Hand, sondern auch mit dem Herzen schrieb. Es redet daraus der christliche Geist, der in jedem Worte wahr ist, der nicht Freude hat an der Ungerechtigkeit.

Walter hatte offenbar, obgleich er sich dem Vaticanismus unterwarf, dennoch durch die vaticanische Mißhandlung und Ehrenkränkung der edlen Schwester

weder seinen klaren Blick trüben noch sein Gewissen beirren lassen, indem er sein Zeugniß aufrecht erhielt und nur noch mit größerer Wärme wiedergab, welches er schon vorher in dem Buche „Aus meinem Leben“ (S. 164) öffentlich ihr ausgestellt hatte.

Das Curatorium hatte durch obiges Dankschreiben wenigstens bewiesen, daß es unschuldig war an jenem widerwärtigen Ketzergerichte über eine Schwester, die den Vaticanern Mißfallen erregte, weil sie in einem ungewöhnlichen Opferleben der Liebe ihren alten Glauben rein bewahrte — obgleich dasselbe weder in den Tagen der Noth der edlen Dulderin helfend beizustehen noch über die unerhörte peinliche Procedur eine gerechte Mißbilligung kundzugeben verstanden hatte.

Wenn die schimpflich abgesetzte und verstoßene Oberin nun auch Abrechnung hielt in dem Kreise ihrer bisherigen Wirksamkeit, so war damit ihre Sorge und Liebe für das Hospital und ihre Mitschwestern nicht abgeschlossen. Wie fremd ihr auch der Geist war, der mit der neuen Oberin im Hause zur Herrschaft gelangte, so blieb sie darum nicht weniger den Mitschwestern zugethan und suchte sie Gefahren von ihnen abzuwenden. Da sie nun wußte, daß die zur Uebung der Barmherzigkeit schlechthin nothwendige „ungeheuchelte Liebe“ nur „in dem Worte der Wahrheit“ (2. Cor. 6, 6—7) Bestand hat, so sprach sie nach verschiedenen Seiten hin mit großer Energie den Wunsch aus, daß die Schwestern ge-

warnt werden möchten vor der Spionin im eigenen Hause, welche sie selbst an dem Ort, wo sie ihre Kräfte dem Liebeswerk geopfert hatte, nicht ruhig hatte sterben lassen. Denn jene Person, schrieb sie am 23. November aus Vallendar, „war die Spinne im ganzen Gewebe der Anschuldigung, und wird auch ferner gewiß noch auf die Frömmigkeit der Schwestern achtgeben. Gott möge ihr ihre Schlangendienste verzeihen!“ Dann wünscht sie, daß dieser Sachverhalt in der Stadt bekannt und namentlich, daß der Person selbst mitgetheilt werde, man wisse Alles, kenne ihr Schleichwege, damit man sie einschüchtere und ihr die Lust vergehe, „ihr Spionenamt im Hospitale fortzusetzen“. Einzelne Schwestern bat sie besonders zur Vorsicht, auch gegenüber den bekannten Gesinnungsgenossen jener Denunciantin, zu mahnen.

Solche aber, von denen sie befürchtete, daß ihnen Leid widerfahre, umfaßte sie auch aus der Ferne mit wahrhaft mütterlicher Liebe. So schrieb sie in ihrer Herzenssorge einer ihres Schutzes Bedürftigen: „Mit steter Liebe und Sorge gedenke ich Ihrer und meine oft, ich müßte meine Arme schützend über Sie ausbreiten Aber besser, als ich es vermag, thut dies der liebe Heiland. Verbergen Sie Sich oft an Seinem treuen Herzen und gedenken Sie Seiner Zusage: »Siehe, in meine Hände habe ich Dich geschrieben!«“

So wurde noch an mancher Stelle von ihr ein

ein herzliches und frommes Wort gesprochen, um das angefangene Gute zu fördern und zu befestigen. Ganz besonders aber und in rührender Treue gedachte sie der Schwestern im Bonner Hospital, die stets mit unbegrenzter Liebe an ihr gehangen. Diese, im klösterlichen Gehorsam gegen die neue Oberin, konnten natürlich kein letztes Zeichen der Dankbarkeit ihr senden. Sie beschloß also selbst, auch ihnen noch ein liebes Wort zu sagen, setzte sich hin und schrieb einen Abschiedsbrief. Während sie dies that, trat Jemand in's Zimmer, dem sie gleich mittheilte, womit sie sich beschäftige. „Ich mußte", fuhr sie nach einer Weile fort, „auch der neuen Oberin ein Wort schreiben — »Schwester Oberin« sollen die Schwestern sie jetzt nennen, auch eine neue Einrichtung! — ich habe ihr gesagt, daß ich von Herzen wünschte, sie möchte in Bonn einen ebenso frohen und glücklichen Wirkungskreis finden, wie ich ihn während der 22 Jahre gehabt."

„So", — sprach sie dann plötzlich, heiter lächelnd, „jetzt bin ich froh, daß diese Briefe geschrieben sind; nun schreibe ich auch keinen mehr, es macht mich zu schrecklich müde." Die von der Krankheit gefesselten und gelähmten Glieder konnte nur noch die äußerste moralische Anstrengung zu solchem Dienste bewegen. Dennoch sollte jener Brief nicht der letzte sein; wiederholt gab die Liebe ihren Gliedern noch die Kraft zu eigenhändigen Briefen, womit sie erfreute und erbaute.

„Aber während sie jene Briefe in freudiger Pflichterfüllung schrieb“, so erzählte ein Augenzeuge, „sah sie aus wie eine Gesunde; ihre schönen lebendigen Augen blitzten so schelmisch und lieb unter den schwarzen Augenbrauen und langen Wimpern hervor, daß es eine Lust war, hinzuschauen; es war ein so herrlicher Anblick, daß mir ihr theures Bild voll Leben und Liebe noch oftmals also wiederkehrt in die Erinnerung.“

Voll Humor und Wehmuth zugleich war noch folgende Scene der äußeren Abrechnung mit dem Hospital. Der Reisemantel, in welchem sie das St. Johannes-Hospital verlassen, gehörte diesem und mußte zurückgeschickt werden. Schwester Gertrud hatte ihn zusammengefaltet und brachte ihn so, damit die Mutter Augustine sähe, ob er gut gepackt sei, wie sie sagte. Da ward diese bei dem Anblicke des Mantels tief bewegt. Die Wehmuth bekämpfend ohne sie zu verhehlen, kleidete sie ihre Gefühle, da sie denselben, um sich zu erleichtern, einen Ausdruck geben wollte, in eine halb scherzhafte Form, indem sie sagte: „Du alter, treuer Mantel! Schier dreißig Jahre bist Du alt, hast manchen Strauß erlebt! Der“ — fuhr sie fort — „hat Alles mit mir erlebt; er war zweimal mit mir im Krieg; — komm, ich muß Dir noch einen Kuß geben!“ — und sie drückte ihre Lippen tief bewegt auf den Mantel, der so viele Erinnerungen der Thaten ihrer Liebe barg.

19.

In Vallendar.

Doch es ist Zeit, daß wir uns mit dem neuen Aufenthaltsorte näher bekannt machen und sehen, wie sie sich dort einrichtete und wie es ihr zunächst erging.

In Begleitung der beiden Schwestern Gertrud und Vincentia hatte sie am Morgen des 14. November dem St. Johannes-Hospital, ohne Wissen der meisten Bewohner desselben, stiller fast, und weniger bemerkt wie ein entlassener Pflegling, auf immer Lebewohl gesagt. Ob sie noch einmal zurückgeblickt auf die Inschrift: „Der Liebe Kraft schuf dieses Haus"? Es hätte sich ihr wohl die Frage aufgedrängt: „Und welche Macht warf mich hinaus?" Die Fahrt nach der Haltestelle des Trajectzuges — Vallendar liegt auf dem rechten Rheinufer — war für sie unbeschreiblich schmerzlich; zu der Gemüthserschütterung kam die peinliche Beklommenheit, welche das durch die Herzkrankheit erzeugte Wasser ihr verursachte, und so sank sie vom Sitze auf den Boden des Wagens. Am Bahnhofe nahm sie Abschied von der guten

Schwester Vincentia; die getreue Gertrud durfte sie als Pflegerin nach Vallendar begleiten.

Voll Güte nahm die Oberin zu Vallendar — es war um die Mittagszeit — die liebe Kranke auf, über die Vorgänge in Bonn noch wenig unterrichtet; doch wußte sie, wie sehr die Schwester Augustine der Liebe werth war, und demgemäß handelte sie. Die Kranke war, nachdem sie im Aufblicke zu dem Herrn die natürliche Traurigkeit schnell überwunden hatte, glücklich, unter guten Menschen ein freundliches Plätzchen auf der Erde noch gefunden zu haben, wo sie dem Tode getrost entgegensehen konnte. Ihre Stimmung war von vorn herein dieselbe, wie sie noch acht Tage später sie äußerte mit den Worten: „Mir geht es gut hier. Die Oberin und Schwestern schenken mir Liebe und Theilnahme, und werde ich von keiner Seite gedrängt oder gestört, und so hoffe ich ein ruhiges Sterbestündlein zu finden und Sie dort Oben froher wiederzusehen, als ich Sie hier verlassen mußte."

Vallendar am Rheine zwischen Ehrenbreitstein und Neuwied ist ein kleines Städtchen, das sehr betriebsam ist, aber doch einen friedlichen Anblick gewährt. Die dortige Kirche hat J. Cl. v. Lasaulx erbaut. Neben derselben — sie befindet sich, vom Rheine aus gesehen, im Hintergrunde des Städtchens — liegt auf einer Anhöhe das neue Hospital, ein stattliches Gebäude mit zwei Thürmen. Auf einen derselben wurde sie hinaufgeführt, um von dort nicht

mehr herabzusteigen, sondern zur ewigen Ruhe getragen zu werden. Auf hoher Warte sollte sie des Rufes ihres Herrn harren. Das mochte ihr gefallen.

Es war ein sehr einfaches, stilles, einsames Thurmzimmerchen, welches sie nun das Ihre nannte. Der erste Eindruck war nicht gerade gewinnend. Erinnern wir uns der kunstsinnigen Amalie von Lasaulx, welche das Bonner Hospital mit den geringen Mitteln, die für sie dazu verfügbar waren, doch zu einer Art von Kunstkammer umgeschaffen, so daß ihr Blick überall den Schöpfungen der religiösen Kunst begegnete, so mögen wir uns den Eindruck vorstellen, welchen Sie beim Eintritt in das Thurmzimmerchen empfing. Hier eine geschmacklose Abbildung des h. Rockes zu Trier, der weder heilig noch echt war, dort wieder eine und dann ein ganz kleines werthloses Crucifix, an welchem noch eine Abbildung des h. Rockes angebracht war! Das war der Kunstschmuck und das Erbauungsmaterial. Sie war bereit, auch hierin arm zu werden. Aber die Freunde erhielten kaum Kunde hiervon, als sie sich beeiferten, die kunstsinnige Schwester mit dem gewohnten Schmuck zu umgeben. Einer, Cornelius in München, beraubte, im Wetteifer mit seiner edlen Frau, die auch eine ihrer nächsten Freundinnen war, die eigenen Zimmer und schickte ihr sechs eingerahmte Kupferstiche auf einmal, unter welchen sich auch eine Pietà befand, die sie besonders liebte und welcher sie

gleich einen Platz über ihrem Bette anwies. Darunter hing sie ein schönes ausdrucksvolles Crucifix, — das Kreuz von schwarzem Holz und der Crucifixus in Elfenbeinmasse —, das Geschenk einer Bonner Freundin (Frl. D.). Bald waren alle Plätzchen würdig ausgefüllt. Sie war erfreut und gerührt. Sie dankte in ihrer einfachen und seelenvollen Weise nach allen Seiten. Als Beispiel möge hier ein Briefchen an Professor Knoodt in Bonn stehen, der ihr ein frommes Bild von Overbeck geschickt hatte — Maria und Elisabeth, Jesus und Johannes, — das einen ungemein friedlichen und milden Anblick gewährte. Sie schrieb:

„Treuer, guter Freund!

Als einen solchen haben Sie Sich stets gezeigt in guten wie in schlimmen Tagen, — haben mir daher durch Andere wiederholt Ihre Theilnahme ausgesprochen, nachdem die Stürme der letzten Zeit mich so unerwartet in Bonn aus Haus und Hof vertrieben. Aber hier zu meinem einsamen stillen Thurmzimmerchen folgen Sie mir (auch selbst) in Gedanken und mit dem Vorhaben, dem armen Flüchtling dort eine Freude zu bereiten durch die Uebersendung des so schönen herrlichen Bildes. Nehmen Sie meinen herzlichen Dank sowohl dafür hin, wie die Versicherung, daß Sie Ihren edlen Zweck im hohen Grade erreicht haben. Wie oft blicke ich von meinem Schmerzenslager zu dem Bilde auf, bittend und flehend um das, was uns Noth thut.

Der Geist, welcher aus solchen Bildern spricht, — welches gräßliche Gericht spricht er aus über das neue Christenthum, das nur zu verdammen, aber nicht zu segnen weiß!

Adieu! — auf Wiedersehen darf ich wohl nicht sagen, da es uns wohl dort oben erst werden wird, — aber auch darauf dürfen wir Verfolgte uns freuen.

Mit herzlichem Gruße von Ihrer dankbaren

S. Augustine.

Bonn (verschrieben, statt Vallendar), d. 5. December (71)."

Das Thurmzimmerchen war sehr einfach meublirt: ein Bett, eine Commode, ein Tisch und ein paar Stühle — einen Krankensessel hatte ihr dazu Fr. S. aus Bonn geschickt. Es hatte zwei Fenster, — seltsam! — das eine gewährte ihr den Blick auf Coblenz, ihren Geburtsort, und das andere über den Rhein hin auf Weißenthurm, d. h. auf die Grabesstätte ihrer Eltern und eines ihrer Brüder, welche auch ihre Hülle bald aufnehmen sollte. So hatte sie gleichsam Wiege und Grab beständig vor Augen.

An dem Fenster, welches den Ausblick nach Coblenz hatte, waren Blumen aufgestellt, die sie immer in einem schönen Verhältniß zu einander haben wollte. Da sie nun an diesem Fenster täglich auch die Vögel füttern ließ, — was ihr große Freude machte, — so waren die Blumen zuweilen verstellt. Sobald sie dieses merkte, rief sie der Schwester Ger=

trud zu: „Trudel, stellen Sie geschwind die schöne Ordnung wieder her", indem sie auch wohl scherzend hinzufügte: „Sehen Sie? Sie haben keinen Sinn für Symmetrie!"

Wenn sie in ihrem Krankensessel sitzen konnte, dann saß sie an diesem Fenster, welches auch den schönsten und weitesten Blick auf den Rhein darbot. Da mögen denn wohl die Bilder der Jugend, ersehnte Gestalten, wehmutherweckend, oft vor ihrer lebendigen Seele vorübergezogen sein.

Von dem Hauspersonal sah sie regelmäßig nur die mit ihr nach Vallendar gezogene Schwester Gertrud und die Oberin des Hauses; doch kamen auch wohl die übrigen Schwestern theilnehmend zu ihr. Wenn ihr in Vallendar noch Hartes widerfuhr, so war es nicht die Schuld des Hauses, sondern Befehl und Zudringlichkeit von Außen.

Wir wollen annehmen, daß die Oberinnen von Nancy und Trier aus christlichen Regungen zu dem Entschlusse gekommen sind, zu gestatten, daß die Schwester Gertrud sie nach Vallendar begleiten und bis zu ihrer Vollendung pflegen durfte; wie groß aber diese Wohlthat war, mögen Sie kaum geahnt haben. Den schönsten und reichsten Theil ihres Lebens hatten die beiden Schwestern Augustine und Gertrud mit einander in der Arbeit der Liebe zugebracht; diese hatte jene als Oberin eine lange Reihe von Jahren Tag und Nacht walten gesehen, ihre Einsicht und Besonnenheit, ihre rastlose Mühe-

waltung, den Geist und die Kraft und Ausdauer ihrer Liebe bewundert. Sie waren einander im ungetrübtesten Zusammenleben herzlich zugeneigt, und die Schwester hing an ihrer Oberin mit unbegrenzter Verehrung. Wenn im Bonner Hospital die Schwester Gertrud, groß von Gestalt, zuweilen etwas gebeugt von der Last der Liebesmühen, immer ein Bild der Güte, auf ihren Wanderungen durch's Haus der Armen und Kranken ihrer Oberin begegnete, war es wohlthuend zu sehen, wie beider Antlitz sich freundlich erheiterte. Die Schwester Gertrud, harmlos wie ein Kind, und treu in Allem, das Wesen des Vaticanischen Streites weder fassend noch in Frage ziehend, folgte der wie eine Mutter geliebten Oberin gern nach Vallendar, und dachte wohl, wenn je ein Scrupel sie angewandelt, der Dienst dankbarer Liebe sei unter allen Umständen Gott angenehm.

Auch die Oberin zu Vallendar, Schwester Hedwig, eine Christin ohne Falsch und nur den Liebeswerken zugewandt, blieb der Schwester Augustine in aller Treue zugethan, beflissen, ihr das Loos zu erleichtern. Sie führte mit klösterlichem Gewissen ängstlich aus, was ihr von den Oberen ihrer Congregation befohlen wurde; im Uebrigen aber blieb ihr Herz der Schwester und Freundin gegenüber unverdorben und fern von dem vaticanischen Geiste des Hasses.

So war denn, wie es schien, die Möglichkeit

einer ruhigen Sterbestunde für die so hart Geprüfte in Vallendar zu hoffen. Doch sollten ihr neue Kämpfe ebensowenig erspart werden, wie die Tröstungen von ihren Verfolgern gehindert werden konnten.

20.

Entbehrungen. — Versuchungen.

Der erwähnte angemessene Schmuck des Thurmzimmerchens kam erst nach mehreren Wochen, weil Anfangs der Verkehr mit den Freunden, auch der schriftliche, unmöglich war. Die Generaloberin in Verbindung mit dem Erzbischof Melchers hatte eine Art von namentlicher Excommunication über die ihr benannten Freunde verfügt und jede Gemeinschaft verhindert, so weit es in ihren Kräften stand. Es war eine Zeit der Dürre und Oede. Es sollte durch Entziehung aller geistigen Nahrung dem vaticanischen Cadavergehorsam die Stätte bereitet werden. Aber, was es heißt: „Das Reich Gottes ist in euch“, das faßt keine vaticanische Seele. In wessen Geist einmal das Wort Gottes zum Quell des lebendigen Wassers geworden ist, den wird nim=

mermehr dürsten, und mag man ihn noch so lange der Hitze der Entbehrung aussetzen.

Wie die Schwester Augustine dadurch, daß sie die langen Schmerzenstage — ihr körperliches Leiden behielt seine Heftigkeit — wochenlang beim Aufblicke nur einer Abbildung des h. Rockes begegnete, weder ihren Schönheitssinn noch ihr Bedürfniß, an den Schöpfungen der religiösen Kunst sich zu freuen und zu erbauen, einbüßte, so konnte ihr dadurch auch nicht das Wort Gottes verloren gehen, daß ihr eine Zeit lang von Außen nur Papstworte als unfehlbare Kräfte zur Beseligung angepriesen wurden.

Jene zur Zeit erwähnte Aspirantin, an welcher sie in geistiger Hinsicht Mutterstelle zu vertreten versprochen hatte, war nicht barmherzige Schwester geworden und lebte seit Jahren in Ungarn und zeitweise in Wien. Sie telegraphirte nun der „Mutter" in den ersten Tagen theilnehmende Worte. Darauf liegt uns eine Antwort vor, datirt „Vallendar, den 12. December" (71), welche also lautet:

„Dein Telegramm brachte mir den *ersten* frommen Trostesspruch, und zwar aus so weiter Ferne, daß ich kaum begreifen konnte, wie diese Hiobspost so schnell den Weg zu Dir gefunden. Deine treue kindliche Liebe zieht Dich wohl vielfach auf dem Gedankenwege zwischen Ungarn und dem Rheinlande hin und her, und so hattest Du dieses Mal schneller als viele Andere die Stürme entdeckt, die

über mich hereingebrochen und mich aus Haus und Hof nach Vallendar geschleudert haben. Jetzt, wo ich die Thränen getrocknet und jede Bitterkeit wieder aus dem Herzen gebannt habe, schaue ich ruhig und auch froh zurück, dem lieben Erlöser dankend, daß Er mir es gegönnt, unter Seiner Fahne zu fechten. Zudem läßt mein so durch und durch kranker Körper mich hoffen, daß ich Ihn bald von Angesicht schauen werde. Was könnte mir dann noch fehlen? Nach einer so traurigen Zeit besonders, wo mir hier der Empfang der h. Sterbe-Sacramente versagt bleibt!

Nun lebe wohl, mein treues liebes Kind! Sei und bleibe so glücklich, als es mit ganzer Seele wünscht und vom lieben Gott zu erbitten sucht

Dein Dich innig grüßendes altes Mütterchen

Augustine."

Sie schrieb diese Zeilen, als das geistige Darben aufgehört hatte, indem seit Anfang December geistiger Verkehr ihr dargeboten und vermittelt werden durfte. Das also war das Resultat jener Zeit der Vereinsamung, daß sie nun ihrem „lieben Erlöser dankte" für die Gnade, „unter Seiner Fahne zu fechten", und daß sie hoffte, „daß sie Ihn bald von Angesicht schauen werde."

Doch, indem sie also dankte und hoffte, entbehrte sie überaus schmerzlich für die Gegenwart den Empfang der h. Sacramente, die man ihr für immer,

auch in der Todesstunde, versagen wollte. Dies Zwangsmittel der Verweigerung der Sacramente überwältigte ja Millionen römischer Katholiken, welche an die neuen Dogmen nicht glaubten, daß sie sich unterwarfen und mit dem Munde bekannten, wovon der Geist nichts glaubte, das Herz nichts wußte: sollte eine vereinsamte, in der Gewalt ihrer Oberen befindliche barmherzige Schwester stark genug sein, um zur Rettung der Reinheit ihres Glaubens und ihrer religiösen Wahrhaftigkeit die heiligsten und ersehntesten Tröstungen der Religion zu entbehren? Ihre Sehnsucht nach der Communion, nach der geheimnißvollen Gemeinschaft mit dem Herrn im Sacramente, sollte ihr, so hoffte man, zur Versuchung und zum Falle werden.

Ob sie die h. Communion im Sacramente noch einmal auf Erden feiern werde, war ihr tiefstes Herzensanliegen. Kaum war sie in Vallendar angelangt, als sie — schon am ersten oder zweiten Tage nach ihrer Ankunft — den Besuch des dortigen Pfarrers annahm und sofort angelegentlich sich erkundigte, ob er bereit sei, ihr die Sacramente zu spenden. Dieser, ein einfacher, in seiner Art frommer, verständiger aber ängstlicher Mann, erwiederte ihr, er habe zwar wohl 100 Beichtkinder, welche nicht an die päpstliche Unfehlbarkeit glaubten, aber da ihr Widerspruch gegen diese Lehre in den Zeitungen gestanden, so müsse er sich bedenken, die Sache überlegen.

Am 17. November machte sie von diesem Zwie=

gespräch eine vertrauliche Mittheilung, die hier benutzt werden konnte. Aber schon am 22. desselben Monats war sie entschlossen, durch diese Vermittelung die Erfüllung ihrer Sehnsucht nicht mehr zu erstreben. Der Herr Pfarrer von Vallendar, sagte sie an dem erwähnten Tage einer sie besuchenden Freundin, sei nicht infallibel und scheine auch nicht abgeneigt, ihr die Sakramente zu spenden, allein sie verzichte darauf, denn sie wolle auch den Schein vermeiden, als ob sie sich unterworfen habe. Da nämlich die Schwester Augustine rückhaltlos erklärte, daß sie an die Unfehlbarkeit der Kirche fest glaube, worüber die Oberin in Vallendar nicht wenig erstaunt war, so erzählte ihr diese, der Herr Pfarrer habe kürzlich drei Stunden lang darüber gesprochen und es auseinandergesetzt, daß in Rom nichts anderes beschlossen worden sei, als eben die Unfehlbarkeit der Kirche. Dieser Geistliche gehörte also zu jenen, welche möglichst wenig an den Wortlaut der vaticanischen Decrete und an ihren Ursprung denken, damit sie auf dem Wege der Umschreibungen ungefähr bei der vorvaticanischen Lehre wieder anlangen und auf diese Weise Rom und ihrem Gewissen zugleich genug gethan zu haben meinen. Die Schwester Augustine durchschaute dies Netz zum Einfange unklarer und schwacher Seelen, und sie hatte nur noch eine Angst, daß man nämlich nach ihrem Tode ausstreuen werde, dasselbe sei ihr über den Kopf geworfen worden. Um davor sicher zu sein, erklärte

sie schon damals ihren festen Willen, daß der Pfarrer von Vallendar sie nicht begraben und daß ihre Grabstätte in Weißenthurm sein solle. Sie nahm daher auch ihrer theuren Schwester Gertrud das ausdrückliche Versprechen ab, sich durch nichts bewegen zu lassen, nach ihrem Tode Unwahrheiten über sie auszusagen. Sie hatte es ja leider erfahren, wie ihre Oberinnen im Infallibilitätsdienste mit der Wahrheit umgegangen. Auch der guten Oberin in Vallendar waren allerlei Lügen beigebracht worden, z. B. S. Augustine habe in Bonn „täglich Besuche von Döllinger empfangen", u. dgl. m.

Unterdessen legte sich der Repetent, genannt Professor, im Kölnischen Priester-Seminar, der römische Dr. Scheeben in's Mittel, ein in Rom gebildeter Mönchstheologe ohne Verständniß für den Geist des Christenthums und ohne jeden deutschen Sinn, ebenso fleißig als beschränkt, voll des fanatischen Eifers, unbekümmert um die Auswahl der Waffen und der Worte. Er sandte zuerst eine wohlinstruirte Nonne nach Vallendar, die auch ganz offen bekannte vor der Schwester Augustine, daß rc. Scheeben ihr die Hinreise zur Pflicht gemacht habe. Es war die Oberin des Hauses in Köln; sie kam etwa acht Tage nach der Uebersiedelung der Schwester Augustine und blieb zwei Tage in Vallendar. Sie berichtete, Scheeben habe sie gefragt, ob S. Augustine irgend einen Heiligen besonders verehre? Darauf habe sie geantwortet, sie glaube den h. Franz von Sales; wenigstens habe

die Schwester einmal geäußert, dieser gefalle ihr, weil er so wenig Außergewöhnliches habe. Der Herr Professor habe ihr daraufhin ein Buch dieses Heiligen in Uebersetzung mitgegeben, worin er eine Stelle über die Unfehlbarkeit bezeichnet habe, die aber im Original, wie er versichern könne, noch bestimmter laute. S. Augustine erwiderte, in ihrem leidenden Zustande könne sie keine Bücher lesen; sie wisse aber auch genug von der Sache; die wahrhaft heiligen Päpste hätten sich nicht für unfehlbar ausgegeben; sie hoffe zu diesen zu kommen.

Ferner hatte Scheeben die Kölner Oberin gefragt, ob S. Augustine die Mutter Gottes fleißig verehre und den Rosenkranz bete? Jene hatte geantwortet, sie mache und verschenke viele Rosenkränze; ob sie den Rosenkranz aber viel bete, wisse sie nicht. Auch das berichtete sie der Schwester, worauf diese sagte, sie bete den Rosenkranz nicht mehr als sie müsse, weil sie andere Gebete besser verrichten könne; die Mutter Gottes ehre und liebe sie natürlich. Damit war dies Gespräch zu Ende, da Scheeben kein Buch der Mutter Gottes zu Gunsten der Unfehlbarkeit des Italieners Mastai-Ferretti in Bereitschaft hatte, obgleich dieser des festen Glaubens war, daß die Madonna ihm das Unfehlbarkeitsdecret durch das Concil gebracht habe, als Gegengabe für die unbefleckte Empfängniß. Hätte S. Augustine gesagt, sie verehre die Mutter Gottes nicht fleißig, so würde Scheebens Orakelspruch gelautet haben: darin liege

die Ursache, weshalb sie in Bezug auf die päpstliche Unfehlbarkeit mit Unglauben gestraft sei. Nun fiel dies Argument weg, um später durch eine Bemängelung der Antwort von dem gelehrten Professor selbst verwerthet zu werden.

Da wir noch über mehrere Bekehrungsversuche dieser Art zu berichten haben, so sei hier bemerkt, daß die Oberin Hedwig ihr solche nicht aufgezwungen. Sie wurde fast ausnahmslos gefragt, ob sie einen Besuch annehmen wolle. Wenn ihr Leiden es irgend zuließ, ging sie darauf ein. Auf die Frage, warum sie sich den Quälereien der vaticanischen Bekehrungsversuche aussetze? antwortete sie: „Sie geben sich unnöthige Mühe; aber ich meine, es sei nicht recht, Jemanden, der mich zu besuchen kommt — mag er nun sein, wer er will, nicht anzunehmen; ein wenig müde zu werden, schadet nicht so viel."

Am 1. December kam „Professor" Scheeben selbst und führte sich bei der Schwester Augustine ein, ohne daß er ihr vorher seinen Namen hatte mittheilen lassen und ohne sich selbst vorzustellen, mit den Worten: „Die S. Seraphia (die Oberin des Kölner Waisenhauses) schickt mich zu Ihnen."

Darauf begann die Schwester Augustine, sich nach den dortigen Hausangelegenheiten zu erkundigen, indem sie einschaltete: „Sie wohnen wohl dort im Hause?" Da sagte jener, das Versäumte nachholend, „Ich bin der Professor Scheeben." — „So", — erwiderte S. Augustine etwas erstaunt — „dann

— nehmen Sie Platz". Das that der gelehrteste Theologe des Erzbischofs Melchers denn auch, um die kranke Schwester über anderthalb Stunde zu quälen. Sein Manöver mit der Verehrung der Mutter Gottes wiederholte er, indem er auf die Bejahung der Frage, ob sie die Mutter Gottes fleißig verehre, bemerkte, ja — dann müsse sie das wohl nicht recht thun, da sie sonst sicherlich die Gnade der Bekehrung erlangt haben würde! Also über diesen sonderbaren Ursprung des Glaubens an die Unfehlbarkeit Pius' IX. aus der Verehrung Maria's war er sehr genau unterrichtet. Im Uebrigen führte er in seiner Zudringlichkeit den Unglauben der Schwester auf protestantische Neigungen und Einflüsse zurück, was sie ihm wiederholt verwies, indem sie energisch erklärte, sie sei katholisch, und darum weder infallibilistisch noch protestantisch. Was er sonst vorbrachte, hatte die Schwester hundert mal gehört und zum Theil gelesen und als hohle oder unaufrichtige Phrasen mit Verachtung abgewiesen.

Sie war sehr ermüdet nach dem Besuche, aber hinterher auch sehr befriedigt. Wenn sie noch der Kräftigung in ihrem alten Glauben bedurft hätte, so würde sie dieselbe durch solche Besuche gewonnen haben. Daß die bekanntesten Vertheidiger der päpstlichen Unfehlbarkeit so wenig Beweismittel vorzubringen wüßten, hatte sie doch kaum gedacht.

Darauf schickte ihr die Kölner Oberin — ein Scapulier als Zaubermittel zur Beschaffung des

Glaubens an den Vaticanismus mit der Erklärung des Recepts: — sie brauche nichts dabei zu beten, nicht einmal daran zu glauben, sondern es nur tragen, dann würde sie sicher die Gnade der Bekehrung erlangen! Die gute Schwester Seraphia ahnte wohl nicht, welch' ein Hochmuth darin lag, daß sie sich selbst für gerecht oder begnadigt und die Schwester Augustine für bekehrungsbedürftig hielt. Aber von ihrem vaticanischen Standpunkt aus war sie vollkommen berechtigt, dem Scapulier solche Zaubermacht zuzuschreiben. Es gewährt ja dieser „Fetzen Kleid", wie Professor Friedrich es nennt, seit der mit päpstlicher Unfehlbarkeit bestätigten Offenbarung vom 16. Juli 1251 „das Privilegium des guten Todes", die Gewißheit, im Stande der Gnade zu sterben, und dazu noch das „Samstagsprivilegium", nämlich am ersten Samstag nach dem Tode aus dem Fegefeuer befreit zu werden, welches der Christenheit zu verkünden, der heiligste Vater Johannes XXII., jener Verwüster des Reichs, von Maria „den speciellen Befehl" erhielt! Eine Reihe von Päpsten kennen wir, welche diese seltsame Offenbarung bestätigten, bis Benedict XIV. sogar der Welt kund that, „es sei keinem Katholiken erlaubt, dieselbe zu bekämpfen". Nun, so war doch wohl die Schwester Seraphia in ihrem Rechte.

Aber S. Augustine war eben keine Infallibilistin, sie hielt fest an dem alten Glauben, daß die

Offenbarung in Christus abgeschlossen weil vollendet sei und daß es kein Heil gebe außer in Ihm und keinen andern Weg des Heils, als den der inneren Heiligung nach dem Gesetze der Gottes- und Menschenliebe. So blieb auch dies Bekehrungsmittel fruchtlos.

Um gleichartige Bekehrungsversuche zusammenzufassen, berichten wir hier schon, daß die Oberin des Franciscanerinnenklosters in Aachen auch eines Tages nach Vallendar kam, im Januar 1872, sich der S. Augustine zu Füßen warf und sie beschwor, sich zu unterwerfen. Das war für eine schwer Kranke, welche jedes aufrichtige Gefühl in dem Nächsten ehrte und in der bewegten Franciscanerin, wenn diese ihr auch hochmüthig Hochmuth zuschrieb, doch eine herzliche Theilnahme annehmen zu müssen glaubte, eine aufregende Scene. Allein ihren klaren Geist zu trüben, war nicht möglich. Sie durchschaute den Versucher auch, wenn er sich in einen Engel des Lichtes kleidete. In voller Seelenruhe erwiederte sie, es würde ja eine Verleugnung ihres Glaubens sein, wenn sie aus irgendwelchen Rücksichten sich bestimmen ließe, sich zu unterwerfen; ihre Ueberzeugung allein sei maßgebend für ihr Bekenntniß; dieser müsse sie folgen, wenn sie froh sterben wolle. Diese Antwort, welche der guten Franciscanerin nach ihrem tieferen Inhalte wohl unverständlich blieb, machte der rührenden Scene schnell ein Ende, und es folgte eine lächerliche. Die arme Missionärin nahm

allen Ernstes ein Fläschchen Eau de Lourdes hervor und empfahl ihr angelegentlich dessen Gebrauch. Daß die Oberin eines Franciskanerinnenklosters dem Lourdeswasser die Kraft zuschrieb, Unfehlbarkeitsglauben zu erzeugen, war wohl originell; doch mag der Fall seitdem nicht vereinzelt geblieben sein. Heidnischem Aberglauben war die Schwester Augustine unbedingt abhold, und nur das Mitleid mit der armen, selbst irre geleiteten Aachener Nonne konnte sie abhalten, ihren vollen Unwillen wegen des Aberglaubens zu äußern und ein hartes Wort zu sagen. Sie gab aber deutlich zu erkennen, daß sie für ein solches Bekehrungsmittel völlig unzugänglich sei, und die Wundercur unterblieb.

Während des Advents leitete ein Jesuit die Retraite der barmherzigen Schwestern in Vallendar, d. h. er hielt ihnen sogenannte Exercitien. Er wohnte im Hause. Als S. Augustine dies erfuhr, sagte sie zu Schwester Gertrud: „Trudel, daß Sie nur den Pater nicht herauflassen!“ Als aber der Pater wirklich bat, sie besuchen zu dürfen, nahm ihn die Kranke dennoch an. Gar zu schwer war ihr das Verweigern; nur wenn das Gewissen es ihr gebot, eine Bitte abzuschlagen, brachte sie es über's Herz; die Rücksichten auf Unannehmlichkeiten und Mühen gaben dabei nie den Ausschlag.

Der Jesuit machte reichen Gebrauch von ihrer Güte, indem er fast zwei Stunden blieb und gegen ihre Logik der christlichen Wahrhaftigkeit mit den

Sophismen der päpstlichen Interessen kämpfte. Sie fand in den Windungen den geraden Pfad und brachte Zumuthung und Weigerung auf den klarsten Ausdruck, indem sie sagte: „Ich will nicht mit einer Lüge sterben; darum kann ich nicht sagen: Ich glaube, wo ich nicht glaube.“ Darauf ertheilte ihr der Jesuit den klugen Rath, sie solle sich nur entschließen, zu beichten; in der Beichte könne sie dann sagen, sie habe den festen Willen, an die Unfehlbarkeit des heiligen Vaters zu glauben, und alsbald, in demselben Augenblicke, werde Gott ihr die Gnade geben, wirklich zu glauben; der Glaube sei eine übernatürliche Gnade. D. h., sie solle sich den Unfehlbarkeitsglauben auf eine scheinbar demüthige, in der That aber hochmüthige Weise einreden, einer Selbsttäuschung sich in die Arme werfen. Aber die Schlangenklugheit ohne Taubeneinfalt war ihr zuwider. Noch am folgenden Tage äußerte sie sich mit großem Unwillen über jenen, das religiöse Leben demoralisirenden Rath.

Hiermit hatten die quälenden Versuchungen zur Untreue ihr Ende noch lange nicht erreicht; aber es ist Zeit, auch neuer Tröstungen zu gedenken, welche ihr zu Theil wurden; was zur vollständigen Darstellung der ersteren fehlt, wird an geeigneter Stelle ergänzt werden.



21.

Tröstungen von Außen.

Die Schwester Augustine hatte in Schleswig-Holstein die innere Erfahrung gemacht, daß sie auch bei längerer Entbehrung des h. Abendmahls mit Gott innig vereint sein könne. Es bewährte sich damals an ihr das Wort des Herrn: „Wenn Einer mich liebt, so wird er mein Wort halten, und mein Vater wird ihn lieben, und Wir werden zu ihm kommen und Wohnung bei ihm nehmen" (Joh. 14, 23). Dieses Wohnungnehmen geschieht durch den h. Geist, den der Vater durch den Sohn sendet, der aber nicht an äußere Zeichen so gebunden werden kann, daß das ihm eigene Wehen, wann und wo Er will, Ihm genommen werden könnte. Nun war ja die Liebe des Sohnes das Wesen des religiösen Lebens der Schwester Augustine, die Tag und Nacht zu Ihm rief in jeder Noth und in jeder Freude, die Ihn liebte in seiner Herrlichkeit mit unaussprechlicher Sehnsucht und Ihn liebte in den Armen, in den leidenden Brüdern. Und daß sie aus Liebe sein Gebot hielt, das wußte sie in Schleswig-Holstein

auch, wo sie ja Kraft und Ausdauer aus der Beherzigung des Wortes schöpfte: „Was ihr einem dieser meiner geringsten Brüder gethan habt, das habt ihr Mir gethan“ (Matth. 25, 40). Sie that ja Alles den geringsten Brüdern in seinem Namen, und so empfand sie auch im innersten Menschen die wunderbare Tröstung, welche durch das Nahen Gottes in Huld und Gnade das Herz durchzittert und wonnevoll erwärmt zu erneuter Liebeskraft. Sie erfuhr es an sich selbst, daß das Reich Gottes Friede und Freude sei im h. Geiste (Röm. 14, 17).

In Vallendar aber wurde ihr die Entbehrung der Communion im Sacramente schmerzlicher. Zwar war schon die Thatsache, daß sie dort war, verbannt aus ihrem Wirkungskreise wegen ihres Zeugnisses der Wahrheit des Evangeliums, der schlagendste Beweis, daß sie das Wort Christi halte, und aus ihrem ersten Ringen mit der Traurigkeit über die Vereinsamung, ging sie schnell siegreich hervor, indem in ihrem reinen Bewußtsein der Gedanke aufleuchtete, der wie ein Zwiegespräch des Herrn mit ihrer Seele war: „Du hast Christus, mit Ihm besitzest Du Alles, auch alle Gemeinschaft.“ Aber sie war jetzt krank und gequält von den lästigsten körperlichen Schmerzen und dabei zum äußeren Nichtsthun verurtheilt, sie, die ihr Leben daran gesetzt, stets zu schaffen für Andere und immer zu dienen. Da ist es wohl erklärlich, daß ihre Sehnsucht nach dem Herrn auch in dem Kommen durch

sichtbare Zeichen oft zum schmerzlichen Verlangen wurde. Dazu kam aber der Eindruck, den die Verweigerung der Sacramente durch die geistliche Obrigkeit, der sie zu gehorchen gewohnt war, auf sie machte. Daß diese Verweigerung eine ungerechte sei, davon war sie unerschütterlich überzeugt; aber sie wußte auch, daß sie durch den thatsächlichen Empfang der Sterbe-Sacramente — sie erwartete den Tod ja täglich — der grausamen Ungerechtigkeit, den Sterbenden den letzten Trost der Religion vorzuenthalten, entgegentreten durfte.

Ein katholischer Geistlicher, der mit ihren Freunden in Verbindung stand, entschloß sich, ihr den Trost zu gewähren, der ihr in so harter und ungerechter Weise versagt wurde, um sie zur Unterwerfung, d. h. zur Sünde zu zwingen. Obgleich derselbe noch nicht innerhalb der altkatholischen Bewegung sich befand, in welcher schon die Gemeindebildung begonnen hatte, mochte er auf seinem Standpunkte sich des Verfahrens katholischer Priester und Bischöfe im vierten Jahrhundert, zur Zeit, wo der Erdkreis nach Hieronymus sich wunderte, daß er arianisch geworden, erinnern. Die arianisch gewordenen Bischöfe verweigerten ebenfalls den treu gebliebenen Katholiken die Heilsmittel. Da reisten vereinzelte katholisch gebliebene Spender der Sacramente in Asien von einer Diöcese der arianischen Bischöfe zur andern, und wo sie nicht anders Zutritt fanden, selbst verkleidet, um in der Noth den

zerstreuten Gläubigen den Empfang der Sacramente zu ermöglichen. Jener Priester also consecrirte am 14. December in seiner Messe eine kleine Hostie, legte dieselbe in eine dem Professor Reusch gehörige Pyxis, und es gelang ihm, der frommen Schwester in Vallendar, nachdem er sie vorbereitet, den Leib des Herrn zu spenden. Sie strahlte vor Glück in ihren Schmerzen, war unaussprechlich dankbar und voll der Zuversicht.

Noch eine andere Tröstung wurde ihr in jenen Tagen des Aufathmens in dem Frieden des Herrn gewährt.

Sie hatte ein heißes Verlangen nach geistiger Nahrung im Austausch der Gedanken mit Gesinnungsgenossen. Das konnte nun durch Lectüre und Briefwechsel geschehen. Was die erstere betrifft, so ist hier auf das Entschiedenste festzustellen, daß weder die Oberin in Vallendar noch die Schwester Gertrud ihr altkatholische Literatur vermittelt, und daß beide nicht gewußt haben, daß ihr solche zugeführt werde. Es wird dies hier der Wahrheit gemäß erklärt, weil es im vaticanischen Lager als Sünde gilt, dergleichen zu lesen oder als Lectüre zu gestatten, da für die römischen Katholiken das Wort des Apostels Paulus: „Prüfet Alles, was gut ist, behaltet“ (Thess. 5, 21), gänzlich außer Kraft gesetzt ist. Der Verdacht, noch gemäß diesen Worten gehandelt zu haben, würde die Schwestern in eine unangenehme Lage bringen. Genug, sie konnte mit der altkatholischen Literatur

im Zusammenhang bleiben und würde die ihr von der anderen Seite aufgedrängten Argumente geistig haben überwinden können, auch wenn sie nicht so schwach und ungeschickt ihr vorgetragen worden wären.

Am liebsten ließ sie sich aber vorlesen, was sie in der Geduld stärkte, im Gottvertrauen befestigte, die Erkenntniß ihr mehrte, die Sehnsucht nach dem Herrn entflammte und überhaupt sie ihres Glaubens froh machte. So hörte sie mit vollster Hingebung, so lange die Kräfte ausreichten, zu, wenn ihr aus Thomas von Kempen vorgelesen wurde, oder aus Joh. Em. Veith's „Homiletischen Vorträgen", oder aus Sailer's „Briefen aus allen Jahrhunderten der christlichen Zeitrechnung". Freilich konnte sie diesen Trost immer nur in den kurzen Pausen haben, welche die körperlichen Schmerzen ihr zur geistigen Sammlung gestatteten. Dann wurde auch die Sehnsucht nach den vielen herrlichen Briefen wieder wach, welche sie in Bonn verbrannt hatte. Gerne hätte sie nochmals die leider vernichteten Briefe von P. gelesen, die ein wahrer geistiger Reichthum gewesen seien, und so manches Andere aus ihrer so bedeutsamen Correspondenz.

Da Freundinnen und Freunde aus Bonn — mit Ausnahme der suspendirten Geistlichen, welche sie nicht empfangen durfte, — sie seit dem December häufig besuchten, auch wohl länger verweilten, so hatte sie zuweilen den Trost, mit Gleichgesinnten

von früheren Zeiten zu reden, auch von ihrer Jugend, deren Schauplatz Coblenz sie von dem einen Fenster aus beständig vor Augen hatte und wohin sie am liebsten die Blicke wandte. Wurde sie angeregt, von ihrem früheren Leben zu erzählen, dann sprach sie mit solcher Lebendigkeit, daß man ganz vergessen konnte, daß sie eigentlich eine Sterbende sei. Aber dann wurde sie auch wieder vom tiefsten Ernst ergriffen, ließ sich vorbeten und war ganz Andacht und Hingebung an Gott.

Wohl kein Besuch unter allen hat ihr Gemüth so tief bewegt und sie so innerlich befriedigt und erhoben, obgleich sie in dem Bewußtsein, daß derselbe ihr den Abschied vom Leben erschweren werde, ihm auszuweichen gesucht hatte, wie der ihres edlen Jugendfreundes Carl Cornelius. War sie doch überzeugt, daß er und seine Frau Elisabeth (geb. Simrock) ihrem Herzen wohl die Nächsten auf Erden seien! Er folgte seinem richtigen Gefühle und, die langen Nachtfahrten im Winter nicht scheuend, besuchte er sie zweimal, im ersten Drittel (8. Dec.) und am Ende des Monats December 1871.

Es war ein tägliches Kommen und Gehen der Freunde und Bekannten, und dabei viel Bewegung in ihrem Herzen; aber das Kommen und Gehen dieses uneigennützigen und unwandelbar treuen Freundes erregte in ihr einen Sturm; doch es folgte dem Sturme erquickende Ruhe und Befriedigung. Das Zeugniß dieses Mannes, von dem sie durch lange

und immer wieder bestätigte Erfahrung wußte, daß er nur für die Wahrheit und sittliche Reinheit zeugen wolle, war wie ein Siegel auf ihre Gewissensthat. Sie bat Gott, daß Er ihm den brüderlichen Dienst lohnen möge.

Mancher liebe Besuch konnte sich ihr nur brieflich nahen. Wie verlangte sie oft nach einem Worte des Trostes und der Erhebung! Und Gott fügte es so, daß fast immer, wenn ein recht schwerer Tag für sie gekommen, wenn die Wolken der Trübsal sich auf ihre Seele legen wollten, ein Brief dieses oder jenes treuen Gesinnungsgenossen wie ein Sonnenstrahl das Dunkel verscheuchte. Es mögen einige hier ihre Stelle finden, die zeigen, welche Gesinnung ihr verwandt war, und was sie tröstete.

Doch vorausgehen mag eine Kundgebung, die, so harmlos sie sich auch darstellt, ein vollwichtiges Zeugniß dafür ist, daß die Schwester Augustine an dem reinen religiösen Sinn in jeder Form Wohlgefallen hatte und sich erbaute. Am Abende der Schlacht von Königgrätz war der Pfarrer von Problus, Franz Nowak, den Trägern der Verwundeten auf dem Schlachtfelde aufgefallen, wie er unermüdlich die Sterbenden aufsuchte, bei ihnen am Boden lag, sie tröstete und ihnen die Sakramente spendete. Niemand hatte ihn dazu angestellt: die Liebe gab ihm den Auftrag. In seinem von der Schlacht zerstörten und verwüsteten, fast menschenleeren Dorfe war die Kirche und sein halbverbranntes Haus unter-

dessen mit Verwundeten und Gebrechlichen, die nicht hatten fliehen können, angefüllt worden. Bei seiner Rückkehr ruhte er in einer Scheune aus, um dann in seinem Dorflazarethe die aufopferndste Thätigkeit zu beginnen. Dort besuchte ihn die Schwester Augustine, denn Problus war in der Nähe des Schlosses Hradek, legte gleich mit Hand an, die Pflege der Verwundeten in der Kirche zu ordnen und zu erleichtern, und der Pfarrer kam seinerseits häufig in die Reitbahn, leistete seelsorgerliche Hülfe und sah auch wohl staunend zu, wie diese barmherzige Schwester rastlos waltete, um das Loos der Unglücklichen zu mildern. Die Schwester Augustine aber war so gerührt von seiner selbstlosen Hingebung für die Verwundeten, die ihr viel priesterlicher erschien, „als eine Promenade im langen Rock, in der Hand das Brevier, auf der Stirne die Selbstgenügsamkeit", daß sie ihm beim Scheiden aus Böhmen das Kreuz eines von ihr getragenen Rosenkranzes zum Andenken gab, welches er voll tiefer Rührung in sein Grab mitzunehmen versprach. Nun, dieser Dorfpfarrer schrieb ihr am 1. Dec. 1871 den folgenden Brief nach Vallendar:

„Hochwürdige Oberin!

Ich kann mich noch immer nicht seit der Zeit vom Schrecken erholen, wo ich in der Bohemia las, daß Ihre Kaiserliche Majestät in Ihrer ausnehmenden Herzensgüte den Leibarzt und eine Ihrer Hofdamen zu Ihnen abschickte, woraus ich entnahm, daß gefährlich krank seyn werden.

Nehmen daher nicht ungütig auf, daß auch ich mich Ihrem Gemache nähere, um da abzulauschen, wie es Ihnen, hochwürdige Mutter, ergeht; denn das Schloß Hradek hat in mir ein Ehrfurchtsgefühl zu Ihnen geweckt, daß nur der Tod in meinen Adern erkälten zu machen vermag. Ich sehe Sie ja stets, Hochwürdige Mutter, unter den Verwundeten, denselben mit Ihrer Anmuth reichen Trost zuführen, und die liebevollen Hände, wie sie unaufhörlich an der Wäsche derselben arbeiten.

Gebe der himmlische Vater, Sie hätten, Hochwürdige Mutter, sich schon in so weit erholt, daß Sie mit einem eigenhändigen Schreiben mich beglücken können, um was ich ergebenst bitte.....

Indem ich nochmals meine innigsten Wünsche einer völligen Genesung wiederhole, beehre ich mich mit vorzüglichster Hochachtung zu zeichnen, Euer Hochwürden ergebenster Verehrer

Franz Nowak
Pfarrer.

Problus bei Königgrätz in Böhmen, den 1. Dec. 1871."

Um so tiefer bewegte dieser Brief ihr Gemüth, als nicht bloß die Erinnerung an einen Priester, der seinen Beruf verstand, wach gerufen wurde, sondern durch denselben auch die Zeit, wo sie „glücklich war, wie noch nie", vor ihrer Seele wiederkehrte, die Zeit ihrer heroischen Hingebung, in der sie vor Himmel und Erde ihre Liebeskraft darthat, wo die Reitbahn

beim Schlosse Hradek mit ihrem Leid und Trost ihre Welt war. Und solche Hingebung, solche Arbeit war ihr jetzt für immer versagt! Aber der Gedanke, daß sie solche Arbeit thun konnte und gethan habe, blieb ihr tröstlich; denn dies war ja ein augenscheinlicher Beweis, daß Gottes Gnade mit ihr war.

Ueberdies erhielt sie die herrlichsten Zeugnisse, daß sie obgleich nur leidend und scheinbar thatenlos in der Gegenwart dennoch, wenn auch in anderer Weise, mächtig wirke. So antwortete ihr Professor Knoodt auf den oben mitgetheilten Brief:

„Liebe Mutter! Ueber Ihren Brief habe ich mich um so mehr gefreut, je weniger ich einen zu erhalten gehofft hatte. Wie die kostbarste Reliquie werde ich denselben aufbewahren und meinen Muth daran aufrichten, so oft mir derselbe in den gegenwärtigen Kämpfen sinken sollte. Im Uebrigen kann ich mich nur darüber freuen, daß Gott Ihnen zu allen Opfern, Leistungen und Mühseligkeiten Ihres reichen Lebens nun auch noch die schärfste Martyrerkrone hinzugefügt hat, die Sie mit so unerschüttertem Gemüthe tragen. Dieselbe hat nicht nur für Sie, sondern auch für die Sache der Kirche den höchsten Werth. Daher hat das so kommen müssen.

Sehr getrübt aber wird diese meine Freude durch die Nachricht, daß Ihre körperlichen Leiden und Beängstigungen zunehmen. Möge Gott in diesen neuen und schwersten Kämpfen Sie keinen Augenblick verlassen, sondern Ihnen hülfreich beistehen, da-

mit Sie mit ununwölktem Geiste und ungetrübtem Gemüthe sie alle überstehen! Sollte aber doch einmal das schauerlichste aller Gefühle, das der Gottverlassenheit, über Sie kommen, möge dann dasselbe nicht länger andauern und ebenso siegreich überstanden werden, als bei unserm Meister und Vorbilde am Kreuze! Und wenn der himmlische Vater in seiner unergründlichen Liebe beschlossen haben sollte, Sie bald in die triumphirende Kirche seines Sohnes hinüberzunehmen, mögen Sie dann in Ihren mächtigen Fürbitten Ihrer zahlreichen Freunde und Verehrer gedenken, die noch in der streitenden Kirche auf Erden leben und leiden müssen.

Auf seliges Wiedersehen im Himmel, wenn es auf Erden nicht mehr sollte geschehen können, ruft Ihnen zu

Ihr ewig dankbarer

P. Knoodt."

In ihrer großen Demuth war sie tief beschämt ob solcher Worte; aber weil sie so wahr und warm empfunden waren, fühlte sie sich gestärkt und erbaut.

Von einem andern Freunde erhielt sie einen Brief aus München, dem wir folgende Stelle entnehmen:

„Mir scheint, bei Ihnen ist das Leiden für die Reinheit des göttlichen Wortes und für die Hoheit des christlichen Glaubens ein Gotteslohn für bewährte Treue. Der Segen des Himmels ruht auf Ihnen.

Ihr Beispiel hat Tausende aufgerichtet: »eine schwache Klosterfrau beschämt durch ihre reine Glaubenskraft die Bischöfe«, so sagt man, und preist Gott, der die Stolzen erniedrigt und die Demüthigen erhebt. Liebe Schwester Augustine! Wie hat mich Ihre Glaubenstreue erbaut und erfreut! Ich konnte es zwar nicht anders erwarten; dennoch ist der Anblick der That immer noch etwas Verschiedenes von dem Voraussehen derselben. Ich habe nicht gezweifelt, aber ich freue mich, daß das Zeugniß wirklich vorliegt. Der Ritter kann sich als Held nur auf dem wirklichen Schlachtfelde bewähren. Was Sie gelitten haben, ist mir sehr nahe gegangen; aber wie freudig und stark Sie gelitten (Cornelius erzählte mir Alles), das zu erfahren, hat mich erhoben und stolz gemacht auf unsere Gemeinschaft in dem Herrn......

Auf unsere Sache setzen Sie nur volles Vertrauen: dieselbe hat die Macht der Wahrheit und zugleich die Verheißung des Herrn für sich.

Nun empfangen Sie noch meine herzlichsten Segenswünsche zum Weihnachtsfeste. Sie sind dem Friedensfürsten diesmal noch näher als sonst, weil noch mehr Ihm verähnlicht. Daß man die Sakramente Ihnen verwehrt, ist schmerzlich; aber die Kraft der früheren Communion ist ungeschwächt. Sie leben in Gott und Er in Ihnen. Gedenken Sie in Ihm, dem allein Herrlichen, Ihres treuen Freundes." (21. Dec.) Sie ließ antworten, dieser Brief habe sie „gestärkt in schwerer Stunde".

Die Woche vor Weihnachten war eine wahre Passionswoche für sie. Tage lang hatte sie kaum ein Viertelstündchen Ruhe von den quälendsten Schmerzen und Beängstigungen. Da kamen denn die Trosteswort immer zur rechten Zeit. Ein solches war auch das rührende Briefchen ihrer ebenso geistesgesunden wie körperlich selbst elenden Freundin Mathilde Boisserée:

„Verehrte Freundin!

Die gute Frau Perthes hat mir gestern Abend Muth gemacht, auch dieses Jahr nach alter Sitte mein Weihnachtstäubchen zu Ihnen fliegen zu lassen. Es soll Ihnen meine Grüße und Wünsche für die schöne Festzeit bringen. Könnte ich Ihnen doch noch einmal in die seelenvollen Augen blicken! Da mir dieses aber nicht vergönnt ist, tröste ich mich mit dem schönen Ausspruch des seligen Bischofs Sailer, der lautet:

'Weißt, wo der Freunde Augen auch fernhin sich begegnen?
Wenn sie zum Beten aufschau'n und niederschau'n, zu segnen.'

Lassen Sie einen segnenden Blick auch auf Ihre Ihnen so ganz ergebene Freundin fallen, bis zur dereinstigen Wiedervereinigung, die Gott uns geben wolle!

Meine kranke Hand erlaubt mir nicht, weiter zu schreiben.

Der Herr behüte und bewahre uns!

Ganz Ihre Mathilde Boisserée."

Beide waren geistesverwandt, beide auch von

Haus aus energisch, voll Leben und rasch, nicht bloß im Entschlusse, sondern auch in der That. Die charaktervolle Wittwe des edlen Sulpiz Boisserée war schon lange gelähmt und von körperlichen Leiden heimgesucht, und tiefen Eindruck hatte ihre unüberwindliche Geduld der Schwester Augustine gemacht; jetzt war auch diese, wenn sie nicht auf dem Schmerzenslager saß — denn liegen konnte sie nicht mehr — an den Sessel gebunden und der Uebungen in der Geduld beflissen. Da wurde das „Weihnachtstäubchen" von dieser doppelt froh und dankbar begrüßt.

Auch jene Freundin aus dem rheinischen Adel, welcher sie am 8. November die Abschiedsworte gesandt, hatte den Weg des brieflichen Verkehrs wiedergefunden und schrieb ihr wiederholt. Aus einem Briefe vom 23. Dec. entnehmen wir Folgendes: ....„Inzwischen habe ich viel, viel an Sie gedacht, auch von Ihnen geredet mit Solchen, die mit warmer Bewunderung zu Ihnen aufschauen und zugleich mit inniger Theilnahme wegen der Verfolgungen, welche Sie für unsere gute Sache erdulden, und tiefem Bedauern darüber, daß Ihre Gesundheit so ernste Befürchtungen gibt. Alle sind mit mir darin einverstanden, daß es nicht bloß für uns Alle, die wir Sie lieben und verehren, sondern auch für unsere gute Sache ein schwerer Verlust sein wird, wenn Gott Sie, Theuerste, schon bald heimrufen würde, um die Belohnung für Ihre Treue in ewiger Klarheit zu empfangen. Ich kann es zwar begreifen,

daß Sie sich nach dem Tode sehnen; aber ich weiß auch, daß Sie Geduld haben werden, wenn Gott Sie noch länger uns zum erhebenden Beispiele hier auf Erden weilen läßt. Er, der Sie gewürdigt hat, um Seines heil. Namens willen Schmach zu leiden, wird sie auch stärken." Sie bietet ihr dann Sendungen altkatholischer Literatur an und unterrichtet sie über das, was eben erscheint; fragt auch an, ob sie mit Jemandem verkehren könne, der sie verstehe, und fährt fort: „Ich kann mich noch immer nicht recht zufrieden geben, theure Freundin, daß Sie nicht ausgetreten und in ein befreundetes Haus gezogen sind. So Viele hätten Sie mit offenen Armen aufgenommen, B. D. hätten Sie Stütze sein können. Und doch begreife ich Sie und bewundere Sie und liebe Sie nur um so mehr. Aber, liebe Freundin, wenn Sie sehen, daß man Ihre edle Handlungsweise, mit der Sie den Orden, dem Sie angehört haben, schonen, damit vergilt, daß man Sie noch weiter quält ꝛc., so zögern Sie nicht länger, sondern gehen zu Ihren Freunden. Wir alle rechnen es uns zu Ehre und hoher Freude, Sie aufzunehmen.

. . . . . Doch für heute Lebewohl. Gesegnetes Christfest, meine liebe, liebe Freundin. Ist klarer, sonniger Friede im Herzen, so kann die Weihnachtsfreude auch ein Krankenbett verklären. Gott segne Sie! Mit herzlichster Liebe ꝛc."

Ueber die Gründe, warum sie trotz der ein-

dringlichsten Bitten der Freunde im Ordenskleide blieb, hat die Schwester Augustine uns nicht im Zweifel gelassen; sie werden an geeigneter Stelle in diesem Buche noch dargelegt werden.

Ihr Zustand ließ es meist nur zu, daß sie indirect antwortete: da ließ sie dem Einen sagen, er habe sie mit seinem Trostwort in's Herz getroffen, dem Andern, er habe sie zur rechten Zeit gestärkt, Jenem, er habe sie erbaut, sie fühle sich erhoben, und ähnlich. Allen wünschte sie Gotteslohn, ließ innig danken und versichern, daß sie dort oben all' ihrer Freunde treu gedenken werde. Doch zuweilen war es ihr vergönnt, noch einmal die Feder in die Hand zu nehmen, um das Herz in größerer Fülle reden zu lassen.

Auch das war ihr ein Trost, wenn sie noch eine Pflicht des Dankes erfüllen konnte. Da gedachte sie z. B. des Geheimen Sanitätsraths Dr. Nettekoven, und sie schrieb ihm die folgenden Zeilen:

„Mein lieber Herr Geheimrath!

So gerne wollte ich Ihnen, Ihren beiden guten Frl. Schwestern und den drei Kindern einen anständigen Brief schreiben, und wie ich endlich mich dazu anschicke, will die so dick geschwollene Hand die Feder so wenig führen, daß mir aller Muth vergeht. Sie verstehen aber auch ja das einfache Wort meines herzlichen Dankes für alle Liebe und Theilnahme, die mir in den langen, langen Jahren und ja dem ganzen Hospitale geworden und zwar nicht mit Worten

sondern durch die That. Gott vergelte Ihnen und den Angehörigen reichlich! Mit mir geht es täglich schlimmer, oder, wie ich es bezeichnen muß, besser, denn ich sehe doch mit Freuden meiner Auflösung entgegen. Je schwerer mein armer Körper mich in Fesseln schlägt, desto leichter wird's dem Geiste, dies schwerfällige Gewand abzustreifen. Die armen Herzleidenden sind doch sehr zu beklagen, mehr als ich es geglaubt.

Leben Sie wohl, und vergessen Sie mich nicht im Gebete. Ihnen und der Umgebung die herzlichsten Grüße Ihrer alten, getreuen S. Augustine. Vallendar, den 13. December."

Von besonderem Interesse ist der Brief, welchen sie am 9. December dem Professor Langen schrieb:

„Lieber verehrter Herr Professor!

Damit der Tod, der ja täglich näher an mich herantritt, mich nicht stumm macht, eile ich schon heute, Ihnen zu sagen, daß jedes Wort Ihres gestern erhaltenen Briefes mir eine wahre geistige Erquickung gebracht und mich doch in etwa mein allerdings großes körperliches Leiden vergessen gemacht. Haben Sie meinen herzlichen Dank dafür, sowie für jedes Wort aufrichtiger, frommer Freundschaft, welches ja doppelten Werth hatte in einer Zeit, wo die bittersten Erfahrungen und Erlebnisse jeden frohen Aufblick zu hemmen gesucht.

Heute erhielt ich einen neuen Bekehrungsversuch aus Nancy, und meine so eben abgeschickte Antwort

wird ihnen dort wohl für immer jede fernere Lust dazu benehmen. Es stünde freilich auch schlimm mit meiner Erkenntniß und daher Sonderung der Lüge von der Wahrheit, wenn ich solcher französischer Abgötterei*) nicht gewachsen wäre. . . .

Im Hospital hat unterdessen ein so ganz anderer Geist sich geltend gemacht, daß ich nur Gott danken kann, hierhin mich geflüchtet zu haben, wo ich vor den feindlichen klösterlichen Elementen mich geschützt fühle und doch auch gleichzeitig erreichbar geblieben bin für die guten Bonner Freunde, deren Theilnahme mich oft zu Thränen gerührt hat. Immer muß ich wieder neuerdings eine Erbitterung gegen meine (General=)Oberin im Herzen niederhalten, so oft (ich) daran denke, daß sie mir grade die liebsten Besuche: von Ihnen, Hilgers, Reusch und Knoodt verboten hat.

Gestern war Cornelius hier und hat mir manches, wie auch wohl Ihnen und Reusch, Erfreuliches aus den Münchener Kreisen berichtet.

Nun leben Sie wohl und so glücklich, als es von Herzen wünscht

Ihre dankbare S. Augustine.

Vallendar, den 9. December."

---

*) Diesen Ausdruck wird Keiner zu stark finden, der Dupanloup's und Gratry's Kundgebungen vom Jahre 1869—70 über die Papstvergötterung in Frankreich gelesen und weiß, daß in jener französischen Frömmigkeit Pius IX. nacheinander an die Stelle der drei göttlichen Personen gesetzt wurde. Die Schwester Augustine hatte die Briefe Dupanloup's und Gratry's gelesen.

Der selbst erkrankte, aber immer „in seiner milden feierlichen Haltung“ mit jedem Worte wohlthuende Professor Hilgers schrieb ihr tiefergreifende Zeilen, die man, wenn man den seltenen edlen Mann nach seinem ganzen wahrhaft christlichen Geiste gekannt, nicht ohne Thränen lesen kann. Er redet einfach zu ihr, wie immer, aber von Seele zu Seele. „Muth und Gottvertrauen halte Sie aufrecht, und Ihnen wird es daran nicht fehlen, da Sie wissen, daß Ihr Erlöser lebet!“ Wenn es sich dunkel um die Seele lagere, so helfe „ein Gebet zum Vater des Lichts“. Dem Leiden gegenüber, von dem sie heimgesucht sei und was sie mit musterhafter Geduld trage, dürfe er selbst über die eigenen Prüfungen nicht klagen. Von Vallendar aus richtete die Schwester Augustine noch drei Briefe an ihren väterlichen Freund und langjährigen treuen Rathgeber, den ersten schon am 18. November in sehr bewegter Stimmung: „Da ich fürchte, daß ich so bald noch nicht die innere Ruhe in dem Maße finden werde, um Ihnen jede schmerzliche Rückerinnerung an die Stürme der letzten Zeit fern halten zu können, somit durch ein Aufschieben Nichts gewinne. (Der Satz ist nicht vollendet.) Zudem sind Sie ja auch schon zufrieden, wenn ich Sie versichere, daß mir hier zwischen meinen vier Mauern und (in meiner in) jeder Hinsicht großen Vereinsamung es doch wohler um's Herz ist, als im Hospital, wo jeder Augenblick mir die schmerzlichsten Eindrücke

brachte und der sittliche Ekel mir seinen Stachel immer tiefer in das Herz stieß. Gewiß, ich habe das für mich richtigste Asyl hier gewählt, wenn ich es auch täglich mit mancher Opfergabe zahlen muß. Aus den beiden Mutterhäusern sind schon Nachrichten eingelaufen, daß man sehr mit meinem Rückzuge aus der Oeffentlichkeit zufrieden ist, in der Hoffnung, daß dadurch auch jeder Tadel über die Früchte des neuen Kirchenthums verstummen werde. Was Gott über einen solchen Mißbrauch ihrer Macht sagt, daran liegt ihnen ja Nichts. Ich werde natürlich keine Silbe mehr weder nach Trier noch nach Nancy jemals schreiben, da ja jede innere Beziehung zu ihnen gelöst ist; die zu meinem Berufsleben, dem ich seit 32 Jahren mit fröhlicher Begeisterung angehört, soll mir bleiben und mich begleiten zum Grabe, dem ich, Gott Lob, täglich sichtlich näher trete.

Im Geiste bin ich viel bei Ihnen und allen Denen, die mir lieb und theuer sind. Gott wird weiter helfen und mir die Kraft und Gnade geben, auch das schwerste Opfer (zu bringen, auf) die h. Sacramente und auf eine kirchliche Beerdigung zu verzichten. . . . .

. . . Gestern war die Gräfin Hacke mit Grüßen der Kaiserin — und so eben Allerhöchstderen Leibarzt H. Geh. R. Velten bei mir.

Gott gebe mir ein treues Ausharren auch im Schwersten! — Nun leben Sie wohl! Der treue

Erlöser gebe uns guten Muth und erhalte uns das Bewußtsein, für Seine Sache eingetreten zu sein und unter Seiner Fahne zu stehen!

Mit aller Herzlichkeit und den besten Grüßen der S. Gertrud und Ihrer S. Augustine. Vallendar, den 18. November."

Man kann von ihr wohl sagen, was von wenigen Sterblichen vor ihrem Lebensende gesagt werden darf, — daß sie keines Rathes mehr bedurfte. Dennoch war es ihr äußerst schmerzlich, daß sie den Mann nicht mehr sah und hörte, der wie kein Mensch auf Erden in Sorgen um das Heil und das göttliche Wohlgefallen das vertraulichste Zwiegespräch mit ihrer Seele geführt hatte, durch den ihr das Bild des neuen Menschen hellleuchtend erschienen, durch den das Licht der Erkenntniß viele Jahre hindurch sich ihr gemehrt, durch den sie Jesum verstehen gelernt hatte. Sie schrieb ihm am 25. November:

„Lieber guter Herr Professor!

Ihre beiden lieben Briefe, für die ich herzlich danke, würde ich früher beantwortet haben, allein während der letzten Zeit hatte ich manche Besuche und Abends bin ich dann so überaus müde, daß ich kaum denken, noch weniger schreiben kann. Und doch freue ich mich so, wenn es heißt: ein Besuch aus Bonn ist da! — Gott weiß es, wie schmerzlich es mir ist, daß ich gerade Sie nicht erwarten darf!

Wenn ich unwillkürlich oft die Erfahrungen der letzten Zeit an mir vorüber ziehen lasse, so schau=

dere ich immer zurück vor einem solchen Christenthum und dessen verdorbenen Früchten. Sind auch schon bittere Verfolgungen über uns Alle hereingebrochen, die wir nicht uns zu diesem Christenthum bekannt haben, so haben wir dem lieben Gott herzlich dafür zu danken. Meine jetzige Vereinsamung hat ja gewiß ihr Schweres, allein wie oft sage ich nicht von ganzer Seele: »Gott sei Dank, daß ich bekannt, statt furchtsam geleugnet habe!«"

22.

Unerschütterte Liebe zum Orden und zur Kirche.

Die Oberin in Vallendar blieb ihr herzensgut und zeigte dies, so weit nicht peinliche Gewissenhaftigkeit gegen ihre Oberen sie beengte. Schwester Augustine erwähnt sie stets mit Lob, wie in den ersten Briefen, so auch in den späteren. So schreibt sie an Hilgers: „Die Oberin und Schwestern sind gut und theilnehmend, sehen nur mich als bezeichnete Ketzerin etwas scheu an, da mir der Empfang der h. Sacramente verweigert wird." Als die Oberin eines Tages während der Retraite in der Adventszeit ihr einen Besuch gemacht hatte, sagte sie, nachdem

dieselbe fortgegangen war, zu der Schwester Gertrud: „Die S. Hedwig ist eine gute liebe Seele; so ein Besuch, den sie mir macht, trotz der Retraite, ist mir mehr werth und bringt einen tiefern Eindruck auf mich hervor, als drei lange Jesuitenpater-Predigten." Es war ihr daher unbeschreiblich schmerzlich, als diese einmal, wenn auch aus reiner Liebe, um die bitteren Folgen des Bekenntnisses zu beseitigen, einen schüchternen Versuch machte, sie zur Unterwerfung zu bewegen.

Die Schwestern, welche sie in Vallendar umgaben, ehrte und liebte sie also; diese hatten ihr das Leben im Orden nicht getrübt; wohl aber hatte dies die Chère-Mère gethan und überhaupt die oberste Leitung des Ordens; was sie in demselben geliebt, war der Geist, und dieser war ein anderer, ein fremder geworden. Da hätte es denn nicht Wunder nehmen können, wenn auch ihre Liebe zu dem Orden erkaltet wäre; aber das verhinderte die Dankbarkeit und der Glaube an die Möglichkeit, daß der alte Geist der reinen Nächstenliebe wiederkehre.

Im Jahre 1854 in der Nacht vom 25. auf den 26. Februar schrieb sie, Gott allein vor Augen, in ihr Tagebuch: „Da hat der liebe Gott mir wieder einmal die Freude geschenkt, bei einem armen Leidenden die Nachtwache zu halten! Könnte ich doch mit meiner Liebe seine Schmerzen lindern und durch meine wachende Sorge erquickenden Schlummer seinen

müden Augen schenken! — Aber so hat eine höhere mächtigere Hand die meinige in Fesseln geschlagen; nur meinem Herzen hat er die Freiheit gelassen. — Dies darf mitleiden mit dem armen Kranken, für dessen Pflege sein eigenes Leben einsetzen, somit ihn mehr lieben, als sich selbst. Du mein treuer Erlöser wußtest wohl, wie reich Du durch diese Erlaubniß mein so armes Herz gemacht hast. — Daß Du mich zur barmherzigen Schwester gemacht hast, das ist das größte Gnadengeschenk, was mir je im Leben zu Theil wurde!"

Am Schmerzenslager eines von ansteckender Krankheit befallenen Leidenden Nachtwache haltend, somit das eigene Leben für ihn einsetzend, jubelte sie also darüber, wie reich Gott sie dadurch gemacht, daß Er sie barmherzige Schwester werden ließ. Ebensowenig, wie die Prüfungen und Gefahren am Krankenbette konnten auch die trüben Erfahrungen im Orden ihr „das größte Gnadengeschenk" schmälern oder gar rauben. Das bezeugen die Worte des Tagebuchs vom 14. März: „Wie eigenthümlich, daß man oft in der Jugend, wenn gleich auch gänzlich beraubt einer klaren Erkenntniß, doch oft richtig und bestimmt Etwas fürchtet, ahnet und glaubt. So erinnere ich mich, daß ich in früher Jugend mit sehr großer Begeisterung in den herrlichen Berufskreis einer barmherzigen Schwester schaute und sehnlichst wünschte, ihn auch einst zu dem meinigen zu machen. Ebenso erbebte ich aber auch gleichzeitig

bei dem Gedanken, daß ich ja dann erst in's Kloster gehen müsse, um Schwester werden zu können. — Wie richtig ahnte ich so manche krüppelhafte Auffassung des Christenthums in der klösterlichen Bildung, die grade das Fundament untergräbt von dem Bau, den sie aufzurichten sich zum Zwecke gesetzt hat. Wie schwer wurde mir während meiner Noviziatzeit es oft, mit dem Herzen das Ziel (die vollkommene Nächstenliebe) zu erfassen und innigst zu lieben, den Weg dahin aber nur mit den Füßen zu berühren! — Wie schmerzlich griffen oft die dort verkündeten Maximen und Ansichten tief in mein inneres Leben ein, um niederzureißen, was Gottes Hand Selbst gegründet und aufgebaut hat! — Zu welchem Zerrbild wurde oft dadurch die Liebe zu Gott und den Menschen herabgewürdigt! — Bleibt doch die Lebensaufgabe eines wahren Christen: die Gefühle des menschlichen Herzens zu veredeln und zu heiligen, aber keineswegs mit frevelnder Hand lieblos den Stab darüber zu brechen!"

Hier ist die Stelle, nochmals mit allem Nachdruck zu erklären, daß sie die Ordensregel so streng und treu gehalten hat, wie kaum eine andere Schwester, die in derselben den eigentlichen Zweck der Lebensaufgabe zu sehen glaubte. Sie war ihr ein Joch, aber sie trug dasselbe, ohne auch nur die Vorstellung aufkommen zu lassen, sie könnte sich theilweise oder ganz davon befreien.

Am 28. März schrieb sie in's Tagebuch: „Als die Ordensregel mich heute aus dem Schlafe weckte, standen die schönen hellen Sterne noch am Himmel und milderten durch ihren freundlichen Morgengruß mir das Joch des Gehorsams.“ Sie hielt die Tagesordnung, welche die Regel vorschrieb, so gewissenhaft, daß sie selbst Vorwürfe des Gewissens andererseits empfand, wegen dieses Gehorsams den Liebesdienst, der ihr doch als Lebenszweck erschien, beeinträchtigt zu haben. In aller Strenge fastete sie nach der Regel, und die vorgeschriebenen Gebete, wie wenig sie auch Erbauung und Wärme für ihren Beruf zu gewähren nach Form und Inhalt zum großen Theil geeignet waren, verrichtete sie tadellos. Um aber den lateinischen Theil nicht schlechthin geistlos und mit dem faden Troste des Verdienstes durch den Gehorsam sich begnügend zu „recitiren“, oder stumpf herzusagen, lernte sie so viel Latein, daß sie die Gebete verstand.

Da ihr also der Orden „der Weg zum Ziele“ war, so kennen wir nun den Schlüssel zum Verständnisse ihres Verharrens im Orden, trotz aller Bitten ihrer Freunde. Noch am 6. December 1871 antwortete sie auf solche Bitten in einem Briefe an Hilgers: „Daß Ihre schriftliche und Mendelsjohn's mündliche Bitte unerfüllt geblieben, das verzeihen Sie mir wohl? Das dem Herzen Leichtere ist nicht immer das Richtige. Ich hatte mir meine Uebersiedelung hierhin gründlich durchdacht, — das Dafür

und Dagegen genau abgewogen. — Alles hier so gefunden, wie ich mir's gedacht, — bin somit fest entschlossen, erst der sterbenden Hand die Fahne entsinken zu lassen, der ich zu dienen gesucht."

Ueber das „Dafür" hat sie sich gelegentlich auch noch deutlich genug ausgesprochen, und es scheint angemessen, dies dem Leser nicht vorzuenthalten. Sie sagte also einmal in ihrem Thurmzimmerchen zu Vallendar: „Ich mag die Sache betrachten wie ich will, ich hätte nicht anders handeln können! ich habe den Orden lieb, auch heute noch, und ich will ihn nicht verlassen; wenn sie mich hinausstoßen, so ist das ihre Sache, — das mögen sie thun, ich halte fest an meiner alten Liebe. Gewiß wäre es das Leichtere gewesen, auszutreten; aber ich kenne mich und weiß, daß sich dann vielleicht Bitterkeit in mein Gefühl gemischt hätte meinen Oberen gegenüber, und davor will ich mich hüten, — ich will mit keinem bitteren Gefühle der nahen Ewigkeit entgegengehen. Und wie leicht haftet auch ein Makel auf Jedem, der aus einem Orden austritt! Ich kenne ja die Menschen, die Welt ist so böse und unterschiebt den besten Menschen unschöne Motive; — ich will ihr wenigstens keinerlei Veranlassung dazu geben, sie sollen nicht sagen: »Das Ordensleben war ihr zu schwer«, oder »sie hat ihren Trost gesucht, sie ist von den Freunden beeinflußt worden.« Ich finde, ich bin das der heiligen Sache, der ich dienen möchte, schul-

dig, mögen mir selber auch noch so viele Opfer daraus erwachsen. Ich könnte auch jetzt, wo ich doch erfahren, wie schwer es ist, was ich mir erwählt, nicht anders handeln: bleiben und ausharren, das ist das Rechte. . . . Sollte ich geirrt haben, dann wird der liebe Gott mir gewiß barmherzig sein und mir verzeihen; ich habe nichts gewollt als Seine Sache."

Liebe zu dem Orden, Liebe zu den sie verfolgenden Oberen, gegen die sie keine Bitterkeit aufkommen lassen wollte, und Liebe zu der heiligen Sache, um derentwillen sie Schmach erduldete: das waren die drei Beweggründe, die sie bestimmten, im Orden auszuharren. Jeder hätte für sich allein genügt.

Wie stark diese dreifache Liebe war, möge man aus dem Folgenden ermessen.

Im December trat eine Krisis in der Krankheit ein, die ihr bedenklich schien. Die Beine wurden sehr entzündet, und sie hoffte, der Brand werde eintreten und das Ende herbeiführen. „S. Gertrud", fragte sie wiederholt: „sind sie noch nicht schwarz, noch an keiner Stelle?" Die Schwester Gertrud versprach ihr, wenn sie Brandflecken bemerke, es ihr gleich zu sagen. Sie klagte: „es wird immer länger und ich harre von Tag zu Tag!" Im Januar trat eine scheinbar so günstige Wendung ein, daß sich ihr die Möglichkeit aufdrängte, so weit wieder hergestellt zu werden, daß sie im Hause herumgehen und kleine Arbeiten werde verrichten können.

Anfangs konnte sie diesen Gedanken gar nicht ertragen, zumal da sie fürchtete, dann doch in eine Lage zu gerathen, die ihr den Austritt aus dem Orden abnöthigen könnte. „Ich weiß nicht, was daraus werden soll; der liebe Gott muß es wissen", sagte sie unter heißen Thränen. So entmuthigt war sie nie zuvor gewesen; es war wohl der dunkelste Tag ihrer Verbannung. Aber schon am nächsten Tage hatte sie in diesem schweren Kampfe den Sieg errungen. Am andern Morgen war sie wie umgewandelt: „heute geht mir's besser", sagte sie, „obgleich die Nacht nicht besonders gut gewesen. Und nun erzählte sie, wie sie hin und her überlegt, was sie im Falle einer andauernden Besserung thun solle, und wie sie dann zu einem Entschluß gekommen, der sie beruhigt habe. „Ich denke", sagte sie, „ich bitte die Generaloberin, daß sie mich in ein Haus schicke, (es ist mir ganz gleich, wohin), wo mich Niemand kennt und wo man vielleicht die Fragen (wegen der Unfehlbarkeit ꝛc.) gar nicht berührt; dort lassen sie mich dann, will's Gott, in Ruhe; ich will ja gern die niedrigsten Dienste einer Novize thun."

Ihre Liebe zum Orden machte ihr selbst das Kleid theuer; sie gestand, daß sie es „mit Begeisterung trage und stolz darauf sei". Darum mochte sie nicht einmal leiden, daß in der Form etwas daran geändert wurde. Als die von Nancy aus befohlene sinnlose Neuerung zur Sprache kam, wonach die bis dahin spitz zulaufende Cornette fortan eine runde

Form haben sollte, war sie ungehalten, aber den in der Sache liegenden Humor empfindend, sagte sie zur Schwester Gertrud: „Spitz bin ich in die Welt gekommen, (als barmherzige Schwester), spitz will ich auch hinausgehen: gelt, Trudel?"

Am 21. December wurde durch einen Befehl von Nancy ein neuer Sturm auf die Erschütterung ihres Glaubens gewagt, eine neue Drohung, um sie zur Unterwerfung zu zwingen. Doch sie möge selbst erzählen: „Welch' einen schweren Nachmittag habe ich heute gehabt", so begann sie am Abend des 21. Dec.! „Die arme S. Hedwig hat mir heute so betrübende Mittheilungen aus Nancy vorlesen müssen! — die Arme konnte es kaum, aber es war ja ein Auftrag, den sie nicht verschweigen durfte; sie zitterte ordentlich, so schwer war es ihr, und sie war so lieb, die gute Seele!

Die Generaloberin aus Nancy schreibt ihr also, sie hoffe zwar immer noch, daß ich mich unterwerfen würde und sie beteten alle darum, falls ich aber auf meiner Ansicht beharrte und in dieser Gesinnung stürbe, so würden sie noch nach dem Tode mich ausstoßen aus ihrem Orden, denn eine hérétique könnten sie in ihrer Gemeinschaft nicht dulden; sie würden mir das Kleid nehmen und mich als Eine betrachten, die sie nichts mehr angehe." — Die Generaloberin hatte schwerlich, eh' sie dies Decret abfaßte, die Parabel von dem barmherzigen Samaritan gelesen, der ja auch ein entschiedener hérétique war und den

der Heiland doch nicht ausstieß aus der Gemeinschaft, sondern als Vorbild aller Barmherzigen für ewige Zeiten hingestellt hat. Sie stützte ferner ihre Androhung der Excommunication aus dem Orden mit der Berufung auf den Contrakt, den jede Schwester bei der Profession eingehe gemäß den Ordens-Statuten und durch welchen sie sich verpflichte, den Statuten entsprechend zu leben, während dem Orden darin das Recht eingeräumt sei, eine Schwester aus der Genossenschaft auszustoßen, falls sie sich den Statuten nicht füge. Sie vergaß dabei, den Beweis zu liefern, daß in den Statuten die Verpflichtung auf den Glauben an die päpstliche Unfehlbarkeit enthalten sei. Die Schwester Augustine fügte in ihrer Erzählung hinzu: „Bis jetzt ist, glaube ich, solch' ein Fall der Ausstoßung einer Schwester kaum eingetreten, oder höchst selten, und dann nur bei einer Schwester, die sich moralischer Vergehen schuldig gemacht hatte. Bis in mein innerstes Herz hat mich daher das Schreiben der Generaloberin verletzt; ich hätte nie gedacht, daß mir dieser Schritt derselben so weh thun würde; aber so ist der Mensch! Da weine ich (denn unter Schluchzen erzählte sie das Alles), daß sie mir das Ordenskleid nehmen wollen! Ich sage mir auch: was thut's, wenn sie mir auch nach meinem Tode das Ordensgewand ausziehen? Das thun sie nur meinem Leibe, vor Gott bleibe ich dieselbe, und Der weiß, daß ich nie etwas Anderes im Orden gesucht habe, als Ihn

— Ihn ganz allein. Aber diese Härte thut mir so weh, vielleicht bin ich körperlich schon so schwach und dadurch empfindlicher. Ich habe dem Orden, dessen bin ich mir vor Gott bewußt, wirklich keine Schande gemacht, und nun wollen sie mir diesen lieben Schmuck nehmen! O, mit welcher Begeisterung habe ich das Ordenskleid immer getragen! Ich war stolz darauf und hatte es so lieb; darum thut's mir auch so weh, und doch fühle ich auch wieder, daß es kleinlich von mir ist, mich darüber so zu betrüben; gewiß, ich bin kleinmüthig, der liebe Gott muß mit mir unzufrieden sein."

Wie den Orden, so liebte sie die Kirche ohne Wanken. Die traurigen kirchlichen Verhältnisse gingen ihr tief zu Herzen. Einmal sprach sie lange darüber, wie es ja so natürlich sei, daß im Laufe der Jahrhunderte sich gar Vielerlei an das Gewand der Kirche gehängt, was nicht zu ihr gehöre. Und nachdem sie auf Staub und Flecken hingedeutet, sagte sie unaussprechlich wehmüthig: „Und Niemand ist da, der das Gewand reinigt, ach, das ist schrecklich!" Bei alledem betheuerte sie, daß sie außerhalb der Kirche nicht sterben möchte, den Gedanken ertrüge sie nicht. „Ich finde", sagte sie, „wir alle, die wir am alten Glauben festhalten, müssen uns an den Gedanken gewöhnen, daß wir eigentlich die von dem Heilande gestiftete Kirche sind. Die Andern haben eben jetzt nur die Macht."

Sie unterschied die Kirche von den sie zeitweise

beherrschenden Machthabern. Sie war aber überzeugt, daß man innerhalb der Kirche nur dann Gottes Wohlgefallen habe und den Frieden bewahre, wenn man in der Wahrheit feststehe. Ihre Losung war: lieber auf alle Gnadenmittel und auf alle Tröstung der Kirche verzichten, als auf die Wahrheit. Den Inbegriff der religiösen Wahrheit nannte sie ihren Glauben. Dieser war in Christo ihr vollendet.

Als man sie nun mit Schmach und Verfolgung, mit Entziehung der Sacramente und Drohung der Entehrung nach dem Tode zwingen wollte, zu ihrem alten Glauben Zusätze zu machen, sagte sie: „Kein Jota davon, aber auch keines hinzu! Ich bewahre den Glauben, der mich als Kind beseligt und zu dem Leben der Barmherzigkeit begeistert hat, ganz denselben!"

In den Tagen vor Weihnachten kam die gute S. Gertrud eines Morgens mit ganz verweinten Augen zu ihr. „Nun, Trudel, was gibt's?" sagte sie. „Warum haben Sie denn geweint, haben die Schwestern etwas gesagt, oder der Pater?" Kaum die Sprache findend, erwiederte die Weinende: „Ach, es ist ja besser, jetzt mich ausweinen, als Weihnachten; es ist mir so schwer, daß Sie dann die h. Communion entbehren werden." Die Schwester Augustine erwiederte: „Ja, das ist für mich das größte Opfer, das wissen Sie ja; aber ich kann unmöglich mit einer Lüge mir diesen Trost erkaufen."

Als dann die gute Schwester Gertrud fast noch bitterlicher weinte und betheuerte, sie wolle gewiß nicht „die Mutter“ zu etwas Unrechtem verleiten, es sei ihr so hart, — erwiederte diese, sie tröstend: „Ach bald, sehr bald soll ich ja den Erlöser unverhüllt sehen, — da will ich jetzt schon fasten!“

23.

Ein Blick in das Innere.

Der Theil des Tagebuches, welcher uns erhalten ist, umfaßt nur etwa ein halbes Jahr (26. Januar bis 30. Juli 1854), nicht ohne kleine Lücken; aber der Blick, den es in das innere religiöse Leben der hochbegnadigten Seele gewährt, ist dennoch ein umfassender. Sie zeigt darin, wie sie das Bild des neuen Menschen mit nie ermattendem Eifer darzustellen bemüht ist, unabläßig hinschauend auf das Urbild in dem Erlöser, arbeitend in dem Lichte der Gnade. Sie arbeitet es aus in den frischen Farben ihrer reichen Natur mit allen Heilsmitteln, welche das Reich Gottes darbietet. Sie stellt das herrliche Bild aber dar auf dem völlig rein erglänzenden Goldgrunde der ewigen Wahrheit, und alle Züge gestaltet sie aus der Gottes- und Nächstenliebe. Durch

Gottvertrauen gibt sie dem Bilde immerwährende Dauer und durch Demuth schützt sie es vor Profanation.

Wohl selten faßt Jemand das Wort: „Heilige sie in der Wahrheit“ so klar und tief, wie die Schwester Augustine. Eine Heiligung ohne Wahrheit war ihr ein Widerspruch in sich selbst. So zeigt uns denn ihr Tagebuch die höchste Werthschätzung der Wahrheit und ein beharrliches Ringen nach Wahrheit im Erkennen und Leben. Am 12. Februar schrieb sie hinein: „Es muß vor meiner Seele feststehen, unbefangen und wahr in diesen Blättern mich auszusprechen, daher darf die Furcht eines Zeugen mich nicht schrecken und verwirren.“ Und so ist jedes Wort darin vor Gott gesprochen. Als sie einst sich nur die Möglichkeit dachte, sie könnte, ohne es zu wissen, besser erschienen sein, als sie in der That zu sein glaubte, bezeugte sie in ihrem Tagebuche, daß sie die Heuchelei „glühend hasse“ und sie betete: „Mein treuer Erlöser, bitte, bitte, laß doch viel lieber alle anderen Laster mich in meinem Herzen finden als das der Hölle entstiegene Laster der Heuchelei! .... Zu Dir, mein Erlöser, erhebe ich bittend meine Hände, erleuchte mich! Hilf meiner schwachen Willenskraft, daß sie nicht eher ruhe, bis ich ganz wahr geworden bin, ganz wahr gegen mich selbst, — ganz wahr gegen Alle!“ (17. Febr.) Die moderne vaticanische Frömmigkeit ist bekanntlich durch und durch unwahrhaft, im besten Falle

Selbsttäuschung. Am 16. März 1854 hatte sie Besuch von zwei Vertretern derselben; da schrieb sie am 17. in's Tagebuch: „Eine Wahrheit ohne Liebe ist eine Liebe ohne Wahrheit, folglich kein Christenthum. Diesen Ausspruch hätte ich gestern sehr gerne den beiden Heil'gen unserer Zeit als Arzneimittelchen aus meiner Apotheke verabreicht, zum Dank für den mich so beengenden Eindruck, der wie ein schweres Gewicht sich mir auf's Herz gesenkt hat während ihrer Anwesenheit und den ich Mühe hatte wieder los zu werden." Brachte die volle Wahrheit im Erkennen und Leben oft auch Bitteres, ja verlor sie durch den Einblick in die reale Welt und in das Räthsel ihres eigenen Daseins auch den Himmel der Kindheit, so war sie doch überzeugt, daß nur der Weg der Wahrheit sie auch zum rechten Glücke führe. „Wäre ich kurzsichtig und harmlos wie ein Kind geblieben", schrieb sie am 4. Juli in's Tagebuch, „so hätte wohl der scheinbare Werth des Spielzeugs der Hand und dem Herzen des Kindes genügt, aber nimmermehr wäre ich so glücklich geworden, als mich der klare, ungetrübte Blick in mein Inneres und in die Menschenwelt immer mehr nun macht. Mein Herz kann sich nicht wohl fühlen, wenn dichter Nebel die richtigen, scharfen Umrisse der Gegenstände meinem Auge birgt; es ist mir weit wohler, wenn ich in den ungetrübten Glanz der Sonne schauen kann, wenn sie auch immerhin manche Krüppelgestalt mir zeigt. Mit welcher Seligkeit ruht dann

auch der Blick auf Denen, die wie ein Leuchtthurm am Ufer stehen, um mit ihrem Lichte meinen Lebenspfad zu erhellen."

Leuchtthürme waren ihr die Herolde des Evangeliums, welche in der That das Licht Christi verbreiteten. Wer sie in die Geheimnisse Gottes einführte, der versetzte sie in Entzückung. Am 29. Januar schrieb sie in's Tagebuch: „Gestern Abend führte uns R. durch seinen Vortrag in jene höheren Regionen, schilderte die Seligkeit des Geistes, der sein irdisches Gewand abgelegt und nun zur Anschauung Gottes gelangt mit unendlichem Jubel immer tiefer und tiefer in dessen Herrlichkeiten blickt, bis er zuletzt durch dies Feuermeer durchleuchtet und verklärt zur vollständigen Vereinigung und (zum) Besitz Gottes erhoben ist, die wir in den Worten des Evangeliums uns verheißen finden: »Ich Selbst werde ihr überreicher Lohn sein.« — Ach, wie schwindelte mir bei dieser Reise in die Ewigkeit! Wohl so, wie einem Sonnenstäubchen, wenn der Sturmwind es immer höher trägt, um es im Feuermeer der Sonne zu begraben."

Sie liebte Gott in Seinem Lichte. In dem Maße, wie sie Ihn kannte, liebte sie Ihn. Von der Macht der Liebe zu Gott dachte sie also: „Der Sonne belebende Wärme weckt im tiefen Schooß der Erde das keimende Leben eines Samenkorns, führt es mit siegender Kraft empor zum freundlichen Lichte und oft höher als der Menschen Haupt. — Eine unver-

gleichlich größere Macht besitzt die innige, wahre Liebe zu Gott; hat diese das kalte Herz erwärmt und belebt, dann muß ja auch dessen ganze glühende Sehnsucht unablässig über alle irdischen Sorgen und Mühen des Tages hinwegblicken zu dem auf, der Allein uns zu beseligen vermag." Sie war ganz erfüllt von dem Gedanken, daß Gott uns zuerst geliebt (1. Joh. 4, 19), daß der Liebe Ursprung bei Ihm sei. Sie jubelte darüber, daß „Gott Selbst den Sohn des Staubes an Sein treues Herz gezogen habe, um ihm den Kuß des Friedens zu geben." (21.—22. Febr.) Wenn sie nun in Erwiederung Seiner Liebe betend in reiner Andacht zum Vater im Himmel sich erheben konnte, dann war ihr unaussprechlich wohl. Es störte ihr Glück, wenn in das Gebet das Geklapper „des Mühlrades ihrer Haushaltung" drang oder das Geräusch anderer „Sorgen und Geschäfte des Tages". „Längst müßte ich es gelernt haben", sagte sie, „diese Kleinigkeiten wie Treppenstufen übereinander zu legen, um mit meinen Füßen darüber weg zu eilen zu Dem hin, in Dem doch nur allein unsere Seele Ruhe findet." (10. Juni).

Der Geist des Christenthums lehrt uns, daß die Versöhnung und Vereinigung Gottes mit dem Menschen in dem Heilande nicht bloß vor dem Angesichte des Himmels verwirklicht worden ist, sondern auch zur vollendeten Anschauung gekommen ist für uns, ja greifbare Gestalt gewonnen hat. Hiervon

fest überzeugt, suchte sie ihre Gemeinschaft mit Gott in dem Einen Mittler zwischen Gott und dem Menschen. Ihre Liebe zu Gott offenbarte sich in ihrer Hingebung an den Erlöser, in dem die unserer Liebe vorauseilende Liebe Gottes so herrlich kund geworden. „Als heute in der Morgenstunde während der Betrachtung mein Blick hinausschweifte in die herrlich geschmückten Fluren und das Loblied der geschaffenen Natur vernahm, welches in tausend und tausend Stimmen zum Himmel stieg, da heftete ich auch wohl wieder den Blick auf das so stille Heiligthum des Tabernakels und gestand mir in schmerzlicher Wehmuth: Krone, Zepter und Purpurgewand, die die ganze Natur ihrem Schöpfer von Anbeginn bis zum Schlusse der Zeiten zu Füßen legt, konnten doch die heiße Sehnsucht Seines Herzens nicht stillen. — Es ist, als ob Sein Auge schmerzlich ob all' dieses Glanzes Fülle sich schließen wollte, um auf dem einsamen geheimnißvollen Wege der Demuth Sich jenen Diamant zu suchen, dessen Glanz allein Ihm wohlgefällt. Seinen Elementen erlaubt Er zerschmetternd durch der Erde Reiche zu gehen; — nur in dem Gebiete des Menschengeistes hemmt er diese feindlichen Mächte. — Ja, Er Selbst will Sich Seines Zepters entkleiden im Reiche der freien Willenskraft einer Menschenbrust (Gott Selbst übt nicht Zwang, wo Er Freiheit geschaffen); — nur mit dem Diadem der Demuth und dem glühenden Purpur Seiner Liebe geschmückt tritt Er ein in das Reich unserer Seele. —

Die ganze heiße Liebe unseres Herzens wünscht Er als Diamantstern auf Seiner Brust, dessen Glanz allein Ihm wohlgefällt. — Sein Leben hat Er eingesetzt um dieses Kleinods willen, arm will Er bleiben, bis die Liebe der menschlichen Brust Ihn reich gemacht.“ (29. Juni.)

Sie glaubte unerschütterlich an die wahrhaftige wirkliche und wesenhafte Gegenwart Christi im Altarssacramente. Dem gegenwärtigen Herrn — nicht den Zeichen — in solch' demüthiger Verhüllung der göttlichen Majestät wandte sie daher ihre Liebe, Andacht und Anbetung zu. Vor dem Tabernakel und in der Communion hatte sie Feierstunden ihrer Gottesliebe. Dies sind ihre Gedanken und Betrachtungen: „Der treue Heiland wußte wahrlich, was Er gab, als Er uns Seine stete persönliche Gegenwart schenkte; besonders den in späten Jahrhunderten aufblühenden Klöstern, deren Bewohner ja gezwungen sind, innerhalb ihrer Mauern das bitterste Weh des Herzens still zu begraben. — Wenn das schwere Joch des Berufes mir oft Herz und Schultern wund gedrückt . . . .: in welchem Herzen könnte ich dann wohl ein schützendes Obdach anders finden, als in demjenigen, wo ich noch nie hülflos abgewiesen wurde! — O, wer es ein Mal empfunden hat, wie wohl es thut, an dieser Stelle (vor dem Altare) auszuruhen, der begreift es auch, mit welch' starkem Herzen man Lebewohl alle dem sagen kann, dessen Glanz doch mit der rasch dahin schwindenden

Zeit erbleichen muß." (1. April.) „Wie der Glanz der Sterne vor dem Licht der Sonne zu erbleichen pflegt, so verschwinden vor dem Auge meiner Seele die (Liebes-) Mühen des Tages am Abende, wenn mir auch nur ein Viertelstündchen bleibt, um an den Stufen des Altars betend niederzuknien." (5. März.)

„Du großes und doch so kleines Herz in meiner Brust! Welche Freude und welche Wehmuth durchzittert Dein Inneres in der Stunde der h. Communion! Ihr seligen Stunden, warum steht auch ihr unter dem Gesetze der Natur und müßt somit wieder rauben, was ihr geschenkt? Warum hemmt der Herr der Natur eure raschen Schritte nicht und zwingt euch nicht, zur steten Gegenwart zu werden? — Wohl verstehe ich Dich aber, mein theuerer Erlöser! Du erquickest uns, um durch den Schmerz der Entbehrung dessen, was wir nur verhüllt empfangen, die ganze Sehnsucht im Herzen wachzurufen, nach den ewigen Höhen, wo die Stunden unter Deinem Zepter stehen und keine Hülle Dich mehr unseren Augen bergen wird!" (24. Febr.) „Ach, welche Seligkeit in der Gemeinschaft liegt, das lerne ich immer wieder von Neuem in den Stunden der heiligen Communion. Dies sind die einzigen Momente, in welchen ich mich wohl stark genug fühle, auf den Himmel über mir Verzicht leisten zu können, indem ich dann unwillkürlich nur die Worte stammeln kann: »Mein Gott und mein Alles!«" (9. Mai.) „Der glaubensarme Thomas legte einst seine Hand

in die Wundmale seines Heilandes, — und Er machte den Jünger so reich und selig! — Heute bei der heiligen Communion legte der Heiland Seine erbarmenden Hände in die Wundmale meiner Seele: und auch ich kehrte so reich und beseligt zu meinem Tagewerk zurück.“ (12. Mai.) „Wenn, wie heute, die frühste Morgenstunde mir schon die h. Communion bringt, die in meinem Herzen die wahre Himmelsfreude schafft, dann begreife ich in so seligem Lebensmoment gar nicht, wie das Gewirr des Tages, einem Straßenräuber gleich, mich ausplündern kann. — So sel'ge Morgenstunden mögen wohl die Schattenumrisse des lichten Gestirnes sein, welches an jenem großen Morgen an dem Firmamente prangen wird.“ (27. Juni.)

Auch die Hochfeste der Kirche feierte sie als Feste des Erlösers und ihrer Beziehungen zu Ihm. So die Charwoche und das Osterfest. Am Charfreitage (14. April) schrieb sie in's Tagebuch: „Mitleiden und Mitfreuen: das ist das gemeinsame Gut der Herzen, die sich innig lieben. Wie fest schlingt auch die Hand der Kirche in diesen Chartagen dies Band um das Herz des Erlösers und um das unsrige! — Der Blick meiner Seele in die Tiefe Seiner Wunden würde ja, dem unglücklichen Judas gleich, mir das Urtheil sprechen: »Verräther Deines Herrn!« wenn ich nicht in dem brechenden Auge des Erlösers schon die Strahlen der Ostersonne erglänzen sähe. — Der Sohn des Verderbens hat mit

frevelnder Hand das Band zerrissen, welches seinen Schmerz mit dem seines Herrn verband; deshalb schaute auch sein brechendes Auge nicht mehr im Osten die heraufsteigende Sonne der Auferstehung seines Erlösers.

Den Weg des Verderbens gehe auch ich, sobald ich die Freuden meines Herzens und das Weh in meiner Brust von demjenigen meines Heilandes trennen werde. — Nein, die Schmerzen Seiner Liebe sollen auch mich verwundend treffen, und der Jubel Seines sel'gen Herzens soll auch in meiner Seele den Wiederhall finden."

Dem entsprach die Osterbetrachtung (16. April): „Die kleinen Vöglein sangen heute mit ihren hellen Stimmchen ein so frohes Alleluja, als ich erwachte, daß ich gerne die Thüre meines Herzens weit öffnete, um die sel'ge Osterfreude einziehen zu lassen. Auch die frohe Botschaft des Engels fehlte mir nicht am Grabe des Erstandenen; denn die Sonne in ihrem Feierkleide trat mit freudigem Angesichte vor mich hin, Kunde bringend von dem nun im Lichte Wohnenden: sie hatte schon anbetend in ehrerbietiger Ferne ihm das Geleite gegeben zu jenen ew'gen Höhen, — hat aus dem Glanze Seines Angesichtes sich ein purpurnes Feierkleid gewebt, um als Dienerin ihres heil'gen Herrn uns erkennbar zu werden, damit das Auge unseres Glaubens nicht fernerhin den Lebenden unter den Todten suchen möge.

Dieses heil'gen Siegers Auge darf wohl auch

mich nicht, heute und niemals, todt unter den Lebenden finden; — nicht todt für Seine Leiden, nicht todt für Seine Freude, — die besel'gende Osterfreude, die auch in meinem Gemüthe heute wiederklingt."

Zugleich aber war sie von der Wahrheit durchdrungen, daß die echte Jüngerschaft des Herrn in der Nächstenliebe sich offenbaren müsse und an dieser erkannt werde. Sie wußte und erfuhr es an sich, daß die Gottes- und Nächstenliebe einander bedingen, hervorrufen und mehren. Wenn diese Doppelliebe in Blüthen und Früchten prangte, so nannte sie das „die Gesundheit der Seele".

Die Nächstenliebe, angeblich zu Gunsten der Gottesliebe, unterdrücken: das erschien ihr krankhaft. »Ja den Menschen unsere Liebe nicht zu schenken, um Gott desto inniger lieb haben zu können«, — so predigte heute uns die vorgelesene Betrachtung es. — Mein Gott, wenn ich Dich auf diesem Wege suchen muß, dann werde ich Dich nie erreichen, nie besitzen. Man sagt gewöhnlich: die Tugenden müsse man fleißig üben, um Meister darin werden zu können; — die Liebe scheint dann wohl als Unkraut oder Giftpflanze betrachtet zu werden, die man mit Füßen treten und fliehen muß, damit sie ungestört wachse und gedeihe? — Der sterbende Jünger Johannes predigte andere Maximen und schenkte sie uns als Erbe seiner reichen Lebenserfahrungen; denn auf seinem Wege fand er den Eingang in seines

Erlösers Herz. — Was sagt mir meine eigene Erfahrung in dieser Hinsicht? Nie fühle ich mich so fern von Gott, als in den Tagen, wo irgend eine bittere Täuschung mich momentan kalt und gleichgültig gegen Die gemacht hat, die ich warm zu lieben glaubte. Aber auch nie kann ich mich inniger an die Brust meines Heilandes schmiegen, mit glühender(er) Inbrunst beten, als wenn die Liebe mein Herz auch weit denen geöffnet hat, deren Seelengröße wie die Sonne an meinem Lebenshimmel prangt, und ich sage mir dann selbst: »Wie der Liebe werth muß erst Der sein, dessen Hand solche Gestirne in's Dasein rief?«" (14. Mai.)

Schon seit ihrem Noviziat waren ihr die Nachtwachen bei den Kranken lieb. „Auch jetzt bilden diese stillnächtlichen Stunden die Lichtseiten meines Tagewerkes. Glaube ich doch in dieser äußeren Stille, stehend an dem Opferaltare der Leiden und Schmerzen meines armen Mitmenschen, viel besser und inniger beten zu können." (25. April.)

Die Nächstenliebe bereitet dem Herrn die Wohnung im Herzen. „Große Herren schicken auf ihren Reisen gewöhnlich ihren Diener vor sich her, um Herberge zu bestellen. Gestern hast Du, mein treuer Erlöser, mir in gleicher Absicht das verlassene, arme verwaiste Kind zugeschickt. Gott Lob, daß ich trotz der Verhüllung Deinen Boten erkannt und mit der herzlichsten Liebe aufgenommen habe." Das schrieb sie an einem Communiontage (31. Januar.)

Wenn ihr Eifer im Dienste der Armen und Kranken einmal nachlasse, so erzählt sie, dann seien alsbald ihr auch die Flügel der Andacht wie gelähmt. Merke sie dann die eintretende Trübung und Erschlaffung der Seele, so greife sie unwillkürlich zu der Arbeit, die ihr gerade am beschwerlichsten und abstoßendsten sei. „Nur selten", fährt sie fort, „bin ich mir dann beim Beginnen der Arbeit eines edlen Motivs bewußt; aber während derselben bricht ein hellerer Strahl durch dies trübe Gewölk und erwärmt den harten Boden meines Herzens. Und das große Auge der ewigen Erbarmung schaut auf der matten Hände Werk." (21. April) So auch umgekehrt nährt sie die verminderte Nächstenliebe an der Flamme der Gottesliebe. „In der Nähe meines Erlösers finde ich Alles wieder, was das Ungestüm des Tages mir geraubt. Hat der Verkehr mit der Welt Bitterkeit in mein Herz geschleudert, so finde ich immer in dem stillen Heiligthum des Tabernakels die Stärke der christlichen Liebe wieder. Finde ich durch den Undank der Armen meine freudige Thatkraft gelähmt, dann sagen mir die Lippen des Erlösers, daß zwar der Undank der Menschen ihm heiße Wunden geschlagen, aber am Kreuze erhöht ihn nur die eigene Liebe hat." (5. März.)

Im Dienste des Nächsten also folgte sie zuerst der Ueberzeugung, „daß man den tiefsten Schmerz nur durch Liebe, aber nie durch Härte zu heilen ver-

möge." (15. Febr.) Sie umfaßte daher ihren Berufskreis und dessen Pflichten „mit der warmen Liebe ihres Herzens". (5. April.) Und diese Liebe sollte ihre Werthschätzung haben nach dem Grade der Uneigennützigkeit und dem Reichthum des Gebens. (7. Juli.) Auch wolle solche Liebe geübt werden in Geduld. „Wie mußte ich nicht schon Geduld und Nachsicht in der eigenen Schule lernen, damit in fremdem Hörsaal dies Thema leicht und verständlich mir würde! Hätten nicht meine eigenen Wunden so tief mich geschmerzt, so könnte ich auch nicht die Wunden meiner armen Kranken verbinden und heilen." (29. Mai.) Dann machte sie es sich „zur unerläßlichen Pflicht, ihre Armen und Kranken durch eine heitere Miene und Freudigkeit ihres Aeußeren aufzumuntern." (16. März.) Drittens verlangte ihr Gewissen, daß sie alle ihre Kräfte ganz dem Liebesdienste opfere, hinter welcher Aufgabe sie immer zurückzubleiben glaubte, so daß sie nie am Ende des Tages sagen zu dürfen meinte: „Heute habe ich gethan, was ich gekonnt." Diese Befriedigung wurde ihr in den Kriegsjahren dann freilich zu Theil. Es war in der That schwer, indem sie selbst die Ungenügsamkeit ihrer Liebe anerkannte. Sie wollte nämlich viertens die Nächstenliebe allumfassend, um nicht zu sagen schrankenlos üben. Wo der Raum ihr Schranken setzte, überstieg sie dieselben durch die Schwungkraft ihres Gebetes. „Um der Engherzigkeit einen Riegel vorzuschieben, habe ich

mir frühzeitig zum Grundsatz gemacht, fremdes Leid und Glück zu dem meinigen zu machen, und somit diejenigen, die ich persönlich gar nicht kenne und wohl nie kennen lernen werde, sondern nur durch Andere deren Kummer weiß, in meinen Gebetskreis zu ziehen, die h. Communion und gute Werke für deren Wohl aufzuopfern, um sie dadurch täglich von Neuem der Barmherzigkeit Gottes zu empfehlen. „Diese Lebensregel prägt sich täglich immer noch tiefer in mein Herz, je öfter ich täglich meinen Blick zur blutigen Kanzel des Kreuzes erhebe." (16. Februar.) Die Weite des Herzens lernte sie eben auch nach dem Urbilde messen. Als sie „bei den Armen reich, bei den Kranken gesund werden und bei den Sterbenden leben lernen wollte" (4. Juni), wußte sie, daß dies nur durch die Verähnlichung mit Christo zu erreichen sei.

„Nur Eins ist größer als unser Herz: Gott auf dem lichten Himmelsthron; — mithin vermag unser Herz die fernsten Grenzen der Erde zu umschließen. Um wie vielmehr muß daher das Herz einer barmherzigen Schwester Alle und Alles umfassen — das Ferne muß ihm nahe sein — die Höhe des Glückes und die Tiefe des Leidens ihres Mitmenschen muß immer mit mächtigem Schlag das Saitenspiel ihres Herzens berühren — der Andern Leid und Freud muß das Ihrige werden; ja, auch da, wo das Heiligthum ihres Innern, die Lehre des Christenthums, von dem Mitbruder trennt, muß

dennoch die warme Liebe ihres Herzens ihn reich zu segnen vermögen. Wie die am Kreuze ausgebreiteten Arme ihres Erlösers in alle Jahrhunderte hineinragen, so muß die thätige, aufopfernde Liebe ihres Herzens — wenigstens der Gesinnung nach — sich auf Alle ausbreiten und somit kühn die Schranken der Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft hinwegräumen." (4. Februar.) „Es ist eigentlich ein etwas ungerechter Vorwurf, den man der Liebe macht, wenn man sagt, sie sei blind; ich meine, sie sehe scharf und richtig, ihr fehle nur der verwundende Stachel im Urtheil über Andere, indem grade die Liebe und nicht der Haß zu Gericht sitzt. Weit eher möchte ich sie einer andern Untugend zeihen und zwar der der Ungenügsamkeit. — Oft wollte ich schon hadern mit ihr über diesen Flecken in dem Purpur ihres Gewandes; allein sie antwortet mir immer stolz: »Diese Untugend sperrt mir doch den Himmel nicht, denn als ich einst die fluchbeladene Erde erlösen wollte, wandte meine Ungenügsamkeit sich weg von allen Schaaren der süßen Engel und Erzengel und raubte mit kühner Hand der festen Himmelsburg das holde, süßeste Jesuskindlein, um Es in die finstern Klüfte der Erde zu tragen.« — Nun darf ich fernerhin wohl auch nicht mehr so strenges Gericht halten über die Ungenügsamkeit meiner Liebe, um sie nicht unähnlich der Liebe zu machen, die einst den Himmel beraubt, um die Erde reich zu machen." (30. März.)

Wenn sich ihre Liebesopfer häuften, feierte sie die seligste Einkehr in sich selbst und Ruhe in Gott. Noch einmal muß sie uns von ihren Nachtwachen erzählen. „Wenn die stille Nacht ihren düstern Mantel über das bunte Farbenspiel der sichtbaren Welt breitet und mit ihrem seltsamen Ernste all' den unruhvollen Herzen Schweigen gebietet, dann wird es ja immer auch ruhig in meinem Innern. Versöhnend vermag ich alsdann den manchfachen bittern Kränkungen des Tages wieder die Hand zu reichen, ... — mein und Anderer Herzen richtig zu verstehen. Der herrliche Sternenhimmel mit seinen zahllosen, lichten Augen blickt dann wohl ernst und mahnend, schweigend und selig, tief, tief in mein Herz, bis die wogenden stürmischen Gefühle dort ruhig geworden, und er endlich auf dem Spiegel meiner Seele klar und ungetrübt s e i n Bild darin findet. In solch' sel'gen Stunden kann ich dann wohl, auf den Flügeln des Gebetes, über die Höhen und Tiefen dieser armen sichtbaren Welt hinwegeilen zu den Füßen Desjenigen hin, dessen Herz noch keinen Augenblick lang theilnahmlos für mich geschlagen. Freudig opfert daher mein Körper zum Wohle Anderer die Stunden des Schlafes und der Erquickung, denn der liebe Gott läßt sich ja doch nie an Großmuth übertreffen, gibt daher meiner Seele so viele geistige Kräfte zurück, daß selbst mein Körper dadurch schadlos gehalten wird." (27. Juli.)

In dieser nach Vollkommenheit ringenden, der

Gnade so frohen Seele behütete nun das Bild des neuen Menschen die zuverlässigste Demuth. Diese Tugend errang sie und hielt sie lebendig und kräftig nicht bloß durch die beständige Prüfung, in wie weit sie dem Urbilde ähnlich sei, welcher Vergleich bei dem besten Menschen immer beschämend bleibt, sondern auch durch die Anerkennung und Achtung, welche sie dem Nebenmenschen zollte. Den Vergleich mit dem Nächsten entschied sie gern zu ihren Ungunsten. Und so oft sie Gutes in einem Andern zu erkennen glaubte, nannte sie das mit Bezug auf sich selbst eine „Strafpredigt“, eine Mahnung zur eigenen Besserung. Sie dachte stets weniger hoch von sich, als sich geziemte. „Wenn man wüßte, wie verwundend die Lobsprüche das Innerste meiner Seele treffen, sie würden wahrlich das allertiefste Mitleid mit mir haben“, schrieb sie in's Tagebuch. (10. April.)

Sie meint, Viele taxirten ihren Werth zu hoch, indem sie bemerkt: „Sonst wäre es gar nicht möglich, daß sie den verborgensten Schmerz ihrer Seele vor meinen Augen so offen legten. Aber wie beschämend ist daher oft auch der Blick in das Herz eines Andern für mich selbst? Welche Strafpredigt wird mir doch oft gerade auf diesem Wege gehalten! Wie fühle ich mich nicht oft dadurch ermuntert, an dem Aufbau des inneren Tempels wieder mit frischer Kraft Hand anzulegen!“ (8. Juni.) Letzteres that sie nicht in Selbstgerechtigkeit. „Mein fester, redlicher Wille besser zu werden, muß

die allmächtige Hand dort oben ergreifen, die doch nur allein den Tempel des heil'gen Geistes in uns aufbauen kann und will." (13. Juni.)

Unerschütterlich war ihr Gottvertrauen. Nicht ein Moment und nicht ein Schein des Verzagens begegnet uns im Tagebuche. Was sie kurz vor ihrem Tode sagte: „wenn ich kleinmüthig erscheine, so bin ich das nicht selber", war durchaus zutreffend. Selbst wenn sie das Gefühl der Gottverlassenheit erfaßte, wurde ihr Vertrauen nicht wankend; sie nahm es als Erweis der Liebe, als „Liebesgericht", als Heimsuchung. Wenn sie an die Möglichkeit denkt, daß der geistige Tod Gewalt über sie gewinne, so ruft sie aus: „Ein Arm ist nicht machtlos geworden — Ein Auge wendet sich nicht kalt und theilnahmlos ab von seinem Geschöpfe — Der Pulsschlag Eines Herzens, die erbarmende Liebe, kennt keine höhere hemmende Macht — In der vollen Waffenrüstung Seiner göttlichen Liebe tritt Er auf den Kampfplatz des Gebetes vor mich hin, ringt um meine Seele, als wenn es um Seine Krone gelte", und Er ruhe nicht, so führt sie aus, bis das neue Leben gesichert sei. (20. März.) Oder in anderem Bilde: Die bösen Geister fliehen vor dem Kreuzzeichen. „Wenn diese feindlichen Mächte . . sich Obdach in meinem Innern gesucht haben, dann kommt der liebe Gott auch und macht das Kreuzzeichen, bestehend in dem Hauptstamm der Geistesdürre und bangen Verlassenheit und dem Querbalken der Mühen

des Tages und Bitterkeiten des Lebens. Wenn Seine Hand dies Kreuzzeichen mir nicht auf die Stirne, sondern in's Herz geprägt hat, dann fliehen auch die feindlichen Mächte und lassen das Reich meiner Seele wieder lange in Frieden." (19. Juni.)

Sie wußte sich als Kind Gottes und auch geschützt als solches von dem ewigen Vater.



24.

Tod und Begräbniß.



Diese menschenfreundliche, gottinnige Schwester Augustine wollte man mit Lourdeswasser und Amulets „bekehren" — abwenden von ihrer Menschenfreundlichkeit und Gottseligkeit, um sie dienstbar zu machen dem unfehlbaren Papste und seinen Welt-Souverainetäts-Plänen! An diese glaubensstarke, vom Geiste Jesu Christi ganz durchleuchtete und durchglühte wahre Christin, richtete Philipp Krementz, Bischof von Ermeland, am Sylvesterabend 1871 einen „Bekehrungs"brief, in welchem er sie gleichstellte mit einem Manne, der von früher Jugend an sich um Kirche und Religion nicht gekümmert und Angesichts des Todes, durch ihren liebe-

vollen Zuspruch veranlaßt, die Sakramente empfangen hatte! Krementz, natürlich in der Meinung, selbst gerecht vor Gott zu sein, konnte sich vermessen, diese mit Gott so ganz geeinte Seele zu fragen: „Wollen Sie unversöhnt hinübergehen (in die Ewigkeit)?" und sie zu beschwören, wie einst für Johannes v. B. (den bekehrten Indifferenten), so nun „für sich selbst dasselbe Erbarmen zu hegen." Er scheute sich nicht, an die Verantwortung vor dem ewigen Richter zu erinnern, die er selbst nicht gefürchtet, als er anfing, dem Volke die Lehre von der päpstlichen Unfehlbarkeit zu verkünden als ein Dogma, das immer und überall und von Allen geglaubt worden sei, nachdem er sie wenige Monate vorher in Rom amtlich als in seiner Diöcese nie gelehrt und traditionswidrig bezeugt hatte. Sein theologisches Argument war so trivial, daß man glauben könnte, er habe den Bildungsgrad der Schwester Augustine verachtet, wenn man nicht wüßte, daß er selbst keinen höheren Standpunkt hat. Er wagte es auch, das Wort der Schrift: „Wer die Kirche nicht höre", in's Feld zu führen, während der Papst mit seinem „Concil" direct erklärt hat, er brauche mit seinen Wahrsprüchen die Kirche nicht zu hören. Ferner spricht Krementz von „den Berichten und Worten irrender und autoritätsloser Lehrer", welche die Schwester in ihrem Glauben bestärkt haben sollten, schweigt aber über die „zum ewigen Gedenken" im Vatican auch von ihm

mit niedergelegten Aktenstücke, die allerdings ihm die Schamröthe in's Angesicht treiben könnten bei dem Gedanken an die Geschichte und an den Richter dort Oben. Ob er vielleicht seine Unterschriften unter den Vorstellungen, Bitten, Protesten, Erklärungen 2c. gegen die Unfreiheit des Concils und gegen die Unfehlbarkeit des Papstes, die ihm äußerst unangenehm waren, vergessen hatte? — Daß die Schwester Augustine ihm keine Antwort gab, war wohl verdient.

Als die gute Schwester Hedwig ihr die Drohung der Wegnahme des Ordenskleides vorgelesen, hatte dieselbe, um die Ausführung der Drohung abzuwenden, sie gebeten, sie möge sich doch unterwerfen, da die Verantwortung auf die Oberen falle und eine Schwester nur zu gehorchen habe. Darauf hatte ihr die Schwester Augustine erwidert: „Liebe S. Hedwig, wie können Sie nur so reden! Eine Sünde darf ich nie thun, auch nicht meinen Oberen zu lieb; und das wäre eine Sünde, Unterwerfung an die Stelle des Glaubens zu setzen. Gottes Wort steht mir über jeglichem Wort der Menschen. Sobald mich Einer von der Wahrheit jener Aussprüche überzeugen würde, gewiß, so hätte ich den Muth, für dieselben einzustehen, und wenn ich mit meinem ganzen früheren Leben brechen müßte; aber bis jetzt hat dies noch Keiner gethan. Auf die Zumuthung, mich zu unterwerfen, statt zu glauben, werde ich nie eingehen."

Die letzten Wochen ihres Lebens wurden noch durch zwei auf ihr Gemüth berechnete „Bekehrungs"-versuche verbittert, von denen der eine in langwierige Quälerei ausartete. Am 11. Januar 1872 erschien plötzlich für sie ganz unerwartet ihre Schwester Clementine. Sie hatte schon am 10. December einen unbeschreiblich hochmüthigen Brief an den Herrn Professor Reusch geschrieben, worin sie „weiß, daß er der Ehrlichste all' jener Bethörten" sei, die sie nämlich alle nicht kennt, und wie Gott Herzen und Nieren durchschaut, demgemäß in dem Herzen ihrer Schwester eine „furchtbare, consequente Hartnäckigkeit und Halsstarrigkeit" sieht, in Folge deren „ihre arme Seele in furchtbarer Gefahr schwebe". Der Brief war voll von den ausschweifendsten Ausbrüchen des Zornes; die Schwester sollte nichts davon wissen. Professor Reusch gab ihr am 14. December die würdige Antwort, so ruhig, so klar, so voll Belehrung ohne Verletzung, daß man hätte glauben sollen, sie würde fortan Achtung vor ihrer Schwester haben, sich des unbefugten Richtens enthalten und vor Allem die Sterbende nicht foltern. Doch sie durfte ja nicht prüfen. Am 11. Januar also führte sie sich bei der Sterbenden als deren „einzige Schwester" ein und blieb bis zum 20., wodurch dieser stürmische Stunden, schlaflose Nächte und viele Thränen verursacht wurden, nicht weil sie durch triftige Gründe beunruhigt worden wäre, sondern weil die Verwandtenliebe ihr den Kampf erschwerte. Am

Tage vor der Abreise (d. 19.), wurde Aufregung und Qual noch vermehrt durch den erwähnten Fußfall der Generaloberin der Aachener Franciscanerinnen.

Der zweite Versuch, ihr Gemüth zu erschüttern, mußte nur einige Tage vor ihrem Tode durch den von Köln aus hingetriebenen 83jährigen Seydel gemacht werden, der ihr in der Kindheit den Religionsunterricht ertheilt hatte. Das war eine mehr rührende Scene; er meinte recht kindlich, sie könne sich ihm zu Liebe wohl unterwerfen, ihm sei es auch schwer geworden. Als sie ihm aber fest erklärte, sie bleibe bei dem ersten Unterrichte, den er ihr ertheilt — „kein Jota davon, aber auch keins hinzu", gab er ihr seinen Segen und reiste ab.

Wie Sonnenblicke in die trüben Tage des Januar kamen die Briefe von Professor Michelis (1. Jan. 72) und Joh. Emanuel Veith (3. Jan. 72.)

Aus dem ersteren sind die schönen Worte: „Sie haben ..... durch Ihr treues und festes Zeugniß für Jesus Christus mich und viele andere gestärkt und hocherfreut. Denn in Wahrheit handelt es sich in dem gegenwärtigen Kampfe um ein Zeugniß für Christus in seiner Kirche; es ist der Kampf der wahren ewigen Innerlichkeit der Kirche in Christus gegen ihre mittelalterliche Veräußerlichung in der Hierarchie." Nach einer tieferen Begründung dieses Gedankens und Betheuerung der Sicherheit seines

Gewissens wie der Zuversicht auf einen siegreichen Ausgang seines und ihres Kampfes, fügt er tröstende Worte über die Entbehrung der sakramentalen Vereinigung mit dem Heilande hinzu. Der Preis der Erkaufung der sakramentalen Vereinigung durch die geforderte Unterwerfung würde eine Verleugnung Christi sein. — Der mehr als achtzigjährige erblindete Veith schrieb den folgenden Brief eigenhändig: „An die ehrwürdige Dulderin Schwester Augustine. Wer wagt sich da in die friedliche von Engeln bewachte Stube, die Stätte des letzten der ungezählten Opfer, die Sie in Christo dem Vater der Barmherzigkeit dargebracht? Ein alter Verehrer, auch zugleich ein alter Freund Ihres verewigten Bruders. Wenn Sie mit dem Apostel sagen müssen: Tempus resolutionis meae instat — der Zeitpunkt meines Aufbruchs von hinnen steht nahe bevor — so können Sie aber auch, im äußerlichen Menschen gebrochen, im Innern freudig bezeugen: bonum certamen certavi, fidem apostolico-catholicam servavi, cursum comsummavi*) — und Sie brechen auf zum raschen Fluge dorthin, wo der Heiland mit der heilenden Hand, dem Sie Ihr Leben, Ihre Arbeit, Ihre Plage unverdrossen und heiter geweiht, Sie in seinen herrlichen Frieden aufnehmen wird. Dies

*) Ich habe den guten Kampf gekämpft, den apostolisch-katholischen Glauben bewahrt, den Lauf vollendet. 2. Tim. 4, 6—7. Das „apostolisch-katholisch" hat Veith hinzugefügt.

auch ist der untrügliche Trost so Vieler, denen Sie Mutter, Schwester, Lehrerin, Pflegerin, christliches, liebliches Vorbild waren und bleiben. Es war Ihnen in der Nachfolge des Herrn bestimmt, auch noch den Weg der Verfolgung zu betreten, harte und stupide Ungerechtigkeit über sich ergehen zu lassen, den Zorn zu dulden, der sich in das Feuergewand des heiligen Eifers hüllt, um sich selbst zu täuschen. Bringen Sie Ihr Opfer dar für das Wiederaufblühen der Kirche im heiligen Geist, der kein Geist der Herrschsucht und des Zankes ist.

Möge das hohe Wort jeden Ihrer Athemzüge stärken: Etsi ambulavero in valle umbrae mortis, non timebo, quia tu, o Jesu, mecum es*). — Mit aller Liebe und Verehrung Ihr ergebenster

Joh. Emanuel Veith.

Wien, 3. Jänner 1872."

In der Todesstunde eines ihrer Pfleglinge hatte sie einst die Frage an sich selbst gerichtet: „Wann und Wie gehe ich dieser entscheidenden Stunde entgegen? Wann? dies liegt in Gottes Hand, deshalb in der allerbesten — Wie? dies liegt in meiner Hand und deshalb in der allerschlimmsten." Aber jetzt war sie über das Wie? ganz beruhigt und ihr einziges Verlangen ging dahin, daß Gott das Wann? beschleunigen möge. In ihrem tiefen Gewissensfrie-

*) „Wenn ich auch wandle im Thale des Todesschattens, ich fürchte mich nicht, denn Du, o Jesu, bist bei mir."

den hatte der Tod für sie den ganzen Stachel, jeden Anflug von Schrecken verloren: er war ihr nur das Kommen des Erlösers, auf den sie mit brennender Lampe harrte, eine Festcommunion am schönsten Ostermorgen. Daher war ihr noch einziger Wunsch, daß sie den Moment im hellsten Lichte des Selbstbewußtseins erlebe. Allerdings wünschte sie dies auch um ihres guten Rufes in der Kirche willen und für die heilige Sache, derentwegen sie Verfolgung litt. Deshalb blieb sie, bei allem Drängen des Arztes, bis in die Nähe des Todes beharrlich in der Weigerung, Morphium zu nehmen. Ihre Schmerzen waren so unerträglich, daß es selbst für die Umgebung schrecklich war, sie stundenlang vor beängstigender Qual stöhnen zu hören; aber sie sagte: „Freilich würde Morphium das Ertragen meiner Schmerzen erleichtern; doch ich möchte klar und bewußt in die Ewigkeit eingehen."

Am St. Stephanstage schien das Ende kommen zu wollen; der Puls setzte wiederholt aus, Ohnmachten traten ein; die Schmerzen wirkten fast betäubend: da ließ die Oberin Hedwig eilig den Vallendarer Pastor rufen. Er erreichte sein Ziel nicht. Der Schwächezustand ging vorüber, und sie äußerte offen ihren Unwillen über den „Bekehrungs"versuch im Momente der Ohnmacht. „Wenn ich nun Morphium genommen gehabt hätte, so würden sie wahrhaftig im traumhaften Zustand die Form der Beichte mit mir vollzogen und mich mit Allem versehen haben, und

mein Geist hätte doch keinen Antheil daran gehabt, um dann, wenn ich gestorben wäre, der Welt meine »Bekehrung« zu verkünden." Und sie fügte hinzu: „Nein, das ist grausam, mich so zu quälen; jeden Augenblick, wo sie meinen, ich sei schwach genug, nicht mehr zu wissen, was ich thue, benutzen sie schnell; das ist nicht schön, das stößt mich ab. Das soll Christenthum sein, — es erfüllt mich mit sittlichem Ekel." Sie war auch im Begriff gewesen, dem Pastor ein strenges Wort zu sagen; als sie aber aufblickend sein greises Haupt und wohlwollendes Angesicht gesehen, da hatte sie ihm nur bemerkt: wenn sie, „eine Lüge (die Unterwerfung ohne Glauben) auf dem Herzen, die Sakramente empfange, so bringe das keinen Segen, raube ihr nur die Ruhe", worauf er nicht weiter in sie gedrungen.

Doch nun hinweg, ihr düsteren Schatten, aus der Nähe einer Seele, die nur am Lichte Gottes Freude hat! Nicht mehr hindern sollen sie wenigstens von jetzt an unser Auge, unverwandt auf den Frieden und die erhebende Frömmigkeit der Schwester Augustine zu blicken.

Wir erinnern hier noch einmal an ihre unüberwindliche Heiterkeit in allen Stürmen und Qualen. Von dem Kleinmuth, der sie auf kurze Zeit zuweilen zu drücken schien, erklärte sie wenige Wochen vor ihrem Tode noch einmal entschieden, er sei ihrem Geiste, ihrem ganzen inneren Menschen fremd: „das ist körperlich", sagte sie, „und wird mit dem Leib in's

Grab gelegt.“ Wenn sie körperlich aber nur einigermaßen freier war, namentlich ruhig athmen konnte ohne Hustenanfall, flog Sonnenschein über ihr Antlitz, und war sie zum heiteren Scherzen aufgelegt, wie in gesunden Tagen, und zwar unmittelbar nachdem die heftigsten Schmerzen sie eben losgelassen. Hier nur ein Beispiel. Sie litt eines Tages furchtbar, mit heißen Schmerzen ringend bis zur Mittagszeit. Ein Besuch, der sie also gesehen, fand sie zwei Stunden später (nach dem Mittagessen) an einem Tische, den sie sich hatte an's Bett rücken lassen, in der heitersten Weise damit beschäftigt, der Schwester Gertrud Anweisung zu geben, wie sie Nachtjacken zuschneiden solle. Die gute S. Gertrud zeigte nicht gleich große Geschicklichkeit dazu, und nun nahm sie den scherzenden Ton an, der so herzgewinnend war, und sagte: „Aber Trudel, sie gucken auch gar nicht zu; so, — so müssen Sie das Zeug legen!“ Von den Anwesenden erhob Jemand die Frage: „Warum so dunkele Jacken für Sie, Mutter? Weiße wären doch viel schöner!“ Und sie antwortete: „Gewiß wären weiße schöner; aber wenn man so krank ist, wie ich, vergehen Einem alle weltlichen Gedanken und man ist nur froh, wenn man gar nicht mehr an die Toilette zu denken nöthig hat.“ Sie lächelte, aber die Anwesenden sahen einander an und lachten noch viel mehr über „die weltlichen Gedanken“ der Mutter; und nun lachte sie laut mit, so herzlich, wie es ihr eigen war.

Doch jetzt zurück zu ihrem Harren auf den Herrn. Sie hoffte also in Vallendar von Anfang an und von Tag zu Tag auf die Ankunft ihres treuen Erlösers und Meisters mit immer steigender Sehnsucht, mehr als der Wächter auf den Morgen. Seine Ankunft war ihr der Aufgang der Sonne. „In der Weihnacht sterben", rief sie einmal aus: „wie schön wäre das! Aber das wäre zu schön, das bin ich nicht werth! Und doch thut der liebe Gott so Vieles, was wir nicht werth sind; vielleicht erweist Er mir diese einzig große Gnade." — „Wie schön wäre das", — wiederholte sie nach einer Pause.

Weihnachten zeigte ihr der Herr noch nicht sein unverhülltes Angesicht. Als sie einmal aus einer Ohnmacht erwachte, sagte sie: „Wenn ich, nachdem ich auf Augenblicke das Bewußtsein verloren, wieder zu mir komme, auf einmal durch irgend einen Ton erfahre, daß ich noch immer hier bin, auf dieser Erde, dann ist mir's jedesmal, als ob mich Gott noch zurückweise, von meiner Sehnsucht gar nichts wissen wolle, — das ist zu schmerzlich!"

Ihre Sehnsucht hatte nicht die Bedeutung eines bloßen Verlangens, von den Leiden befreit zu werden, sondern ihr wesentlicher Inhalt war die Liebe zu dem Herrn, in dessen Lichte zu wohnen sie für ihre einzige Seligkeit erachtete.

Sie wünschte dann, am 4. Januar, am Todestage ihrer geliebten Schwester Hildegard, zu sterben. Indem sie ein volles Lob über diese ergoß, sagte sie:

„Die milde Hildegard, die so geduldig war und so gut, holt mich hoffentlich ab.“ Aber sie überlebte auch diesen Tag, — und die ungestillte Sehnsucht mit ihr. Am 19. April 1854 hatte sie zu Bonn in ihr Tagebuch geschrieben: „Wenn ich hier vom Fenster aus in das frische Grün der Bäume und auf die unzählbaren Knospen und Blüthen des Frühlings schaue, dann erwacht immer in meinem Herzen eine so seltsame, ungestüme Sehnsucht; — den Wanderstab möchte ich ergreifen, um fortzuziehn aus diesen engumschließenden Mauern, — ohne zu wissen und deutlich mir sagen zu können, wohin? — Ist dieser zeitliche, irdische Frühling ein schwaches Schattenbild des Frühlings dort oben, den kein Sturm mehr zu entblättern vermag, und sehnt sich meine Seele nach dieser ihrer Heimath? — Warum erbebe ich denn vor dem Tage und der Stunde, die mich aus dieser engen Wohnung der Menschen erlösen soll, um vor meinem geistigen Auge die ewige Frühlingspracht zu entfalten? Ach, das so schmerzliche Bewußtsein des Ungehorsams drängt sich wohl zwischen mein und des Vaters Herz, und so kann ich nicht mit der ganzen ungetheilten Sehnsucht in Seine Arme eilen! Daher rufen wohl alle diese Blüthen und Knospen eine gewisse Sehnsucht in mir wach, allein Freudigkeit des Herzens fehlt mir, um den dunkeln Weg zu kürzen.“ Unterdessen hatte sie Gehorsam geübt im Krieg und Frieden bis zur Aufopferung aller ihrer Kräfte und bis zur heldenmüthigen Ertragung

der bittersten Schmach und Verfolgung: jetzt erbebte sie nicht mehr vor der Stunde der Erlösung, jetzt hatte sie die ersehnte Freudigkeit des Herzens.

Als sie eines Tages in einer Kirche auf dem Berge mit einem Gefühle, daß ihr wohl und heimlich sei, innig gebetet hatte und sie dann herausgetreten war an einen Abhang, der den Einblick in ein stilles Thal mit ländlichen Hütten gewährte, sagte sie sich: „Warum gerade eine so friedliche Einsamkeit mich immer so eigenthümlich wehmüthig macht, kann ich mir nicht genügend enträthseln .... Bringt mir eine so friedliche Landschaft vielleicht ein Grußwort aus den ewigen Höhen und Tiefen, deren Frieden nie im Sturme erschüttert steht? — Oder ist es der schmerzliche Blick auf die Fesseln, die unsere eiligen Schritte zur Heimath hemmen? — Ja, ein Heimweh ist es — das Weh in unserer Brust, daß wir noch nicht im Vaterhaus sind.“ Die Fesseln hatten jetzt angefangen, sich zu lösen: da reichten ihr die schnellsten Schritte nicht mehr aus, nach Flügeln verlangte sie.

Auch ein anderes Wort bewährte sich nun an ihr, das sie einst dem Tagebuche anvertraut (23. April): „An meinem armen kleinen Pflegling finde ich wieder recht die schon früher gemachte Erfahrung bestätigt, daß nämlich diejenigen, die noch in der ersten Blüthe der Jugend stehen, viel leichter das Opfer ihres Lebens bringen, als diejenigen, die schon des Lebens Bitterkeit und Stürme empfunden.

Diese Thatsache würde nicht vor unser Auge treten, wenn Leid oder Freud den Abschied vom Leben uns leicht oder schwer machte; sondern ich glaube, daß der tiefere und richtigere Grund darin liegt, daß in dem Gemüth eines Kindes Glaube und festes Vertrauen auf ein besseres Jenseits in so voller Kraft steht, welches ihm den Abschied von der sichtbaren Welt leichter macht, als er dem Herzen wird, welchem schon die Wirren und Täuschungen des Lebens diese Frische der Kraft geraubt haben. Ein eben erwachsenes Kind sieht so harmlos, ja freudig dem herannahenden Tode entgegen, als ob dies das wirkliche Nachhausgehen für es sei, vor welchem es freilich dann auch nicht zurücktreten oder erbeben zu müssen glaubt. Will auch ich dieses großen Vorzugs mich einst erfreuen, dann darf nie das harmlose aber feste Vertrauen auf eine jenseitige Heimath in den Schmerzen und Täuschungen des Lebens in mir untergehn, um auch im reifen Alter Kind zu sein und zu bleiben." Dies war ihr gelungen. Trotz aller Berührung mit dem Harm in und außer der Kirche war sie harmlos geblieben, und das kindlichste, unerschütterte Vertrauen, daß das Sterben ihr eigentliches „Nachhausgehen" sei, hatte sie bewahrt.

Und noch eines Wortes, welches sie damals (21. Mai) geschrieben, gedenken wir hier unwillkürlich:

„Hat auch das Hinaustreten in die blühenden Felder mich an Seele und Leib erquickt, so fand ich doch auch mich nicht karg bedacht, als ich diese ver-

flossene Nacht am Sterbebette zubrachte. — Heiß und lange kämpfte der arme Sterbende, bis ihm der Schweiß in großen Tropfen auf der Stirne perlte und die müden Hände erkaltet niedersanken. — Wie ich schon oft es sah, bemerkte ich auch bei ihm, wie unmittelbar nach dem letzten Athemzug seiner Brust aus seinen Gesichtszügen jener so sel'ge Friede leuchtete. — Es kommt mir vor, als ob der Geist, schon jene höheren Regionen durchschwebend, noch einmal zurückblickte auf die Hülle, die ihn einst umgab — so wie die Sonne bei ihrem Niedergang mit ihren goldenen Strahlen einen kurzen Augenblick noch die einsame Hütte des Thales grüßt. So gerne sehe ich jenen sel'gen Lichtglanz auf der Stirne der eben erblaßten Leiche, wohl wie ein Fremdling den Boten aus seiner geliebten Heimath willkommen zu heißen pflegt." — Nun erwartet sie voll Sehnsucht aus der Heimath Denjenigen, der die Sonne alles Lichtglanzes der verklärten Geister ist, damit Er Selbst, der treue Heiland, sie dorthin führe, wo dem Tage keine Nacht mehr folgt und keine Thräne des Abschieds mehr geweint wird. —

Endlich kam Er. Nachdem sie am 25. Januar noch eine schwere Prüfung durchgerungen — nicht weil an diesem Tage der gute, fast taube Greis (Seydel) ihr zugerufen: „Liebes Malchen, unterwirf Dich doch mir zu lieb" — sondern weil eine Krisis der Krankheit ihr die Möglichkeit eines längeren Lebens vorspiegelte und ihr damit schweren Kampf

bereitete, bis sie auch darin siegte und den Willen Gottes über all ihre Wünsche setzte, war der Leidenskelch geleert und ihre Bewährung vollendet. Kampflos, nur körperlich sehr unbehaglich, ging der Freitag vorüber. Samstag Morgen nahm sie noch Besuch aus Bonn an, zwei junge Damen (N.), welche ihr im Lazarethdienste während des französischen Krieges treu und eifrig zur Seite gestanden. Diese meinten sie ziemlich wohl gefunden zu haben und hofften sie am Nachmittage noch einmal zu sehen. Aber es war die letzte Ruhe vor dem Aufbruch gewesen; sie sahen sie nicht mehr. Nachmittags war Verschlimmerung eingetreten, so daß sie von der Oberin Hedwig und der Schwester Gertrud sich hatte in's Bett tragen lassen müssen.

Bei großer Ermattung hatte sie das Gefühl, als werde sie die Nacht von Samstag auf Sonntag schlafen. Aber um zwei Uhr weckte sie in großer Beängstigung die Schwester Gertrud und bat, ihr in den Sessel zu helfen. Wie schlimm ihr Zustand auch war, und obgleich bis zum Morgen keine Besserung sich zeigte, so ahnten beide doch noch nicht, daß der Herr nun wirklich im Kommen sei.

Es war am 28. Januar 1872, Sonntag Morgen, ein Tag des Herrn. Sie schickte die Schwester Gertrud in die Kirche und lehnte unterdessen ihr müdes Haupt an die Schulter der guten, tief mitleidenden Oberin Hedwig, der es auch gelang, ihr die kalten Hände auf Augenblicke zu erwärmen, so

daß ein gewisses Wohlgefühl wie der Besserung eintrat. S. Gertrud kam zurück; der Morgen schritt vor. Allmälig bemächtigte sich doch der Kranken wie der Schwestern ein eigenthümliches Gefühl, so daß ihnen das Erscheinen des Arztes erwünscht war. In der Natur draußen sah es düster aus; ein dichter schwerer Nebel lag auf der Landschaft. Der Arzt, Dr. Köchling, kam. Es war gegen 10 Uhr. Das scharfe Auge der Schwester Augustine las in dem Auge des Arztes ungewohnte Bedenken, und er mußte ihr bald gestehen, daß er ihren Zustand wohl sehr verschlimmert finde; indessen bemerkte er mildernd, dies vermehrte Uebelbefinden rühre gewiß von dem starken Nebelwetter her. Darauf erwiederte sie: „Ach, sagen Sie nicht, Herr Doctor, der Nebel sei die Ursache; sagen Sie mir doch, es sei der Tod.“ Der Arzt zögerte. S. Gertrud bemerkte ihm, wenn er wirklich eine gefährliche Verschlimmerung finde, so möge er es der Mutter aufrichtig sagen, es sei ihr Wunsch, zu sterben, sie sei nicht, wie andere Kranke, eine solche Nachricht gereiche ihr zur Freude. Da gestand er, daß nach seiner Ueberzeugung eine Lungenlähmung im Anzuge sei und es sich nur noch um Stunden handeln könne. Sichtbar erfreut ergriff sie beide Hände des Arztes mit den Worten: „Danke, danke, Herr Doctor.“

Von da an beobachtete sie nun selbst das Kommen des Todes. Sie legte abwechselnd ihren Kopf auf die Schulter bald der Schwester Hedwig, bald

der Schwester Gertrud, indem sie beim Wechsel sagte: „Jetzt sind Sie müde." Dann sagte sie: „Ich kann meine Füße nicht mehr bewegen," und nach einer Weile bemerkte sie, daß die Hände kraftlos wurden. Endlich rief sie: „Ach, ich bin so kalt, so schrecklich kalt, wärmen Sie mich doch!" Nun brach der Schweiß hervor, und sich besinnend sagte sie tief ernst: „Das ist der Todesschweiß, — ach, wie schwer ist die Todesstunde." Nun fing die Schwester Gertrud laut an zu beten. Von diesem Augenblicke an wandte die Schwester Augustine sich ab von ihrem sterbenden Leibe und richtete das Auge ihres dem Tode unnahbaren Geistes ganz auf das Kommen des Erlösers. Die Schrecken des Todes, kaum genaht, waren geflohen. Die Schwestern Hedwig und Gertrud waren niedergekniet. Sie beteten. Bei dem Namen Jesu strahlte noch einmal das Auge der Scheidenden hell auf, ehe es brach. Es war, als sähe sie Ihn, mit den Worten Ihn begrüßend: „Endlich, endlich kommst Du!" Laut betete sie noch mit, und ihr Antlitz verklärte sich bei den innig gesprochenen Worten: „Jesus, Dir leb' ich, Jesus, Dir sterb' ich, Jesus, Dein bin ich im Leben und im Tode!" Zwischen die Gebete der Schwestern rief sie wiederholt aus dem tiefsten Herzen die Worte der Sehnsucht hinein: „Ach, Herr Jesu, komme bald!" Um 12 Uhr 45 Minuten kam Er, und Er-holte sie so sanft, wie wenn sie betend eingeschlafen wäre: sie war entschlummert in dem Herrn.

Der Eindruck dieses gottseligen Hingangs auf die Schwestern war so groß, daß die Oberin Hedwig noch am folgenden Tage mit Zuversicht sagte: „Sie ist so fromm gestorben, sie ist gewiß im Himmel!“

Das sprach in ihrem natürlich gesunden und einfach christlichen Gefühl die gute Schwester Hedwig: „Sie ist gewiß im Himmel!“ Aber die nach dem Vatican correcte künstliche Frömmigkeit der Chère-Mère sagte dagegen: „Sie geht uns nichts mehr an, sie war eine hérétique, reißt ihr das Ordenskleid vom Leibe und setzt die Leiche verlassen auf die Straße, auf daß ihr ein ehrloses Begräbniß zu Theil werde,“ wie zurechnungsfähigen Selbstmördern und notorischen Sündern! Die arme Oberin in Vallendar mußte dem von der Generaloberin „an Gottes Statt“ ertheilten Befehle, wenn auch mit blutendem Herzen, gehorchen. Um die Bedeutung der Beraubung des Ordenskleides zu fassen, ist es nöthig, sich mit der Anschauungsweise der Klosterleute vertraut zu machen. Sie betrachten das Ordenskleid wie die Bürgschaft einer besonderen Auserwählung und höheren Moral, wie einen Panzer gegen den bösen Feind und wie einen Schild gegen das verdammende Urtheil Gottes. Einer Leiche das Ordenskleid zu entreißen, das ist also ein Befehl der Oberen, der zugleich besagt, daß die Seele ohne Schutz vor dem verdammenden Urtheil Gottes sein solle. Schon am Ausgange des Mittel-

alters finden wir allgemein in den Klöstern wie ein Axiom den Satz: „Laß Dich im Ordenskleid begraben als mit einem Schild vor Gottes Urtheil!“ Der Beraubung des Ordenskleides entspricht daher durchaus das ehrlose Begräbniß.

Von dem finstern Geiste, welcher jenen Befehl eingegeben, fand sich in den braven Schwestern, an deren Brust und unter deren frommen Gebeten die Heimgegangene entschlummert war, keine Spur. Sie thaten, was sie mußten auf ihrem Standpunkte, aber sie haben gewiß nur unter Thränen der theuern Leiche das Ordensgewand genommen, und die Thränen verdiente auch der Orden, der durch diesen Act sich selbst seiner schönsten Zierde beraubte. Hatte doch sogar die Oberin des Mutterhauses zu Trier den Schwestern zu Bonn gestehen müssen, sie hätten im ganzen Orden keine Schwester, die so viel Nächstenliebe geübt, wie die Schwester Augustine! Und Nächstenliebe sollte doch von dem Geiste des Ordens zeugen und sein Wesen offenbaren. Der Orden mußte sein Wesen selbst verleugnen, weil ein Italiener für unfehlbar gehalten werden wollte!

Nachdem das Ordenskleid ihr genommen war, zogen die guten Schwestern ihr über das Todtenhemd eine weiße Jacke und ein Häubchen von gleicher Farbe an, legten ihr ein Kränzchen von gemachten weißen und grünen Blümchen um die edle Stirne und auch ein Sträußchen auf das Herz. Ein Kreuz ihr, wie es Sitte ist, in die Hand zu geben, scheint

ihnen verboten gewesen zu sein, weil der Papst wähnt, er könne die ihn nicht adorirenden Christen von der Erlösung durch das Kreuz Christi ausschließen. Sie hatte sich das Wort des Gekreuzigten rein und unvermischt bewahrt, deshalb sollte sie mit dem Zeichen des Kreuzes nicht geschmückt werden! Aber die Schwestern hinderten nicht, daß eine Dame von Außen, welche zu der Leiche am 29. Januar zugelassen wurde, ihr ein Kreuzchen in die lieben Hände drückte, die Tausenden im Namen Jesu wohlgethan und von so vielen Leidenden gesegnet worden waren.

Am 30. Januar, in früher Morgenstunde, fuhr ein einsamer Nachen von Vallendar den Rhein hinab, dem linken Ufer zugewandt in der Richtung von Weißenthurm. In dem Nachen war außer den Schiffern kein Mensch. Gegen 10 Uhr Morgens landete derselbe bei dem ersten Hause des Dorfes Weißenthurm, welches ein Wirthshaus ist. Die Schiffer befestigten ihr Fahrzeug und gingen in das Haus. Am Ufer spielende Kinder stiegen in den Nachen und fanden unter losen Brettern, die sie verschoben, einen Sarg. In dem Sarge war die Leiche der so ruhmvoll weithin bekannten Schwester Augustine. —

Das Begräbniß in der Familiengruft zu Weißenthurm hatte sie selbst gewünscht. Sie hatte deshalb an die dortige Gemeindebehörde der Schwester Gertrud einen verschlossenen Brief eingehändigt, den diese nach ihrem Tode an seine Adresse sollte gelangen lassen. Andererseits hatte sie ihre Verwandten

in Bonn gebeten, die Sorge wegen des Begräbnisses zu übernehmen. Kosten muthete sie diesen nicht zu, obgleich dieselben schon wenige Tage nach ihrer Uebersiedelung von Herzen sich bereit erklärt hatten, das Hospital zu Vallendar für ihren ganzen Aufenthalt daselbst zu entschädigen, was sie freundlich, aber entschieden abgelehnt, wie sie auch das gleiche Anerbieten der Oberin des Mutterhauses zu Trier nicht angenommen. Doch ist dem Hospital alles ersetzt worden mit Wissen und Zustimmung der Schwester Augustine durch die Bonner Familie S., und außerdem flossen der Anstalt während ihrer Krankheit, was der Kranken große Freude bereitete, manche Gaben zu, wie z. B. eine ihrer Freundinnen am Tage St. Nicolaus (6. Dec.) die Waisenkinder des Hauses durch eine reiche Bescheerung beglückte.

Sie hatte also von den Verwandten nur die Liebesmühe, die freilich mehr werth ist, als Geld, verlangt. Diese bemühten sich auch, ganz in ihrem Sinne, so wie sie denselben verstanden, zu handeln. Entschieden nicht in ihrem Sinne war die an den unterworfenen Pfarrer von Kettich, Kärlich und Weißenthurm gerichtete Bitte, die kirchliche Beerdigung vorzunehmen, da sie mit allem Eifer während ihres ganzen Aufenthalts in Vallendar eine solche durch den dortigen Pfarrer zu verhindern bestrebt gewesen, damit nach ihrem Tode nicht der Schein entstehe, als sei sie „mit einer Lüge“, wie sie sich immer ausdrückte, in die Ewigkeit gegangen. Die kirch-

liche Beerdigung durch einen altkatholischen Geistlichen haben die Verwandten positiv gehindert, und dabei waren sie in gutem Glauben. Die Schwester Augustine hatte in Vallendar geäußert: „Ich möchte ganz gern von dem Herrn Professor Knoodt begraben werden, aber Angesichts der Möglichkeit von Ruhestörungen in Weißenthurm ist es mir lieber, wenn er es nicht thut." An der kirchlichen Berechtigung eines solchen Begräbnisses vor Gott zweifelte sie nicht im Geringsten. Bestimmend in ihrem Sinn war also nur die Frage, ob die (etwas über 700) Bewohner von Weißenthurm christlichen Anstand besäßen oder nicht. Nach dem Benehmen der römischen Katholiken an anderen Orten konnte man darüber zweifelhaft sein. Die Verwandten der Heimgegangenen wählten den sicheren Weg, um ein stilles, friedliches Begräbniß nicht in Frage zu stellen. Der Bürgermeister von Weißenthurm hatte seinerseits aber auch mit weiser Vorsicht gehandelt, indem er von der Regierung zu Coblenz sich Verhaltungsmaßregeln erbeten. Die Regierung hatte geantwortet, das Begräbniß habe in jedem Falle (also auch wenn ein altkatholischer Geistlicher es vornehme) und zwar durch den ordentlichen Eingang des Kirchhofs stattzufinden.

Die Bonner Cousine der Schwester Augustine reiste Montag den 29. nach Vallendar, verabredete dort das Begräbniß auf die ersten Nachmittagsstunden des folgenden Tages und bestimmte demgemäß

die Stunde, wann die Leiche in Begleitung eines zuverlässigen Mannes zu Weißenthurm eintreffen solle. In den Zeitungen wurde der Tod angezeigt ohne Angabe der Begräbnißzeit. Dadurch wurden die sämmtlichen Coblenzer Freunde von der Theilnahme ausgeschlossen, wohl nicht mit Absicht. In Bonn machten die Verwandten in einem engeren Kreise Anzeige. Die Professoren Knoodt und Reusch boten ihre Dienste zum kirchlichen Begräbniß an. Sie fanden keine Annahme. Alle kirchlichen Functionen wurden verbeten.

Die Schwestern in Vallendar hatten nach der Abreise der Cousine Bedenken wegen der verabredeten Stunde: sie fürchteten Volksauflauf und sandten deshalb die Leiche in früher Morgenstunde nach Weißenthurm, ohne die Verwandten davon zu benachrichtigen; sie schickten sie ohne den bestimmten Begleiter, weil sie in Coblenz Kränze bestellt hatten, die so früh nicht ankamen. Derselbe sollte mit diesen nachfahren. So kam es, daß der Sarg länger als drei Stunden verlassen am Rhein stand.

Im Laufe des Morgens kam die Fürstin zu Wied, die den Tod der verehrten Schwester tief betrauerte, nach Vallendar, weil sie nicht wußte, daß das Begräbniß am Nachmittage in Weißenthurm stattfinden sollte. Auf die Kunde, daß die Leiche bereits dorthin gefahren sei, fuhr sie eilig nach. Und sie war es, die den Sarg einsam am Ufer dort fand. Bald nach ihr trafen Verwandte ein. Der Sarg

wurde in den Tanzsaal des erwähnten Wirthshauses getragen, aus dem sofort Alles, was das Gefühl verletzen konnte, entfernt wurde. Nachdem auch der verabredete Zug von Bonn angekommen war, versammelte sich hier das kleine Trauergeleit. Erschienen waren, außer fünf Verwandten, die der Schwester so viele Jahre hindurch befreundeten Aerzte, die Geh. Räthe Dr. Velten und Dr. Nettekoven, die drei Leidensgenossen in dem kirchlichen Kampfe, die Professoren Knoodt, Langen und Reusch und deren Gesinnungsgenossen von der Universität Ritter, Doutrelepont und v. Lasaulx, sowie der Universitäts-Curator Geh. Oberreg.-Rath Dr. Beseler — vom Curatorium nur Eller; zu diesen kamen etwa 10 bis 12 Damen und einige Personen vom Dienstpersonal des Bonner Hospitals. Professor Knoodt trat nochmals an das Haupt der anwesenden Verwandten in Weißenthurm selbst heran mit der Bitte, es möge die Mitwirkung eines der anwesenden Geistlichen gestattet werden, von diesem aber wurde die Besorgniß nicht überwunden und auch jede Anrede, sei es im Saale vor der aufgestellten Leiche oder am Grabe, streng untersagt, schließlich jedoch dem Professor Reusch erlaubt, am Grabe das Gebet der Herrn vorzubeten.

Das Trauergeleit und das Begräbniß vollzog sich ohne jede Störung; einige Dorfbewohner schlossen sich an, die übrigen, welche sich zeigten, beobachteten den vollen religiösen Anstand. Die Einwohner von Weißenthurm verdienten Anerkennung, aber es soll

auch nicht verschwiegen werden, daß sie einen friedliebenden Pfarrer hatten.

Als der Sarg bei feierlicher Stille in's Grab gesenkt war, leitete Professor Reusch das „Vater unser“ mit den Worten ein: einer Leichenrede würde es hier nicht bedürfen, auch wenn sie gestattet wäre, da die Anwesenden viele Jahre hindurch Zeugen des segensreichen Wirkens der Entschlafenen gewesen seien; was ihrer Bestattung an äußerem Gepränge mangele, das werde reichlich aufgewogen durch die Herzlichkeit und Innigkeit der Gefühle, welche die Theilnehmer erfüllten. Und in der That, da er selbst vor innerer Bewegung kaum das Gebet sprechen konnte, blieb kein Auge ohne Thräne. Zu groß war auch der Gegensatz dieses an selbstloser Liebe so wunderbar reichen Lebens und der Armuth der Menschen an Dankbarkeit. Vor der dritten Wiederholung des Gebetes — für denjenigen von den Umstehenden, der zuerst der Heimgegangenen in die Ewigkeit nachfolgen werde — sprach Prof. Reusch den Wunsch aus, daß Jeder, wenn der Herr komme, so vorbereitet sein möge, wie die Verstorbene, welche den klugen Jungfrauen geglichen, die dem kommenden Bräutigam mit brennender Lampe entgegengingen.

Das Grab wurde in Gegenwart des Trauergeleites zugeworfen und der frische Hügel mit zahlreichen in vollem Schmucke prangenden Blumenkränzen und einem Palmzweige bedeckt.

Die Hierarchie wollte, daß das Grab der Schwester Augustine ehrlos sei und ihr Andenken entweiht; aber ihr Grab wird herrlich sein und ihr Andenken nach Jahrhunderten noch in Ehren, wenn die Namen ihrer Bedränger längst der Vergessenheit oder dem Gerichte der Geschichte verfallen sein werden.

Ein Nekrolog der „Coblenzer Zeitung" (1. Februar 1872) schloß mit den Worten: „Aufrichtig bedauern wir, daß es nicht der großen Zahl ihrer hiesigen Freunde vergönnt war, ihr das Trauergeleite zu geben. Tief trauernd legen wir auf ihren stillen Hügel einen Kranz manchfacher Erinnerungen, einen Kranz blühender Rosen, dem auch die Dornen nicht fehlen, aus dessen Blüthen uns aber ein köstlicher Duft entgegenweht, der Duft eines geistigen Frühlings, wie er nur in hochbegnadeten, reinen, liebevollen und opferwilligen Herzen wohnt."

Unsere Geschichte ist zu Ende. Ist sie uns nun entzogen, die menschenfreundliche Schwester Augustine, da sie in Gott ruht? Als sie einst selbst der ihr durch den Tod entrissenen Lieben gedachte, schrieb sie in ihr Tagebuch: „Den Augen hat der liebe Gott die Thränen geschenkt, um den Verlust des Schauens zu betrauern; meinem liebenden Herzen aber das Gebet gelassen, um den Heimgegangenen nachfolgen und sie erreichen zu können." —

[illegible]

[illegible]



